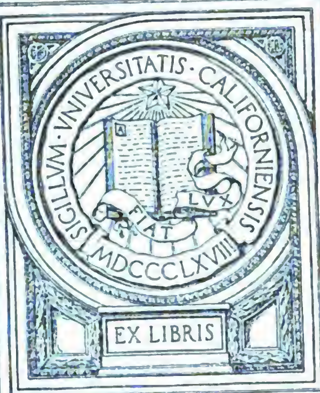
Lesebuch für das 2. schuljahr

Wilhelm Rein


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Lesebuch

für das zweite Schuljahr

Bearbeitet

von

den Verfassern der Schuljahre

Dritte Auflage



Leipzig
Verlag von Heinrich Bredt
1891

Vorbemerkungen.

1. Das Lesebuch ist für das zweite Schuljahr bestimmt. Vorausgesetzt wird die Durcharbeitung des Prosa-Stoffes im Gesinnungsunterricht. (Siehe 1. u. 2. Schuljahr der Verfasser, 4. u. 3. Auflage.)

2. Die mechanische Fertigkeit des Lesens wird also an Stoffen geübt, die den Kindern nicht nur bekannt, sondern auch durch die unterrichtliche Behandlung lieb geworden sind. Das Kind liest nichts Unbekanntes, der Lehrer braucht daher nicht so viel Zeit mit Erklärung des Inhaltes zu versäumen. Es kann sich demnach für diese ersten Übungen die ganze Kraft des Lehrers wie des Schülers auf das Lesen richten.

3. Die poetischen Stoffe schließen sich auf Grund der Konzentrationstheorie an die Robinsonerzählung, an den Erfahrungskreis der Kinder und an das Schulleben an.

4. An der Bearbeitung vorliegenden Lesebuchs ist außer den Verfassern der „Schuljahre“ auch Herr Dr. A. Bliedner, Seminarlehrer in Eisenach, beteiligt.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Märchen.

II. Erzählung von Robinson.

III. Gedichte.

I. Märchen.

1. Die Sternthaler.

1.

Es war einmal ein kleines Mädchen. Was es für einen Namen hatte, weiß ich nicht. Aber es war sehr gut. Es hatte auch einen guten Vater und eine gute Mutter. Die hatten es sehr lieb. Mit ihnen wohnte es zusammen, mit ihnen schlief es zusammen. Auch bekam es von ihnen zu essen. Sie gaben ihm Kleider und alles, was es brauchte. Da starb dem Mädchen Vater und Mutter.

2.

Es war nun sehr arm. Es hatte kein Kämmerchen mehr, um darin zu wohnen, und kein Bettchen, um darin zu schlafen. Endlich hatte es gar nichts mehr, als ein Kleidchen am Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand. Nun war es von allen Menschen verlassen. Es ging hinaus aufs Feld und dachte: Der liebe Gott wird mir schon helfen.

3.

Da kam ihm ein alter Mann entgegen. Der sprach: Gieb mir dein Stückchen Brot, ich bin sehr hungrig. Da gab das Mädchen sein ganzes Stückchen Brot hin. Als das Mädchen nun weiter gegangen war, kam ihm ein Kind entgegen. Das sagte: Gieb mir dein Mützchen, mich friert's an meinen Kopf. Da nahm es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war,

kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen. Da zog das Mädchen sein Leibchen aus und gab es ihm. Hernach kam noch ein Mädchen, das hatte kein Röckchen und sprach: Gieb mir dein Röckchen. Da gab es das Röckchen auch noch weg.

Endlich kam es in einen großen Wald. Es fing schon an, dunkel zu werden, da kam noch ein Mädchen und bat um ein Hemdlein. Da dachte das fromme Mädchen: Es ist schon dunkel. Es sieht mich hier kein Mensch. Ich will ihm mein Hemdchen geben. So gab es auch noch sein Hemdchen hin.

4.

Und wie es so stand und nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler. Und zugleich hatte das Mädchen ein neues Hemdchen an. Da sammelte es die Thaler hinein und war nun reich, so lange es lebte.

2. Der süße Brei.

1.

Es war einmal ein kleines, armes Mädchen. Das wohnte mit seiner Mutter zusammen. Sie hatten beide nichts zu essen und mußten großen Hunger leiden. Da ging das Mädchen in einen großen Wald. Hier begegnete ihm eine alte Frau. Die wußte schon, daß das Mädchen Hunger leiden mußte. Deshalb schenkte sie ihm ein Töpfchen und sagte: Sprichst du: Töpfchen, koch! so kocht es guten, süßen Reisbrei; sprichst du aber: Töpfchen, steh! so hört es auf zu kochen. Da nahm das Mädchen den Topf und brachte ihn heim zu seiner Mutter. Nun brauchten sie keinen Hunger mehr zu leiden. So oft sie wollten, aßen sie süßen Reisbrei.

2.

Einmal ging das Mädchen fort, und die Mutter war ganz allein. Da sie Hunger hatte, sprach sie: Töpfchen, koch! Aber sie hatte vergessen: Töpfchen, steh! Das Töpfchen kochte immer

fort, es lief über. Die Küche wurde voll Reisbrei, das ganze Haus, die Straße und zuletzt alle Häuser. Nur ein Haus blieb übrig. Kein Mensch wußte sich zu helfen.

3.

Da endlich kam das Mädchen nach Hause und rief: Töpfchen, steh! Sogleich hörte es auf zu kochen. Wer aber in die Stadt wollte, der mußte sich durch den Reisbrei essen.

3. Frau Holle.

1.

Eine Frau hatte zwei Töchter. Die eine war schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule viel lieber als die schöne. Deshalb mußte diese alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich jeden Tag auf die Straße neben einen Brunnen setzen und spinnen, bis ihm die Finger bluteten. Einmal wurde auch die Spule blutig, da bückte es sich in den Brunnen und wollte sie abwaschen. Es ließ aber die Spule in das Wasser fallen. Nun weinte es, lief zur Mutter und sprach: Mutter, ich habe die Spule in den Brunnen fallen lassen. Die Mutter aber war böse und sagte: Hast du die Spule ins Wasser fallen lassen, so hole sie auch wieder heraus.

2.

Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte. In seiner Angst sprang es in den Brunnen, um die Spule zu holen. Es wurde ohnmächtig. Und als es wieder erwachte, war es auf einer schönen Wiese. Die Sonne schien, und viel tausend Blumen standen darauf. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voll Brot. Das Brot aber rief: Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich! Da trat es mit dem Brotschieber hinzu und holte alles heraus.

3.

Danach ging es weiter und kam zu einem Baume, der hing voll Äpfel. Diese riefen ihm zu: Schüttle mich, schüttle mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif! Da schüttelte es den Baum so lange, bis kein Apfel mehr oben war. Und als es alle in einen Haufen zusammen gelesen hatte, ging es auf dem Pfade weiter.

4.

Endlich kam es zu einem kleinen Hause. Daraus guckte eine alte Frau. Weil sie aber so große Zähne hatte, ward dem Mädchen angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief: Was fürchtest du dich, mein liebes Kind? Bleib bei mir! Wenn du alle Arbeit ordentlich thun willst, so soll es dir gut gehen. Nur mußt du acht haben, daß du mein Bett schön machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen. Dann schneit es in der Welt. Ich bin die Frau Holle.

5.

Weil die Frau so gut sprach, blieb das Mädchen da und wurde ihre Magd. Das Mädchen that alles, was die alte Frau wollte. Auch schüttelte es das Bett tüchtig, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen. Dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes.

6.

Es dauerte nicht lange, so bekam das Mädchen Heimweh. Endlich sagte es zu der alten Frau: Wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben. Ich muß wieder hinauf zu Mutter und Schwester. Die Frau Holle sagte: Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst. Weil du mir so treu gedient hast, will ich dich selbst wieder hinauf bringen. Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das wurde aufgethan, und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein dichter Gold-

regen, und das Gold blieb an ihm hängen. Das sollst du haben, sprach die Frau Holle, weil du so fleißig gewesen bist. Hier ist auch deine Spule wieder.

7.

Darauf wurde das Thor zugeschlossen, und das Mädchen war wieder bei dem Hause seiner Mutter. Als es in den Hof kam, rief der Hahn:

Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie.

Nun ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt war, wurde es von ihr und von der Schwester gut aufgenommen.

8.

Das Mädchen erzählte, wie es ihm ergangen war, und wie es das viele Gold bekommen hatte. Als die Mutter das hörte, sollte die häßliche und faule Tochter auch reich werden. Deshalb mußte sie sich auch an den Brunnen setzen und spinnen. Damit die Spule blutig würde, stach sie sich in die Finger. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein.

9.

Sie kam auch auf die Wiese und ging auf demselben Wege weiter. Als sie an den Backofen kam, schrie das Brot wieder: Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich! Die Faule aber antwortete: Da hätte ich Lust, mich schmutzig zu machen. Bleib im Ofen, bis du schwarz wirst, und ging weiter. Bald kam sie auch zu dem Apfelbaume. Der rief: Ach, schüttle mich, schüttle mich, die Äpfel sind alle miteinander reif! Sie antwortete aber: Du kämst mir eben recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen, und ging weiter. Als sie vor das Haus der Frau Holle kam, fürchtete sie sich nicht. Denn sie hatte von ihren großen Zähnen schon gehört. So wurde sie ihre Magd.

10.

Am ersten Tage gab sie sich rechte Mühe, war fleißig und folgte der Frau Holle, denn sie dachte an das viele Gold. Am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faulenzen. Am dritten Tage wollte sie des Morgens gar nicht aufstehen. Das hatte die Frau Holle bald satt und wollte sie nicht mehr behalten. Die Faule war es wohl zufrieden, denn sie dachte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thore; aber als sie darunter stand, wurde statt des Goldes ein Kessel voll Pech ausgeschüttet. Das ist zur Belohnung für deine Dienste, sagte die Frau Holle und schloß die Thür zu. Als die Faule nach Hause kam, schrie der Hahn:

Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie.

Das Pech aber blieb an ihr hängen, so lange sie lebte.

4. Strohhalm, Kohle und Bohne.

1.

In einem Dorfe wohnte eine arme, alte Frau, die wollte Bohnensuppe kochen. Sie nahm eine Hand voll Stroh, zündete es an und legte Reisig und Holz darauf. Als sie nun die Bohnen in den Topf thun wollte, fiel eine auf den Boden und legte sich neben einen Strohhalm. Bald danach fiel auch eine glühende Kohle zu den beiden herab.

2.

Da sprach der Strohhalm: Liebe Freunde, wo kommt ihr her? Die Kohle antwortete: Ich bin aus dem Feuer gesprungen, sonst wäre ich zu Asche verbrannt. Die Bohne sagte: Ich bin noch so davon gekommen; hätte mich die alte Frau in den Topf gebracht, ich wäre zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden. Und ich, fing der Strohhalm an, würde auch verbrannt sein, wenn ich nicht auf den Boden gefallen wäre. Alle meine Brüder hat die Alte ins Feuer geworfen,

sechzig hat sie auf einmal ums Leben gebracht. Was fangen wir aber nun an? sprach die Kohle. Wir wollen gute Kameraden bleiben, sprach die Bohne, und zusammen in ein fremdes Land ziehen.

3.

Das gefiel allen sehr gut, und sie machten sich sogleich auf den Weg. Auf einmal kamen sie an einen kleinen Bach. Da keine Brücke da war, wußten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohhalm sprach: Wartet, ich will euch sagen, wie wir hinüber kommen. Ich will mich quer über den Bach legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinüber gehen.

4.

Der Strohhalm legte sich also über das Wasser her. Sogleich kam die Kohle und trippelte auf der neugebauten Brücke hin. Als sie aber in die Mitte gekommen war, ward ihr angst, und sie blieb stehen. Da fing der Strohhalm an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach. Die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und war tot.

5.

Die Bohne, die noch am Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte so sehr lachen, daß sie zerplatzte. Sie wäre auch gestorben, wenn nicht ein Schneider gekommen wäre. Als er die Bohne sah, holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte die Haut wieder zusammen. Die Bohne bedankte sich recht schön. Es war eine Puffbohne. Weil aber der Schneider schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben alle Puffbohnen seit dieser Zeit eine schwarze Naht.

5. Das Lumpengesindel.

1.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: Jetzt werden die Nüsse reif. Komm, wir wollen zusammen auf den Berg gehen und uns recht

satt essen, ehe sie das Eichhörnchen alle wegholt. Das Hühnchen war es zufrieden. Da gingen sie zusammen fort auf den Berg. Weil es ein schöner Tag war, blieben sie bis zum Abend oben. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie zu stolz waren, kurz, sie wollten nach Hause fahren. Das Hähnchen baute einen kleinen Wagen aus einer Nußschale. Als er fertig war, setzte sich das Hühnchen hinein und sprach zum Hähnchen: Du kannst dich vorspannen und mich nach Hause fahren. Das Hähnchen aber war es nicht zufrieden und sprach: Ehe ich dein Pferd werde, lieber gehe ich allein nach Hause. Ich will mich vorn auf den Bock setzen und Kutscher sein.

2.

Wie sie noch stritten, kam eine Ente. Die war sehr böse und sprach: Wer hat euch erlaubt, auf meinen Nußberg zu gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen. Sie ging gleich drauf los und wollte das Hähnchen beißen. Aber Hähnchen war auch nicht faul. Es flog der Ente auf den Leib und hackte mit seinem Schnabel so gewaltig auf sie los, daß sie sich gern vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich vorn auf den Kutscherbock und rief nun immer: Ente, lauf, was du kannst!

3.

Als sie ein Stück gefahren waren, kamen ihnen zwei Fußgänger entgegen. Es waren eine Stecknadel und eine Nähnadel. Die riefen dem Hähnchen zu: Wartet ein wenig! Es wird nun dunkel, wir können keinen Schritt weiter. Seid doch so gut und laßt uns ein Stückchen mitfahren! Hähnchen sprach: Weil ihr so kleine Leute seid und wenig Platz braucht, könnt ihr einsteigen. Doch müßt ihr mir versprechen, mein Hühnchen nicht auf die Füße zu treten.

4.

Spät abends kamen sie an ein Wirtshaus. Weil sie in der Nacht nicht weiter fahren wollten, kehrten sie ein. Der

Wirt wollte sie anfangs nicht aufnehmen. Aber das Hähnchen sagte zum Wirte: Du sollst auch das Ei behalten, welches das Hühnchen gelegt hat. Da behielt sie der Wirt bei sich. Nun aßen sie das Abendbrot und legten sich schlafen.

5.

Am andern Morgen, als die andern Leute noch alle schliefen, weckte Hähnchen das Hühnchen. Dann holte es das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen. Die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, weckten sie auf und steckten sie in den Stuhl des Wirtes, die Stecknadel aber in sein Handtuch. Als sie damit fertig waren, flogen beide fort. Die Ente, die auf dem Hofe schlief, hörte sie fortschnurren, machte sich auf den Bach und schwamm hinunter.

6.

Ein paar Stunden danach wachte der Wirt auch auf. Er stand auf, kleidete sich an, wusch sich und wollte sich am Handtuche abtrocknen. Aber, o weh, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte einen roten Streifen von dem einen Ohre bis zum andern. Dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken. Wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen ins Gesicht. Darüber wurde er böse und wollte sich auf den Stuhl setzen. Aber geschwind sprang er wieder auf und schrie: Auweh; denn die Nähnadel hatte ihn gestochen.

7.

Nun wurde er noch böser und dachte: Das haben die Gäste gethan, die gestern abends noch so spät gekommen sind. Doch wie er sie suchen wollte, waren sie nicht mehr zu finden. Da sagte er: Von nun an nehme ich solche Gäste nicht wieder, die essen und trinken, nichts bezahlen und zum Danke einen noch obendrein necken.

6. Von dem Tode des Hühnchens.

1.

Ein andermal ging das Hühnchen mit dem Hähnchen wieder auf den Nußberg. Sie hatten einander versprochen, einen jeden Nußkern brüderlich zu teilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Nuß. Diese Nuß wollte es gern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß er ihm im Halse stecken blieb. Da schrie das Hühnchen: Ach, liebes Hähnchen, ich bitte dich, lauf und hole mir Wasser, sonst erstick' ich! Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen. Der war aber weit fort. Als das Hähnchen das Wasser auf den Nußberg brachte, war das Hühnchen schon gestorben.

2.

Da war das Hähnchen traurig und fing laut an zu weinen. Da kamen sechs Mäuse, die bauten einen kleinen Wagen. Als er fertig war, legten sie das tote Hühnchen hinein, spannten sich davor und wollten das Hühnchen begraben. Das Hähnchen war Kutscher. Als sie ein Stückchen gefahren waren, kam der Fuchs und fragte: Wo willst du hin, Hähnchen? Ich will mein Hühnchen begraben. Darf ich mitfahren? Ja, aber setz' dich hinten auf den Wagen, vorn können es meine Pferdchen nicht ziehen. Da setzte sich der Fuchs hinten drauf, dann auch der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Tiere in dem Walde.

3.

Die Fahrt ging nun weiter. Endlich kamen sie an einen Bach. Wie wollen wir nun hinüber kommen? fragte das Hähnchen. Am Ufer lag ein Strohhalm, der sagte: Ich will mich quer darüber legen, so könnt ihr über mich hinfahren. Als die Mäuse aber auf den Strohhalm kamen, fielen sie alle ins Wasser und ertranken. Das Hähnchen wußte nun nicht, was es machen sollte. Da sprach eine Kohle: Ich bin groß genug, ich will mich über das Wasser legen. Als aber das Hähnchen an die Kohle kam, fiel sie ins Wasser und war tot.

4.

Wie das der Stein sah, hatte er Mitleid und wollte dem Hähnchen helfen und legte sich über das Wasser. Da zog nun das Hähnchen den Wagen selber. Wie es ihn aber bald drüben hatte, fielen alle Tiere hinein und waren auch tot. Da war nun das Hähnchen noch allein mit dem toten Hühnchen; es grub ein Grab, legte es hinein und schüttete Erde darauf.

Auf das Grab setzte sich das Hähnchen und grämte sich so lang, bis es auch starb, und nun war alles tot.

7. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.

1.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein. Sie hatte die Geißlein sehr lieb, gerade so wie eine Mutter ihre Kindlein lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen. Da rief sie alle sieben herbei und sprach: Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald. Seid recht aufmerksam; wenn der Wolf herein kommt, so frißt er euch alle. Er ist sehr schlau, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn erkennen. Die Geißlein sagten: Liebe Mutter, wir wollen uns schon recht in acht nehmen, du kannst ohne Sorgen fortgehen. Da meckerte die Alte und ging getrost fort.

2.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Hausthür und rief: Macht auf, ihr lieben Kinder! Eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht. Aber die Geißchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war. Wir machen nicht auf, riefen sie. Du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und schöne Stimme, aber deine Stimme ist rauh. Du bist der Wolf.

3.

Da ging der Wolf fort zu einem Kaufmanne und kaufte sich ein großes Stück Kreide. Die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Hausthür und rief: Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht. Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt. Das sahen die Geißlein und riefen: Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du. Du bist der Wolf.

4.

Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber. Als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, lief der Wolf zum Müller und sprach: Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote! Der Müller sprach: Das thue ich nicht, du willst jemanden betrügen. Aber der Wolf sprach: Wenn du es nicht thust, so fresse ich dich. Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß.

5.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Hausthüre, klopfte an und sprach: Macht auf, Kinder! Euer liebes Mütterchen ist heim gekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht. Die Geißchen riefen: Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, ob du unser liebes Mütterchen bist! Da legte er die Pfote ins Fenster. Und als sie sahen, daß sie weiß war, machten sie die Thür auf. Aber wie erschraken sie, als der Wolf eintrat! Das eine Geißchen sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie eins nach dem andern, nur das jüngste in dem Uhrkasten fand er nicht. Als der Wolf sich satt gefressen hatte, lief er fort. Draußen legte er sich auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

6.

Nicht lange danach kam die Geiß aus dem Walde wieder nach Hause. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Hausthür stand offen; Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bette gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine Stimme: Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten. Da holte es die alte Geiß hervor. Und nun erzählte das Kleinste, daß der Wolf gekommen wäre und alle andern Geißlein gefressen hätte.

7.

Darüber war die alte Geiß recht traurig. Sie lief mit dem jungen Geißlein hinaus. Als sie auf die Wiese kamen, sahen sie den Wolf unter einem Baume liegen. Die Geiß betrachtete den Wolf von allen Seiten. Endlich sah sie, daß sich in dem Bauche des Wolfes etwas regte. Ach Gott, sprach sie, sollten meine Kinder in dem Bauche noch am Leben sein?

8.

Da mußte das Geißlein nach Hause laufen und Schere, Nadeln und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Wolfe den Leib auf. Kaum hatte sie einen Schnitt gethan, so guckte schon ein Geißlein mit dem Kopfe heraus. Als sie weiter schnitt, sprangen nach und nach alle sechs heraus. Das war eine Freude! Die Alte aber sagte: Jetzt, Kinder, geht und holt kleine Steine, damit wollen wir dem Wolfe den Bauch füllen. Da schleppten die sieben Geißchen schnell die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hinein bringen konnten. Dann nähte ihn die Alte schnell wieder zu, daß er nichts merkte.

9.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine. Weil es ihn dürstete, wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen, fingen die Steine an zu rappeln. Da rief er:

Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauche herum?
ich meinte, es wären sechs Geißlein,
so sind's lauter Wackerstein'.

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen und riefen laut: Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot! Und sie tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

8. Der Wolf und der Fuchs.

1.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich. Was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun. Einmal gingen beide durch den Wald. Da sprach der Wolf: Rotfuchs, schaff' mir etwas zu fressen, oder ich fresse dich! Da antwortete der Fuchs: Ich weiß einen Bauernhof. Auf demselben sind ein paar Lämmer. Hast du Lust, so wollen wir eins holen. Der Wolf war es zufrieden. Sie gingen hin, und der Fuchs holte ein Lämmchen, brachte es dem Wolfe und machte sich fort.

2.

Da fraß es der Wolf auf. Aber er war noch nicht satt. Deshalb ging er hin, um das andere auch zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, wachte die Mutter des Lämmleins auf. Sie fing so laut an zu schreien und zu bäen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da sahen sie den Wolf und

schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend wieder zu dem Fuchse kam. Du hast mich angeführt, sprach er, ich wollte das andere Lamm auch holen, und da haben mich die Bauern bald totgeschlagen. Der Fuchs antwortete: Warum bist du so ein Nimmersatt!

3.

Am andern Tage gingen beide abermals durch den Wald. Da sprach der Wolf: Rotfuchs, schaff' mir etwas zu fressen, oder ich fresse dich! Da antwortete der Fuchs: Ich weiß einen Bauernhof, da bäckt die Frau heute abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen. Sie gingen hin. Der Fuchs schlich um das Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er die Pfannkuchen gefunden hatte. Er zog sechs Kuchen herab und brachte sie dem Wolfe. Hier hast du zu fressen, sprach er zu ihm und ging seiner Wege.

4.

Der Wolf hatte die Pfannkuchen gleich hinunter geschluckt und sprach: Sie schmecken recht gut. Dann ging er hin und wollte noch mehr holen, riß aber die Schüssel mit herunter, daß sie in Stücke zersprang. Durch den Lärm wachten die Leute auf und kamen herbei. Sie schlugen ihn, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zu dem Fuchse kam. Du hast mich garstig angeführt, rief er, die Bauern haben mich erwischt und mich bald totgeschlagen. Der Fuchs antwortete wieder: Warum bist du so ein Nimmersatt!

5.

Am dritten Tage sprach der Wolf wieder: Rotfuchs, schaff' mir etwas zu fressen, oder ich fresse dich! Der Fuchs antwortete: Ich weiß einen Mann, der hat heute ein Schwein geschlachtet. Das Fleisch liegt in einem Fasse im Keller, das wollen wir holen. Da sprach der Wolf: Ich will gleich mitgehen. Wenn ich nicht mehr gehen kann, dann mußt du mir helfen. Meinetwegen, sprach

der Fuchs und führte ihn in den Keller. Da war nun recht viel Fleisch. Der Wolf fing gleich an zu fressen und dachte: Ehe ich aufhöre, hat's Zeit.

6.

Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, lief aber immer zu dem Loche, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob er noch schmal genug wäre, um hindurch zu laufen. Lieber Fuchs, sprach der Wolf, warum läufst du denn immer hinaus und dann wieder herein? Ich muß doch sehen, ob niemand kommt, antwortete der listige Fuchs. Aber der Bauer hatte den Lärm in dem Keller gehört, er nahm einen dicken Stock und ging hinein. Wie ihn der Fuchs sah, war er mit einem Satze draußen. Der Wolf wollte auch hindurch springen, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er im Loche stecken blieb. Da schlug der Bauer ihn mit seinem Knüttel tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und freute sich, daß er den alten Nimmersatt los war.

9. Der Zaunkönig und der Bär.

1.

Zur Sommerzeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Walde spazieren. Da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt? Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf, vor dem müssen wir uns neigen. Es war aber der Zaunkönig. Da sprach der Bär: Wenn das ist, so möchte ich sein königliches Schloß sehen; komm und führe mich hin. Das geht nicht so, wie du denkst, sagte der Wolf, du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.

2.

Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen

füttern. Der Bär wäre gern hinterdrein gegangen. Der Wolf aber hielt ihn am Ärmel fest und sagte: Du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind. Sie merkten sich das Loch, wo das Nest stand, und gingen wieder fort.

3.

Aber der Bär hatte keine Ruhe. Nach kurzer Zeit ging er wieder an das Nest und sah hinein. Der König und die Königin waren richtig ausgeflogen. Er sah in dem Neste nur fünf oder sechs Junge liegen. Ist das der königliche Palast? rief der Bär. Das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine Königskinder! Ihr seid unehrliche Kinder! Wie aber das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrieen: Nein, das sind wir nicht. Unsere Eltern sind ehrliche Leute. Bär, das soll mit dir ausgemacht werden.

4.

Dem Bären und dem Wolfe wurde angst. Sie kehrten schnell in ihre Höhlen zurück. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, bis ihre Eltern kamen und wieder Futter brachten. Da sagten sie: Und wenn wir verhungern müßten, wir rühren eher kein Fliegenbeinchen an, bis ihr ausmacht, daß wir ehrliche Kinder sind. Der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.

5.

Da sagte der alte König: Seid ruhig, das will ich schon ausmachen. Er flog dann mit der Frau Königin vor die Höhle des Bären und rief hinein: Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? Das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Kriege ausmachen. Also wurde dem Bären der Krieg angesagt. Alle vierfüßigen Tiere, Ochsen, Esel, Rehe, Hirsche und was die Erde trägt, wurden zusammengerufen. Der Zaunkönig aber rief alles, was in der Luft fliegt. Nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

6.

Als nun der Krieg beginnen sollte, schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der Hauptmann des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen und schwärmte im Walde, wo der Feind sich versammelte. Sie setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, darunter die Freunde des Bären Rat hielten. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: Fuchs, du bist der schlaueste von allen, du sollst Hauptmann sein und uns anführen. Gut, sagte der Fuchs, aber was für ein Zeichen soll ich euch geben? Niemand wußte es. Da sprach der Fuchs: Ich habe einen schönen, langen, buschigen Schwanz. Der sieht aus, wie ein roter Federbusch. Wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt drauf los marschieren. Lasse ich ihn aber herunter hängen, so lauft, was ihr könnt. Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

7.

Als der Tag anbrach, an dem die Schlacht sein sollte, hu, da kamen die vierfüßigen Tiere daher gerannt, daß die Erde erzitterte. Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher. Das schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst und bange wurde. Der Zaunkönig schickte aber die Hornisse ab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob. Doch ertrug er's und hielt den Schwanz in die Höhe. Beim zweiten Stiche mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen. Beim dritten konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren. Sie fingen an zu laufen, jedes in seine Höhle. So hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

8.

Da flogen der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt, wir haben den Krieg gewonnen. Die jungen Zaunkönige aber sagten: Wir essen noch nicht. Der Bär muß erst vors Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind. Da flog der Zaunkönig vor die Höhle des Bären und rief: Brummbär, du sollst vor das Nest gehen und bei meinen Kindern Abbitte thun. Sage, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden. Da kroch der Bär in voller Angst hin und that Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und waren lustig bis tief in die Nacht hinein.

10. Fundevogel.

1.

Es war einmal ein Förster. Der ging auf die Jagd. Wie er in den Wald kam, hörte er etwas schreien, als ob es ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich an einen hohen Baum, und oben darauf saß ein kleines Kind. Die Mutter war mit dem Kinde unter dem Baume eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße gesehen. Da war er hinzu geflogen, hatte es mit seinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt. — Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: Du willst es mit nach Hause nehmen und mit deinem Lenchen groß ziehen. Er brachte es heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das er auf dem Baume gefunden und das der Vogel weggetragen hatte, nannte er Fundevogel. Fundevogel und Lenchen hatten einander so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, es ganz traurig wurde.

2.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin. Die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an, Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal, sondern viermal an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: Hör' einmal, alte Sanne, wozu trägst du denn das viele Wasser ein? Die Köchin sprach: Morgen früh, wenn der Förster in den Wald geht, da koche ich das Wasser. Wenn's dann im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel hinein und koche ihn.

3.

Des andern Morgens in der Frühe stand der Förster auf und ging auf die Jagd. Die beiden Kinder lagen noch im Bettchen. Da sprach Lenchen zum Fundevogel: Verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht. Sprach Fundevogel: Nun und nimmermehr. Da sprach Lenchen: Ich will es dir nur sagen, die alte Sanne schleppte gestern abend so vieles Wasser in das Haus. Wie ich sie darum fragte, sprach sie: Morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd ist, will ich das Wasser sieden und Fundevogel hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber schnell aufstehen, uns anziehen und zusammen fortgehen.

4.

Also standen beide Kinder auf, zogen sich schnell an und gingen fort. Wie nun das Wasser kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer, wollte Fundevogel holen und in den Kessel werfen. Aber als sie an das Bettchen kam, waren beide Kinder fort. Da wurde ihr angst, und sie sprach: Was soll ich nun sagen, wenn der Förster kommt und sieht, daß die Kinder weg sind? Geschwind hinten nach, daß wir sie wieder kriegen.

5.

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder fangen. Die Kinder aber saßen vor dem Walde. Als sie die drei Knechte von weitem herbeilaufen sahen, sprach Lenchen zu Fundevogel: Verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht. Sprach Fundevogel: Nun und nimmermehr. Da sprach Lenchen: Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen darauf. Wie nun die drei Knechte an den Wald kamen, war nichts da als ein Rosenstöckchen, darauf ein Röschen, die beiden Kinder aber nicht. Da sprachen sie: Hier ist nichts zu machen, und gingen heim. Sie sagten der Köchin, sie hätten nichts gesehen als ein Rosenstöckchen und darauf ein Röschen. Da schalt die alte Köchin und sagte: Ihr Einfaltspinsel, ihr hättet den Rosenstock entzwei schneiden, das Röschen abbrechen und mitbringen sollen, geschwind und thut's. Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen.

6.

Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen. Lenchen sprach: Verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht. Fundevogel sagte: Nun und nimmermehr. Sprach Lenchen: So werde du eine Kirche und ich das Kreuz darauf. Wie nun die drei Knechte kamen, war nichts da als eine Kirche und ein Kreuz darauf. Sie sprachen zu einander: Was sollen wir nun hier machen? Kommt, wir gehen nach Hause. Wie sie nach Hause kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten. Sie sagten nein, sie hätten nichts gesehen als eine Kirche und ein Kreuz darauf. Ihr Narren, schalt die Köchin, warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und mir das Kreuz mitgebracht?

7.

Nun machte sich die Köchin selbst auf die Beine und ging mit den Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen die drei Knechte und die Köchin auch. Da sagte Lenchen wieder: Willst

du mich nicht verlassen, so verlasse ich dich auch nicht. Nun und nimmermehr, sagte Fundevogel. Da sprach Lenchen: Werde ein Teich und ich die Ente darauf. Die Köchin kam hinzu, und als sie den Teich sah, ging sie hin und legte sich darüber her und wollte ihn austrinken. Aber die Ente kam herbei, faßte sie mit dem Schnabel beim Kopfe und zog sie hinein, daß die alte Hexe ertrinken mußte. Die Kinder aber gingen zusammen nach Hause und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

11. Schneeweißchen und Rosenrot.

1.

Eine arme Frau wohnte in einem Hüttchen, das ganz allein im Felde lag. Vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen. Davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen. Die Frau hatte zwei Kinder, die sahen aus wie die Rosenbäumchen. Das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut und arbeitsam, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind. Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Schmetterlinge. Schneeweißchen aber blieb daheim bei der Mutter und half ihr im Hause. Wenn aber nichts zu thun war, las sie der Mutter vor. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, wenn sie ausgingen. Schneeweißchen sagte oft zu Rosenrot: Wir verlassen uns nicht. Darauf antwortete Rosenrot jedesmal: So lange wir leben, nicht. Die Mutter aber setzte hinzu: Was das eine hat, soll es mit dem andern teilen.

2.

Die Kinder liefen gern im Walde umher und sammelten rote Beeren. Die Tiere im Walde aber thaten ihnen nichts zu-

leide. Das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, und das Reh graste an ihrer Seite. Die Vögel aber blieben auf den Bäumen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf die Kinder. Wenn sie sich im Walde verspätet hatten und es finster wurde, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam. Die Mutter wußte das und hatte keine Sorge. Als sie wieder einmal im Walde des Morgens aufwachten, sahen sie ein schönes Kind in einem weißen, glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen.

Es stand auf, blickte sie freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald. Als sie sich umsahen, hatten sie ganz nahe bei einem tiefen Abgrunde geschlafen. Gewiß wären sie hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weitergegangen wären. Die Mutter aber sagte: Das ist ein Engel gewesen, der die guten Kinder bewacht.

3.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hinein zu schauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen einen Blumenstrauß mit Rosen vor das Bett. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und kochte das Mittagbrot. Abends aber, wenn die Flocken fielen, setzten sich alle drei an den Ofen, und die Mutter las aus einem großen Buche vor. Neben ihnen auf dem Boden lag ein Lämmchen, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

4.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Thür. Die Mutter sprach: Geschwind, Rosenrot, mache auf, es wird ein müder Wanderer sein. Rosenrot ging und schloß die Thür auf und dachte, es käme ein armer Mann. Aber der war es nicht. Es war ein Bär, der seinen dicken,

schwarzen Kopf zur Thür hereinstreckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück. Das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter das Bett der Mutter. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: Fürchtet euch nicht, ich thue euch nichts zuleide. Ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.

Du armer Bär, sprach die Mutter, lege dich an den warmen Ofen. Dann rief sie: Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor! Der Bär thut euch nichts, er meint es ehrlich. Da kamen sie beide. Bald kamen auch das Lämmchen und Täubchen näher und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: Ihr Kinder, klopft mir den Schnee aus meinem Pelze. Da holten sie den Besen und kehrten ihm das Fell rein. Er aber legte sich an den Ofen und brummte ganz vergnügt. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut mit dem Gaste. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen. Sie setzten ihre Füßchen auf den Rücken und walgerten ihn hin und her. Oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los. Wenn er dann brummte, so lachten sie. Der Bär ließ es sich aber gern gefallen.

Als Schlafenszeit war, sagte die Mutter zu dem Bären: Du kannst am Ofen liegen bleiben. Sobald es Tag wurde, ließen ihn die Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend den ganzen Winter hindurch und wärmte sich.

5.

Als der Frühling herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen. Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten. Im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen die Zwerge unten bleiben. Aber jetzt, wo die Erde aufgetaut und weich ist, kommen sie heraus und stehlen. Was sie aber in ihre Höhlen geschleppt haben, das ist für immer verloren. Schneeweißchen war

ganz traurig, daß der Bär nicht wieder kommen wollte. Sie nahm Abschied von ihm und schloß ihm die Thür auf. Da, als der Bär hinaus ging, blieb er am Thürschlosse hängen, und ein Stück seines Felles riß auf. Schneeweißchen war, als hätte es Gold durch die Haut glänzen sehen. Doch wußte sie es nicht genau. Der Bär aber lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

6.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald. Sie sollten Reisig sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baumstamm auf dem Boden liegen. Am Stamme sprang zwischen dem Grase etwas auf und ab. Doch konnten sie nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem langen, weißen Barte. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt. Der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an der Leine und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Was hast du angefangen, kleines Männchen? fragte Rosenrot. Seid nicht so neugierig, antwortete der Zwerg. Den Baum habe ich spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben. Das Holz aber war glatt, sprang wieder heraus und klemmte mir den Bart ein. Nun steckt er darin, und ich kann nicht fort. Da kann ich helfen, sagte Schneeweißchen. Gleich holte sie ein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg frei war, nahm er einen Sack voll Gold, der zwischen den Wurzeln des Baumes stand, und ging fort. Er bedankte sich nicht einmal. Ja, er war sogar böse, daß ihm Schneeweißchen ein Stück seines Bartes abgeschnitten hatte.

7.

Nicht lange darauf schickte die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt. Sie sollten Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einkaufen. Sie mußten über eine Wiese gehen. Da sahen sie

einen großen Vogel in der Luft fliegen. Auf einmal aber flog er schnell zur Erde. Gleich darauf hörten sie jemand jämmerlich schreien. Sie liefen hinzu und sahen, daß der Adler den Zwerg gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die Kinder hielten das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er losließ. Kaum war der Zwerg wieder frei, so nahm er einen Sack mit Edelsteinen und kroch in seine Höhle. Wieder bedankte er sich nicht und schimpfte, daß ihm die Kinder sein Röckchen zerrissen hätten.

8.

Auf dem Heimwege kamen die Kinder wieder über die Wiese. Da trafen sie den Zwerg, wie er einen Sack voll Edelsteine ausgeschüttet hatte. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine. Davon leuchteten sie so schön in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie bewunderten. Was steht ihr hier und sperrt den Mund auf? schrie der Zwerg. Dabei wurde sein Gesicht gelb vor Ärger. Er wollte noch weiter schelten. Da hörten sie ein lautes Brummen, und ein schwarzer Bär kam aus dem Walde getrabt. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht in seine Höhle kommen, der Bär war schon da und packte ihn. Da rief er in seiner Herzensangst: Lieber Herr Bär, schenke mir das Leben, ich will dir auch alle Schätze geben. Der Bär aber hörte nicht auf seine Worte. Durch einen einzigen Schlag mit seiner Tatze schlug er ihn tot.

9.

Die Mädchen waren fortgegangen. Doch der Bär rief: Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht! Wartet, ich will auch mitgehen. Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen. Als der Bär bei ihnen war, fiel die Bärenhaut ab, und es stand ein schöner Knabe da. Der war ganz in Gold gekleidet und sprach: Ich bin ein Prinz und war von dem Zwerge verzaubert. Als ein wilder Bär mußte ich im Walde leben, bis der Zwerg tot war.

Der Prinz dankte nun herzlich, daß es Schneeweißchen und Rosenrot so gut mit ihm gemeint hatten. Dann teilte er mit ihnen die Schätze und ging in ein fremdes Land. Die beiden Mädchen gingen auch nach Hause und lebten noch lange glücklich bei ihrer Mutter.

12. Die Bremer Stadtmusikanten.

1.

Ein Mann hatte einen Esel, der schon viele Jahre die Säcke nach der Mühle getragen hatte. Der Esel hatte nach und nach seine Kräfte verloren und war zu schwach zur Arbeit. Da wollte ihn der Herr verkaufen. Der Esel merkte das, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Denn er dachte: Dort kann ich ja Stadtmusikant werden.

2.

Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund an dem Wege liegen. Der jappte, wie einer, der sich müde gelaufen hat. Nun, was jappst du so, Packan? fragte der Esel. Ach, sagte der Hund, weil ich alt und schwach bin und auf der Jagd nichts mehr nützen kann, wollte mich mein Herr totschlagen. Da hab ich Reißaus genommen. Aber womit soll ich nun mein Brot verdienen? Weißt du was, sprach der Esel, ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant. Geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Geige, und du schlägst die Pauken. Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter.

3.

Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Wege und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer? sprach der Esel. Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht, antwortete die Katze. Weil ich nun alt werde, meine

Zähne stumpf sind, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, wollte mich meine Frau ersäufen. Ich habe mich zwar noch fort gemacht, aber nun ist guter Rat teuer. Wo soll ich hin? Geh mit nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden. Die Katze hielt das für gut und ging mit.

4.

Darauf kamen die drei an einem Hofe vorbei. Da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. Du schreist einem durch Mark und Bein, sprach der Esel, was hast du vor? Da habe ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn. Aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau zur Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schreie ich aus vollem Halse, so lange ich noch kann. Ei was, du Rotkopf, sagte der Esel, zieh lieber mit uns fort nach Bremen! Etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß das eine lustige Musik geben. Der Hahn war damit zufrieden, und sie gingen alle vier zusammen fort.

5.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum. Die Katze kletterte auf einen Ast, der Hahn aber flog bis hinauf in die Spitze, wo es für ihn am sichersten war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um. Da sah er in der Ferne ein kleines Lichtchen, und er rief seinen Gesellen zu: Es muß nicht gar weit von hier ein Haus sein, denn ich sehe ein Licht. Da sprach der Esel: So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.

Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran wären auch gut.

6.

Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern. Es wurde immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel war der größte, und er mußte zu dem Fenster hingehen und hinein sehen. Was siehst du, Grauschimmel? fragte der Hahn. Was ich sehe? antwortete der Esel, einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein. Das wäre etwas für uns, sprach der Hahn. Ja, ja, hätten wir nur das Essen für uns! sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen. Endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen. Der Hund sprang auf den Rücken des Esels. Die Katze kletterte auf den Hund, und der Hahn endlich flog hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf.

7.

Nun fingen sie auf einmal alle an, ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte. Dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem Geschrei in die Höhe und dachten, es käme ein Gespenst herein. Aus Furcht liefen sie in den Wald. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

8.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus, und jeder suchte sich eine Schlafstätte. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den

Herd in die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken. Und weil sie müde waren von ihrem langen Wege, schliefen sie auch bald ein.

9.

Als Mitternacht vorüber war, sahen die Räuber von weitem, daß kein Licht mehr im Hause brannte, und alles ruhig war. Da sagte der Hauptmann zu einem Räuber: Wir hätten doch nicht gleich fortlaufen sollen, geh hin und durchsuche das Haus! Der abgeschickte Räuber fand alles still, ging in die Küche und wollte ein Licht anzünden. Da dachte er, die Augen der Katze wären glühende Kohlen. Er hielt ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht und zerkratzte ihn tüchtig. Da erschrak er, lief fort und wollte zur Hinterthür hinaus. Aber der Hund, der da lag, sprang auf und bis ihn ins Bein. Und als er über den Hof an dem Miste vorbei lief, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuße. Der Hahn aber, der von dem Lärm munter geworden war, rief vom Balken herab: Kikeriki!

10.

Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmanne zurück und sprach: Ach, in dem Hause sitzt eine greuliche Hexe, die hat mir mit ihren langen Fingern das Gesicht zerkratzt. Vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen. Auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen. Und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! Da machte ich, daß ich fortkam. Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus. Den vier Musikanten gefiel es aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten.

13. Der Arme und der Reiche.

1.

Vor vielen Jahren wandelte der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen. Da trug es sich einmal zu, daß er eines Abends müde war, und es ganz dunkel wurde, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber. Das eine war groß und schön, das andere klein und ärmlich. Das große gehörte einem reichen, das kleine gehörte einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: Dem Reichen werde ich nicht zur Last fallen, bei ihm will ich anklopfen. Als der Reiche an seine Thür klopfen hörte, machte er das Fenster auf und fragte den Fremdling: Was sucht ihr denn? Der liebe Gott antwortete: Ich bitte nur um ein Nachtlager. Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen. Weil der liebe Gott keine schönen Kleider anhatte und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: Ich kann euch nicht aufnehmen, denn meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen. Wenn ich jeden aufnehmen sollte, der an meine Thür klopft, so könnte ich selbst den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht euch anderswo ein Unterkommen! Damit schlug er das Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen.

2.

Da kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, so machte auch der Arme schon sein Thürchen auf und sagte: Kommt herein! Es ist schon finster, und heute könnt ihr doch nicht weiterkommen. Das gefiel dem lieben Gott, und er ging hinein. Die Frau des armen Mannes reichte ihm die Hand und sagte: Seid willkommen und ruht euch aus! Ihr müßt vorlieb nehmen. Wir haben nicht viel, aber was wir haben, geben wir von Herzen gern. Dann setzte sie die Kartoffeln ans Feuer.

Derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bischen Milch dazu hätten.

3.

Als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit. Die schlechte Kost schmeckte ihm gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten, und es Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: Höre, lieber Mann, wir wollen uns heut nacht eine Streu machen. Der müde Wanderer soll sich in unser Bett legen und ausruhen. Er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde. Von Herzen gern, antwortete der Mann, ich will's ihm anbieten. Da ging der Arme hin und sagte zum lieben Gott: Legt euch heute nacht in unser Bett und ruht eure Glieder ordentlich aus! Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen. Doch ließen diese nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte. Sich selber aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie auf, ehe es Tag wurde, und kochten dem Gaste ein ärmliches Frühstück.

4.

Als nun die Sonne durchs Fensterchen schien, und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann fort gehen. Als er aber in der Thür stand, drehte er sich noch einmal um und sprach: Weil ihr so gut und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, ich will es erfüllen. Da sagte der Arme: Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit und für uns zwei Gesundheit und das tägliche Brot, so lange wir leben? Fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen. Da sagte der liebe Gott: Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen? Da antwortete der Mann: Ja, wenn ich das noch erhalten könnte, das wäre mir lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein neues. Und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

5.

Es war schon heller Tag, da stand der Reiche auf und sah zum Fenster hinaus. Da sah er gegenüber ein schönes, neues Haus mit roten Ziegeln und hellen Fenstern, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Er machte große Augen, rief seine Frau und sprach: Sieh einmal, wie ist denn das zugegangen? Gestern abend stand noch die alte, elende Hütte da, und heute ist es ein schönes, neues Haus. Lauf geschwind hinüber und höre, wie das gekommen ist! Die Frau ging hinüber und fragte den Armen. Der erzählte ihr: Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge. Und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit und das tägliche Brot und dazu noch statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus. Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie zurück und erzählte ihrem Manne, wie das gekommen war. Der Mann sprach: Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen. Hätte ich nur das gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber nicht aufgenommen. Da sagte die Frau: Eile dich und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.

6.

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein und sprach: Nehmt's nicht übel, daß ich euch nicht gleich eingelassen habe. Ich suchte den Schlüssel zur Hausthür, und derweil waret ihr fort. Wenn ihr einmal wieder kommt, müßt ihr bei mir einkehren. Ja, sagte der liebe Gott, wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun. Da sprach der Reiche: Darf ich mir nicht auch dreierlei wünschen, wie mein Nachbar? Ja, sagte der liebe Gott, das darfst du auch, aber es ist besser für dich, wenn du dir gar nichts wünschest. Der Reiche aber meinte: Ich wollte mir schon etwas wünschen, was mich glücklich macht, wenn ich nur wüßte, daß es erfüllt würde. Da sprach der liebe Gott: Reite heim, und drei Wünsche sollen dir erfüllt werden.

7.

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und fing an nachzudenken, was er sich wünschen sollte. Wie er so dahin ritt, ließ er die Zügel fallen, und das Pferd fing an zu springen. Er klopfte es an den Hals und sagte: Sei ruhig, Liese! Aber das Pferd machte immer wieder Männchen. Da wurde er zuletzt ärgerlich. Als das Pferd wieder in die Höhe stieg, rief er ungeduldig aus: So wollte ich, daß du den Hals brächest! Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plumps, fiel das Pferd tot hin und regte sich nicht mehr. Da war der erste Wunsch erfüllt. Der Reiche war aber geizig und wollte das Sattelzeug nicht liegen lassen. Da schnitt er's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß nach Hause gehen.

8.

Sein Weg ging durch tiefen Sand. Die Sonne schien heiß, und der Sattel drückte ihn auf den Rücken. Er dachte: Ich habe nun noch zwei Wünsche, ich will sie aber auch so einrichten, daß mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Manchmal dachte er, er hätte es gefunden, aber hernach schien es ihm doch wieder zu wenig und zu gering. Da sprach er so in Gedanken: Meine Frau hat's jetzt gut, die sitzt daheim in einer kühlen Stube und läßt sich's wohlschmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn auf meinem Rücken schleppe! Und wie er das gesagt hatte, so war der Sattel von seinem Rücken fort, und er merkte, daß auch der zweite Wunsch in Erfüllung gegangen war.

9.

Da wurde ihm angst und bange, und er fing an zu laufen. Zu Hause wollte er sich ganz einsam in seine Kammer setzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankam und die Stubenthür aufmachte, da saß seine Frau

mitten drin auf dem Sattel und konnte nicht herunter und jammerte und schrie. Du, sprach er, gieb dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen. Sie aber antwortete: Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze. Du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen. Der Mann mochte nun wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun und seine Frau vom Sattel herunter wünschen. Und der war auch sogleich erfüllt.

10.

Als die Frau wieder auf ihren Beinen stand, stellte sie die Arme in die Seite und sprach zu ihrem Manne: Du bist doch recht dumm gewesen, ich hätte es viel besser gemacht. Da hatte der Mann nichts davon als Ärger und Mühe und Scheltworte und ein verlorenes Pferd. Die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

14. Reineke Fuchs.

1.

Es war einmal mitten im schönen Frühlinge. Das liebliche Pfingstfest war gekommen. Alle Bäume, Hecken und Blumen blühten, daß es eine Pracht war. Da wollte der Löwe, der König der Tiere, seinen Geburtstag feiern. Er schickte viele Boten aus und ließ den Tieren sagen: Kommt zum Feste!

Niemand sollte fehlen. Alle, die großen und die kleinen Tiere, wurden eingeladen. Sie kamen auch alle, Wolf und Bär, Dachs und Hase, Katze und Pantherticr waren auf dem Feste. Auch alle Vögel und die Bienen, Wespen und Mücken flogen herbei. Nur einer fehlte. Das war Reineke, der Fuchs. Der Schelm fürchtete sich, weil er viele böse Streiche gethan hatte. Er hatte die Gans gestohlen und aus dem Hühnerhause den größten Hahn fortgetragen. Dem Bauersmanne hatte er ein Lämmchen

und der Hausfrau die Pfannkuchen weggeholt. Jetzt quälte ihn das böse Gewissen.

Nobel, der König, saß auf seinem Throne und fragte: Wo ist denn Reineke Fuchs? Da fingen viele Tiere an, ihn zu verklagen. Isegrim, der Wolf, trat vor den Thron und sagte: Herr König, o höre mich an! Reineke hat mir viel Übels gethan. Meine Kinder und mein Weib hat er geschlagen und geschimpft. Gieb ihm doch eine tüchtige Strafe!

Gleich darauf wurde Reineke von dem Hündchen Wackerlos angeklagt. Ihm hatte der Fuchs ein Würstchen gestohlen, das im Gebüsch versteckt war. Hinze aber, der Kater, rief zornig dazwischen: Die Wurst war mein! Ich hatte sie dem Müller aus der Esse geholt.

Da gebot der König Ruhe.

Als es ganz still war, fing auch das Panthertier an zu klagen. Es brachte Lampe, den Hasen, mit an den Thron und sprach: Seht das gute Häschen hier an! Dieses wollte der Fuchs ein Liedchen lehren. Das Häschen stellte sich aber dabei ein bißchen dumm an. Es konnte das Lied nicht gleich merken. Da packte es Reineke beim zweiten Verse an der Kehle und würgte es. Wäre ich nicht dazu gekommen, so hätte er es gewiß getötet und gefressen. Schaut her, Lampe blutet noch am Halse!

So erzählten fast alle Tiere vom Fuchse Böses.

Nur der Dachs Grimbart, welcher Reinekes Vetter war, redete Gutes von ihm. Grimbart sprach: Isegrim, du bist auch recht böse. Hast du nicht das Schwein, das Lämmchen und die Pfannkuchen mit gestohlen? Und meinen Vetter hast du arg betrogen. Wenn er hier wäre, würde er es schon erzählen. — So will ich es für ihn thun. Hört mich alle an! Es war ein kalter Winter, und der Schnee lag sehr hoch. Isegrim und Reineke waren gute Freunde und hatten nichts zu fressen. Da kam ein Bauersmann gefahren mit Fischen auf dem Wagen. Gern hätte der Wolf von den Fischen gegessen. Doch fehlte es am Gelde. Mein Vetter aber half in der Not. Er legte sich auf den Weg, machte sich stocksteif und stellte sich mausetot. Der Bauer sah

ihn liegen. Schnell sprang er vom Wagen, um ihm mit dem Peitschenstiele eins zu versetzen. Reineke aber regte sich nicht. Da hob ihn der Fuhrmann auf und dachte: Du kommst mir gerade recht

Zu einer Wintermütze
Ist so ein Fuchspelz immer nütze!

Er warf ihn auf den Wagen und fuhr weiter. Jetzt stand mein Oheim leise auf und warf einen Fisch nach dem andern vom Wagen. Isegrim aber kam von ferne geschlichen und verzehrte die Fische der Reihe nach, wie sie herunter purzelten. Endlich sprang mein Vetter auch vom Wagen. Da hatte aber der Wolf nur die Gräten übrig gelassen. War das nicht recht häßlich? — Aber auch Hinze und das Hündchen sind Diebe. Und Lampe hatte seine Strafe auch verdient. Wer nichts lernen will, muß Strafe haben. — Ich kann nur sagen, daß mein Vetter ein frommer Mann ist. Schon ein ganzes Jahr hat er kein Fleisch gegessen.

Kaum hatte Grimbart so gesprochen, da kam der Hahn Henning mit seinem toten Hühnchen gefahren und weinte bitterlich. Herr König, klagte er, der Fuchs hat mir mein letztes Kind tot gebissen. Neun andere hat er schon gefressen. Hier das tote Kind haben ihm die Hunde abgejagt, sonst hätte er es auch verzehrt.

Als das der König sah, wurde er sehr zornig und sprach zu Grimbart: Siehst du, daß dein Vetter ein Erzbösewicht ist? Ich denke, er ißt gar kein Fleisch mehr. Und hier hat er schon wieder ein Hühnchen geraubt. Das soll er hart büßen!

Sogleich befahl der König, den Fuchs herbeizuholen. Braun, der Bär, sollte der Bote sein. Ehe er fortging, warnten ihn alle Tiere, er solle sich nicht von dem Schlauen anführen lassen. Ach, sagte der Bär, über den will ich schon Herr werden! Damit machte er sich auf den Weg.

2.

Reineke saß gemütlich in seiner Höhle. Neben ihm spielten seine Kinder Reinhard und Rosel. Der Vater hatte ihnen

schönen Honig mitgebracht, und da waren sie sehr vergnügt. Auf einmal pochte es gewaltig an die Thür. Erschrocken sprangen die Kleinen auf und versteckten sich. Draußen aber rief eine grobe Stimme: He, Reineke, du Schelm, komm hervor! Ich, Braun der Bär, bin da. Der König schickt mich, dich zu holen. Nobel ist sehr zornig wegen deiner bösen Streiche, und du sollst kommen und dich entschuldigen. Wirst du aber nicht folgen, so soll es dir schlecht gehen.

Reineke hörte anfangs still zu. Dann ging er leise zur Thür und guckte durch das Schlüsselloch, ob der Bär allein wäre. Als niemand bei ihm war, dachte der Schlaue: Dir will ich deine Grobheit anstreichen. Du hast mich gewiß auch verklagt. — Dann machte er die Thür auf und hieß den Bären freundlich willkommen. Lieber Oheim, setze dich und ruhe dich von der weiten Reise aus, sprach der Listige. Sei unbesorgt, ich werde mitgehen. Doch laß uns warten bis morgen früh. Heute habe ich arge Leibschmerzen. Ich habe zu viel Honig gegessen und kann ihn nicht vertragen. Ei, sagte Braun, du hast Honig? Wenn du mir davon giebst, bleibe ich bis morgen. Honig esse ich für mein Leben gern. Gewiß, lieber Onkel, sollst du Honig haben. Doch ist keiner mehr im Hause. Hast du aber Lust, so können wir welchen holen. Nicht weit von hier wohnt ein Bauer. Der hat Honig in Menge. Damit war der Bär zufrieden.

Abends machten sie sich auf den Weg. Der Fuchs brachte den lüsternen Bären in einen Bauernhof. Dort lag ein dicker Baumstamm, den der Bauer spalten wollte. Zwei Keile waren hineingetrieben, und der Baum klaffte weit auseinander. Sprach Reineke zu Braun: In diesem Stamme ist eine Menge Honig. Stecke nur deine Schnauze tief genug hinein, so wirst du ihn schon finden. Friß aber nicht zu viel, damit du nicht auch Leibweh bekommst!

Der Bär ließ sich bereden. Kaum aber hatte er Vorderfüße und Schnauze im Spalte, so zog der Fuchs die Keile geschwind aus dem Stamme. Der Baum schnappte zusammen und klemmte

den Näscher fest ein. Dem Bären sauste und brummte der Kopf gewaltig, und er heulte laut vor Schmerzen. Reineke stand aber schadenfroh dabei und sagte: Nun, wie schmeckt der Honig? Iß dich recht satt! Der Honig ist dein Botenlohn!

3.

Immer lauter schrie der arme Braun. Da wachte der Bauer aus dem Schlafe auf und kam mit einem Beil herbei. Reineke machte sich schnell aus dem Staube. Der Bauer aber, als er den Bären sah, lief geschwind fort und rief alle seine Nachbarn zusammen. Die kamen mit Knütteln, Dreschflegeln, Gabeln, Hacken und Sensen gelaufen und schlugen auf den Bären los, was das Zeug halten wollte. Braun stemmte sich gewaltig gegen den Stamm. Endlich wurde er durch einen Ruck frei, doch ein Stück Fell vom Kopfe blieb im Spalte sitzen. Blutend lief er davon. Die Bauern liefen ihm nach und warfen ihn mit Steinen. Nur mit Mühe rettete er sich in den nahen Wald. Dort legte er sich an eine frische Quelle und kühlte seine Wunden. Am andern Morgen ging er unter großen Schmerzen zum Könige auf das Fest.

Als der König den Bären in seinem Elende sah, rief er: Mein guter Braun, was hast du gemacht? Und Braun antwortete kläglich: Reineke hat mich schändlich angeführt! Des Königs Augen funkelten vor Zorn, und er schrie laut: Nun soll die Strafe viel größer werden!

Ein zweiter Bote wurde abgeschickt. Nobel gebot dem Kater, Reineke zu holen. Hinze gehorchte und sagte: Euer Wille geschehe!

Reineke lag vor seinem Hause im warmen Sonnenscheine. Da kam Hinze und grüßte ihn freundlich. Der Fuchs that ebenso. Hinze aber sprach sehr ernst: Der König hat mich geschickt, dich zu rufen. Heute noch sollst du zu ihm kommen. Wirst du aber nicht folgen, so sollst du sterben! Rotfuchs hörte still zu und dachte: Könnte ich dich nur auch anführen wie den Bären!

Dann sprach er: Lieber Hinze, wir können nicht gleich fortgehen. Du mußt erst etwas essen und dich ein wenig ausruhen. Hinze aber meinte: Es ist besser, wir gehen gleich, denn der König ist sehr böse. Nein, sagte der Fuchs, laß uns bleiben bis morgen! In der Nacht ist das Reisen gefährlich. Da fürchtete sich der Kater und blieb. Bald bekam er Hunger und bat den Fuchs um Speise. Dieser aber hatte nur Honig im Hause. Niemals habe ich Honig gegessen! sagte der Kater. Hast du denn keine Maus? Ißt du Mäuse gern? fragte Reineke. Die kann ich dir verschaffen. Mein Nachbar hat eine Scheune im Hofe, darin giebt es Mäuse. Es sind so viel, daß sie auf keinem Wagen fortgefahren werden können. Komm, wir wollen hingehen und welche holen. Und Hinze ging mit, denn er war lüstern wie der Bär.

4.

Sie kamen zur Scheune des Nachbars. Durch die Lehmwand hatte Reineke gestern Abend ein Loch gegraben und den größten Hahn gestohlen. Martinchen, des Nachbars Söhnchen, wollte dafür den Fuchs fangen und bestrafen. Klug hatte Martin eine Schlinge in die Öffnung gestellt. Reineke wußte das und sagte zu Hinze: Lieber Oheim, krieche hinein in die Scheune! Du wirst die Mäuse zu Haufen im Dunkeln haschen. Ich halte hier Wache. O höre, wie munter die Mäuschen pfeifen! Hinze sprang in die Öffnung und war gefangen. Kläglich rief er Reineke um Hilfe an. Der aber verspottete ihn und sprach: Wie schmecken die Mäuse? Wüßte Martinchen nur, daß du Fleisch verzehrst, gewiß brächte er dir Senf dazu!

Hinze aber, da er in der Schlinge hing, fing jämmerlich an zu miauen. Das hörte Martinchen. Der Dieb ist gefangen! jubelte er. Gleich sprang er aus dem Bette und weckte Vater, Mutter, Knecht und Magd. Alle kamen mit Knütteln und schlugen den armen Kater erbärmlich. Ein Schlag traf ein Auge, daß es auslief. Endlich, als Hinze nahe am Tode war, riß der Strick. Hastig sprang er zum Loche hinaus und eilte zum Könige.

Am Morgen kam er dort an. Als ihn der König erblickte, wurde er wütend und befahl, den Fuchs sogleich aufzusuchen und zu töten. Doch Grimbart, der Dachs, sprach: Herr König! So schnell geht das nicht. Recht muß recht bleiben! Noch einmal muß Reineke vorgeladen werden. Gehorcht er dann nicht, so trifft ihn die Strafe mit Recht. Ich will hingehen und ihn herbringen. Damit war der König zufrieden.

Grimbart kam zur Burg, Reineke war mit Weib und Kindern zu Hause. Sprach der Dachs: Vetter, sei mir gegrüßt! Doch was machst du für Sachen? Warum hörst du nicht auf des Königs Worte und Befehle? Viele Klagen sind vor Nobel gekommen. Ich rate dir, gehe mit. Durch längeres Warten wird's nur schlimmer, denn du hast dir eine schöne Suppe eingebrockt. Heute wirst du zum dritten und letzten Male vorgeladen. Stellst du dich nicht, so bist du verloren. Sei aber nicht ängstlich! Wenn du dich gut ausreden kannst, wirst du vielleicht frei kommen. Oheim, du hast recht, sagte der Fuchs. Ich will mitgehen und den König bitten. Vielleicht schenkt er mir die Strafe. Also nahm Reineke Abschied von Weib und Kindern und ging mit. Auf dem Wege aber wurde ihm angst und bange.

Er sprach: Ich zittere und bebe vor Sorgen um mein Leben. Grimbart aber tröstete ihn.

5.

Die beiden Wanderer kamen auf dem Festplatze an. Alle Tiere drängten sich vor, um Reineke zu sehen. Wenige waren freundlich gegen ihn. Die meisten hatten zu klagen. Reineke aber trat vor Nobel, den König, und sprach: Gnädiger Herr König! Wohl weiß ich, daß ich viel Böses gethan und Strafe verdient habe. Aber ich bin nicht allein so schlecht. Isegrim, Braun, das Hündchen und Hinze haben auch Strafe verdient. Doch der König hörte Reineke nicht an und sprach: Wenn du auch viel schwatzen kannst, so sollst du doch sterben. Und er gebot: Bindet Reineke, führt ihn in den Wald und hängt ihn an

einem Baume auf! Die Tiere thaten also, sie banden und brachten ihn in den Wald. Auch Nobel und die Frau Königin zogen mit. Hinze stellte im Walde eine Leiter an einen hohen Baum und knüpfte einen langen Strick an einem Aste fest. Doch als der Bösewicht gerade gehängt werden sollte, sprach er: Ehe ich sterben muß, möchte ich mein Gewissen erleichtern und alles erzählen, was ich weiß. Der König war es zufrieden. Und Reineke erzählte: Oft bin ich im Leben in Not gewesen. Hunger aber habe ich nie gelitten. Von meinem großen Schatze konnte ich immer Geld nehmen und Speise kaufen. Kaum hatte der König von dem Schatze gehört, so ließ er Reineke nicht weiter erzählen, sondern rief: Du hast einen Schatz, wo ist er? Sage mir's schnell! Aber Reineke antwortete: Herr König, das Sagen hilft nichts! Der Schatz ist tief im Walde verborgen, und niemand findet ihn. Ich allein weiß den Weg dahin.

Obgleich die Tiere murrten, gebot der König, den Fuchs loszubinden, damit er den Schatz zeige. Was sprach da der Schlaue? So rasch geht das nicht. Der Schatz liegt in einem eisernen Kasten, welcher mit zehn Schlüsseln verschlossen ist. Erst muß ich nach Hause gehen und die Schlüssel holen. Ist jemand da, der mich begleitet und die Schlüssel tragen hilft, so wollen wir uns gleich auf den Weg machen. Der Löwe war damit zufrieden und hieß den Schafbock Bellin und Lampe mitgehen. Bald wanderten die drei fort. Der Fuchs aber war froh, daß er noch am Leben war.

6.

Als sie an Reinekes Burg kamen, sagte dieser: Bleibet hier stehn, ich will hineingehn und die Schlüssel herausbringen. Drinnen aber rief er: Lampe, lieber Freund, komm und hilf mir die Schlüssel tragen, denn sie sind sehr schwer! Häschen dachte an nichts Böses und ging in die Höhle.

Sofort fiel der Rotfuchs über das schwache Tier her und biß ihm den Kopf ab. Bellin hörte Hilferufe und fragte: Was ist denn los? Es ist doch kein Unglück geschehen? Nein, rief Reineke

heraus, der Hase freut sich und lacht über meine Kinder. Nicht lange, so kam der Schelm aus der Höhle und brachte eine Tasche mit. Er gab sie Bellin und sagte: Lieber, Lampe will gern bis morgen früh bei mir bleiben. Willst du nicht allein zum Könige gehn? Hier gebe ich dir die Tasche mit den Schlüsseln. Auch ist ein Brief an den König darin. Ich habe ihm geschrieben, daß wir erst morgen kommen. Bellin merkte nichts Arges und ging seines Weges.

Er kam zum Könige und reichte ihm die Tasche. Nobel freute sich und öffnete dieselbe. Aber was brachte er heraus? Der Kopf des Häschens war es. Weiter nichts hatte Reineke in die Tasche gethan, um den Löwen zu verspotten.

Jetzt aber schrie der König vor Wut, daß die Erde erzitterte. Er zeigte allen Tieren den Kopf und sprach: Seht her, was der Schelm Reineke wieder gethan hat! Auch mich hat er angeführt. Nun aber ist das Maß seiner Sünden voll. Laßt uns alle gleich in den Wald eilen und ihn suchen. Ich selbst will euch anführen. Ganz gewiß soll er nun sterben.

7.

Die Tiere kamen am Walde an. Nobel verteilte sie vorsichtig, damit der Schlaumeier nicht entwische. Alle Vögel mußten sich auf die Bäume setzen und acht geben, daß sich Reineke nicht heimlich aus dem Walde schlich. Die vierfüßigen Tiere aber umstellten den Wald in großem Kreise. Dann gingen sie hinein, Reineke zu suchen.

Nach einer Weile hatten sie Reinekes Höhle ausgekundschaftet. Waldmann, der Dachshund, mußte hineinkriechen und sehen, ob der Bösewicht zu Hause wäre. Er fand nur Rosel, Reinhard und deren Mutter Ermelyn in der Wohnung vor und führte sie zum Könige. Reineke selbst hatte Reißaus genommen, denn er wußte schon, daß er gesucht würde. Wo ist Reineke? redete Nobel Frau Ermelyn an. Verschweig mir's nicht, sonst kostet dir's das Leben! Und der König befahl, sie zu binden. Da sie sah, daß es dem

Könige Ernst war, wurde ihr angst, und sie sprach: Mein Mann ist in seiner andern Burg, die eine Stunde von hier entfernt liegt. Sofort brachen die Tiere auf und gingen hin. Frau Ermelyn zeigte ihnen den Weg. Dort angekommen, ging Waldmann wieder in die Höhle und jagte den Fuchs aus seinem Verstecke. Dieser versuchte es zu fliehen, aber er wurde gefangen genommen.

Da bat er den König um sein Leben, doch dieser hörte ihn nicht an. Nobel gab Befehl, den Schelm sofort aufzuhängen. Isegrim, Braun und Hinze führten ihn zum nächsten hohen Baume und thaten, wie der König geboten hatte. In kurzer Zeit hing er tot am Seile. Der König aber redete die Tiere also an: Seht, so geht es allen, die Sünde thun. Es hat zwar lange gewährt, ehe Reineke seine Strafe erhalten, aber er hat ihr nicht entgehen können. Merkt euch: Wenn auch die Strafe nicht gleich kommt, so erfolgt sie später doch, und zwar ganz gewiß. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht!

Hierauf entließ der König die Tiere, und sie gingen, ein jedes an seinen Ort.



II. Robinson.

1. Robinson bei seinen Eltern.

1. Vor vielen, vielen Jahren wohnte in Bremen ein Kaufmann, der hieß Kruso. Dieser hatte einen Sohn, den nannte er Robinson. Seine Eltern hatten ihn sehr lieb. Sie wollten, er sollte etwas Ordentliches lernen, doch lief er lieber draußen herum.

Am liebsten spielte er an der Weser, die bei Bremen vorbeifließt und viele Schiffe trägt. Sein Vater hatte ihm gesagt: Die Schiffe kommen aus weiten, weiten Ländern herbei, wo Menschen und Tiere anders sind, als bei uns. Da bekam Robinson Lust, auf einem solchen Schiffe mit fortzufahren.

So verging ein Jahr nach dem andern, aber Robinson war nicht fleißig gewesen und hatte nichts gelernt. Die guten Lehren seines Vaters und die Bitten seiner Mutter hatten gar nichts geholfen. Und wenn er einmal wegen seines Herumlaufens bestraft worden war, so hatte er das auch bald wieder vergessen, und er war sicher wieder am Hafen.

2. Als er 16 Jahre alt geworden war, sollte er in die Lehre treten. Sein Vater sagte deshalb an seinem Geburtstage zu ihm: „Robinson, du sollst ein Kaufmann werden. Wenn du recht fleißig und aufmerksam bist, so kannst du später mein Geschäft bekommen. Bleibst du aber so träge und läufst immer nur umher, so kann dich niemand brauchen, und du wirst dich nicht ernähren können."

Da nahm sich Robinson vor, recht fleißig zu werden, und er fing an zu arbeiten. Aber bald dachte er wieder an den Hafen, und in Gedanken fuhr er schon auf einem großen Schiffe über das weite Meer

in fremde Länder. Und wenn er sich das alles so dachte, dann konnte er es zu Hause nicht mehr aushalten. Sobald sein Vater ausgegangen war, warf er die Arbeit auf die Seite, setzte seinen Hut auf und lief zum Hafen.

Aber das merkte sein Vater doch bald. Er ließ ihn eines Morgens kommen und sprach: „Sage mir nur, Robinson, was aus dir werden soll, wenn du immer so herumläufst und nicht arbeitest? Willst du denn durchaus ein Taugenichts werden und einst betteln gehen?" Da schlug Robinson die Augen nieder und sagte: „Ich habe keine Lust, ein Kaufmann zu werden, ich möchte lieber auf einem Schiffe in die weite Welt reisen."

Aber sein Vater antwortete ihm: „Wenn du nichts gelernt hast, kann man dich auf dem Schiffe nicht brauchen, und in den fremden Ländern muß man auch arbeiten. Ohne Arbeit kannst du zu nichts kommen, du magst gehen, wohin du willst. Ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! Wenn du aber ungehorsam bist und gar von deinen Eltern wegläufst, so wird es dich einst sehr reuen; denn wer seinen Eltern nicht gehorcht, dem wird's nie wohl ergehen!" Robinson aber sah ein, daß der Vater recht hatte, und er versprach zu gehorchen.

3. Doch schon in wenigen Wochen hatte Robinson sein Versprechen wieder vergessen, und von neuem dachte er: Wenn ich nur auf einem Schiffe weit weg von hier in fremde Länder reisen könnte! Da er aber wußte, daß sein Vater nicht in die Reise willigte, ging er zu seiner Mutter und sagte: „Geh doch zu dem Vater und bitte ihn, daß er mir die Erlaubnis zur Reise giebt. Ich will ja nur eine Seefahrt mitmachen, und wenn es mir da nicht gefällt, so will ich sogleich wieder zurückkehren und dann tüchtig hier arbeiten." Aber auch die Mutter wollte nichts davon wissen. Mit Thränen in den Augen sagte sie: „Sieh doch, Robinson, du bist unser einziges Kind, und wenn wir dich verlieren, so sind wir dann ganz allein. Ich und Dein Vater, wir sind schon alt, und wer soll uns pflegen, wenn wir krank werden? Mache uns keinen Kummer und verlaß uns nicht."

4. Robinson sprach nun nicht wieder von seinen Reisegedanken, aber vergessen konnte er sie doch nicht. Er war schon 19 Jahre alt geworden, als er eines Tages am Hafen spazieren ging und sehnsüchtig den absegelnden Schiffen nachsah. Hier begegnete ihm ein früherer Schulkamerad, welcher der Sohn eines Schiffskapitäns war. Derselbe sagte zu Robinson: „Mein Vater reist heute fort nach Amerika und nimmt mich mit." „Ach, wenn ich doch mitfahren könnte," rief Ro-

binson. „So begleite uns doch,“ erwiderte der Freund. Das war Robinson zufrieden, aber er sagte: „Ich habe ja kein Reisegeld.“ Da antwortete der Schulkamerad: „Das schadet nichts, wir nehmen dich umsonst mit.“ Darüber freute sich Robinson sehr, gab seinem Freunde die Hand und sagte: „Gut, Bruder, ich reise mit.“ Bald darauf befanden sich beide an Bord. Das geschah am 10. August.

2. Robinsons Seereise.

Es war ein großes Schiff, auf dem sich Robinson befand. Dasselbe wurde gerade zur Abfahrt fertig gemacht. Die Matrosen kletterten an den Tauen hinauf, ballten die Segel und machten alles zur Abfahrt bereit. Die Anker wurden auf Befehl des Schiffskapitäns gelichtet, und ein Kanonenschuß zeigte an, daß das Schiff seine Reise antrete. Es war am Vormittage, als das Schiff abfuhr. Es dauerte gar nicht lange, so sah Robinson von Bremen nur noch die Türme, und bald war auch von diesen nichts mehr zu sehen. Hinter sich und vor sich, rechts und links sah er nichts als Wasser.

Da wurde es ihm doch ängstlich zu Mute. Zu Mittag erhob sich auch ein starker Wind, und das Schiff schaukelte so sehr hin und her, daß er ganz schwindlig wurde und sich festhalten mußte, um nicht umzufallen. Die Masten und Taue fingen an zu tanzen, die Matrosen wurden hin und her geschleudert. Wie er sich einmal losließ, fiel er der Länge nach hin auf das Verdeck, und es war ihm unmöglich, wieder aufzustehen. Er hatte die Seekrankheit.

Das war nun für ihn sehr schlimm. Wenn er einmal zu Hause krank wurde, da war seine gute Mutter um ihn und pflegte ihn. Jetzt aber lag er einsam und verlassen. Er mochte jammern und schreien, es hörte ihn niemand, und es half ihm niemand. Auch sein Freund kam nur manchmal zu ihm, um ihn zu trösten. Da dachte er zum erstenmal wieder an seine Eltern und fühlte, daß er eine große Sünde gethan hatte. „Ach,“ seufzte er, „ich bin doch recht undankbar gewesen, daß ich meine Eltern heimlich verlassen habe! Wie gut haben sie es mit mir gemeint, und hier kümmert sich kein Mensch um mich.“ Auch den folgenden Tag litt er noch an der Seekrankheit. Vom Mittage an aber legte sich der Wind, das Meer ging ruhiger, und es wurde ihm besser. Er konnte einige Stunden schlafen, und gegen Abend fühlte er sich wieder wohl.

Ein paar Tage waren seitdem verflossen. Da entstand auf dem Schiffe ein Umherlaufen, ein Rufen und Schreien. Es hatte sich ein

großer Sturm erhoben. Jeden Augenblick dachte Robinson, das Schiff müsse untergehen. In dieser Angst nahm er sich vor, wenn er mit dem Leben davon käme, sobald als möglich zu seinen Eltern zurückzukehren. Der Sturm dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht. Erst am nächsten Morgen legte sich der Wind, und die See wurde ruhiger. Am Abend klärte sich der Himmel auf. Auch Robinson wurde wieder ruhig. Nach und nach gewöhnte er sich auch an das Schaukeln des Schiffes. Jetzt gefiel ihm das Fahren auf dem weiten Meere sehr gut.

3. Der Schiffbruch.

Sie waren schon mehrere Wochen gefahren, und Robinson hatte seinen Vorsatz, nach Hause zurückzukehren, längst vergessen. Da erhob sich plötzlich ein zweiter Sturm, welcher noch viel stärker und fürchterlicher als der erste war. Das Schiff wurde wie eine Nußschale auf dem Meere hin und her getrieben, und alle Augenblicke schlug eine Welle über das Schiff. Da bekam Robinson noch viel mehr Angst als das erste Mal, und er glaubte jede Minute, in den Wellen seinen Tod zu finden. So waren mehrere Stunden im fürchterlichsten Sturme vergangen. Auf einmal spürte Robinson einen gewaltigen Ruck. Das Schiff war auf einen Felsen gestoßen. In demselben Augenblicke riefen die Matrosen: „Das Schiff hat ein Leck“.

Das Wasser drang nun in das Schiff ein. Alles rief um Hilfe. Jeder dachte nur daran, sein Leben zu retten. Es wurde sogleich ein Boot in das Meer gelassen. Alles sprang hinein. Man war noch nicht weit von dem sinkenden Schiffe entfernt, als eine mächtige Welle in das Boot stürzte und es mit allen Leuten verschlang.

Auch Robinson war von der Welle ins Meer hinabgerissen worden. Doch gelang es ihm, auf einen Augenblick ans Tageslicht zu kommen; allein im nächsten war er schon wieder unter dem Wasser. Bald hob ihn eine Welle wieder empor, und er konnte einige Zeit Kopf und Brust über dem Wasser erhalten. Da bemerkte er gar nicht weit von sich Land. Kaum hatte er dasselbe erblickt, da schleuderte ihn eine Welle so heftig an einen Felsen, daß er glaubte, der letzte Augenblick seines Lebens sei gekommen. Dennoch hatte er noch so viel Besinnung, daß er sich mit seinen Armen an dem Felsstücke festhielt. Und das war sein Glück. Es stürzte nämlich gleich darauf wieder eine Welle über ihn hinweg, und sie würde ihn gewiß mit fortgerissen haben, wenn er sich nicht fest an dem Felsen angeklammert hätte. Jetzt ar-

beitete er sich empor, hatte aber seine Kräfte so sehr verloren, daß er bald matt hinfiel.

So blieb er eine lange Zeit bewußtlos liegen. Als er die Augen wieder aufschlug, war seine erste Frage: „Wo bin ich?“ Er sah sich nach den Menschen um, welche mit ihm auf dem Boote gewesen waren, — es war nichts von ihnen zu sehen. Sie waren im Meere umgekommen, er allein war am Leben geblieben. Jetzt, da er so großer Lebensgefahr entronnen war, dankte er auf den Knieen dem lieben Gott für seine Rettung.

4. Die Insel.

Als er gebetet hatte, stand er auf und sah sich um. Aber da waren nur unfruchtbare Bäume und wildes Gebüsch zu sehen. Er glaubte, es wären auch Menschen in diesem Lande. Deshalb fing er an zu rufen und zu schreien, aber niemand antwortete ihm. Da kam ihm der Gedanke, daß vielleicht hier wilde Tiere wohnten, und es erfaßte ihn eine große Furcht; denn er konnte ja jeden Augenblick von ihnen zerrissen werden. Aus Angst getraute er sich anfangs nicht, von der Stelle zu gehen. Das geringste Geräusch erschreckte ihn und machte, daß er zusammenfuhr.

Er besaß nichts, womit er sich wehren konnte. Denn er hatte nur das, was er auf dem Leibe trug: Hemd, Jacke, Hosen und Strümpfe. Hut und Schuhe waren ihm beim Schiffbruche verloren gegangen. Auch hatte er nichts zu essen bei sich, und Hunger und Durst fingen schon an, ihn zu quälen. Doch nirgends fand er etwas, womit er seinen Hunger oder Durst stillen konnte.

Unterdessen brach die Nacht herein. Robinson war sehr müde geworden und mußte sich ein Nachtlager suchen. Allein wo sollte er die Nacht über bleiben? Ein Haus, eine Hütte oder eine Höhle war nirgends zu sehen. Er stand lange Zeit trostlos da und wußte nicht, was er thun sollte. Endlich dachte er: „Ich will es machen wie die Vögel und mich auf einen Baum setzen.“ Er fand auch bald einen Baum, der so dicke Äste hatte, daß er bequem darauf sitzen und mit dem Rücken sich anlehnen konnte. Auf diesen kletterte er hinauf, verrichtete ein andächtiges Gebet zu Gott, setzte sich dann zurecht und schlief ein.

Als er am andern Morgen wieder erwachte, quälte ihn der Hunger und Durst viel stärker als gestern. Er lief abermals umher, aber alles, was er fand, waren unfruchtbare Bäume und Gras. Seine

Angst war jetzt aufs höchste gestiegen. „Ich werde vor Hunger sterben müssen," rief er aus und weinte laut.

Doch, wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Als er einige Schritte weiter gegangen war, sah er eine große Pflanze mit einem dicken Stengel vor sich stehen, welche drei große Kolben trug. Es war eine Maispflanze, die Robinson gefunden hatte. Er brach einen Kolben ab und stillte seinen Hunger mit den Körnern. Die übrigen Kolben steckte er ein. Auf seinem Wege kam er auch noch an eine Quelle, wo er seinen Durst mit frischem, klarem Wasser löschte.

Nicht weit von hier lag ein Berg. Er entschloß sich, nach diesem Berge hinzuwandern, um sich umzusehen. Nach einer halben Stunde langte er oben an, und nun konnte er weit, weit umherschauen. Da sah er denn mit Schrecken ringsumher nichts als Wasser. „So bin ich denn auf einer Insel," rief er verzweiflungsvoll; „einsam und allein, ohne Nahrung, ohne Wohnung, ohne Waffen! Was soll aus mir Armen werden?" So jammerte er.

Da auf einmal erblickte er nicht weit von der Meeresküste das Schiff, welches durch den Sturm noch nicht ganz zertrümmert worden war. Es war auf dem Felsen hängen geblieben. Seine Freude darüber war sehr groß. Jetzt war seine erste Sorge, wie er zu dem Schiffe gelangen könnte.

5. Robinson besucht das Schiff.

Das Wasser war so seicht, daß er bis auf einige hundert Schritte an das Schiff heranwaten konnte. Von da aus schwamm er vollends hinüber. Mit Hilfe eines Taues kletterte er am Schiffe empor und schwang sich auf das Verdeck. Er wurde von dem freudigen Bellen eines Hundes, den die Matrosen Barri genannt hatten, empfangen. Man hatte ihn bei dem Schiffbruche ganz vergessen. Der Hund sprang an Robinson in die Höhe und freute sich, daß er einen Menschen sah. Auch Robinson empfand große Freude, da er wieder ein lebendiges Wesen vor sich hatte.

Robinson fand mancherlei auf dem Schiffe ganz unversehrt. Vor allen Dingen suchte er nach Speisen. Er entdeckte bald eine Kiste mit Schiffszwieback und stillte mit diesem seinen Hunger. Dann suchte er die Dinge zusammen, die er mitnehmen wollte, und baute sich aus Balken und Brettern ein Floß. Als er fertig war, lud er auf, so viel es tragen wollte; zuerst die Kiste mit Schiffszwieback und Feuerzeug,

dann Zimmermannswerkzeuge, einen Säbel, zwei Flinten, Pulver, Schrot und Kleidungsstücke.

Nun ruderte er ab. Da hörte er plötzlich hinter sich etwas plätschern, so daß er erschrocken sich umwandte. Als er hinsah, bemerkte er, daß der treue Barri ihm nachgeschwommen kam. Robinson holte ihn aus dem Wasser aufs Floß. Nach einer halben Stunde hatte er alles glücklich ans Land gebracht.

Es wurde wieder dunkel, und Robinson suchte sich von neuem einen Baum aus, auf dem er die Nacht zubrachte. Barri legte sich unten am Stamme hin. Am andern Morgen dachte Robinson zuerst wieder an das Schiff und nahm sich vor, alle Dinge, die er brauchen konnte, zu holen. Er schwamm auf seinem Floße abermals zum Schiffe und lud viele nützliche Sachen darauf, noch zwei Flinten nebst Pulver und Blei, mehrere Beutel voll Nägel, einen großen Bohrer, einen Schleifstein, ein Segeltuch und einiges Bettzeug. Er hätte gern noch mehr aufgeladen, doch das Floß konnte es nicht tragen. Er kam auch damit glücklich ans Land.

Nun baute er sich ein Zelt. Er schnitt einige Stangen zurecht, schlug sie in den Boden und befestigte das große Segeltuch darüber her. In dieses Zelt brachte er alles, was er vom Schiffe geholt hatte.

Zweimal war er auf dem Schiffe gewesen und hatte schon recht viel fortgeschafft. Da entdeckte er zum drittenmal in einer Kajüte in einem Wandschränkchen eine Schere, einige Messer und einen Beutel voll Geld. Mit dem Gelde konnte er auf der Insel nichts anfangen, desto mehr freute er sich aber über die Messer. Wie er nun mit den Sachen auf dem Floße abfuhr, da erhob sich ein starker Wind, und er mußte sich beeilen, daß er mit seinem Floße ans Land kam.

Kaum hatte er das Ufer erreicht, da wurde der Wind so stark, daß die Wellen das Schiff bedeckten. Als das Meer wieder ruhig wurde, war von dem Schiffe nichts mehr zu sehen. Da fing Robinson an zu weinen; denn es war noch viel dort zurückgeblieben, was er recht gut hätte brauchen können. Doch war jetzt schon viel geholfen. Was hätte er wohl anfangen sollen, wenn er keine Kleidungsstücke und keine Werkzeuge gehabt hätte?

6. Robinson richtet sich ein.

Unter den Gegenständen, die Robinson geholt hatte, waren auch ein Fernglas, eine Bibel, Papier, Federn und Tinte. Er heftete sich ein Buch, in welches er alles aufschrieb, was er erlebt hatte. Zugleich

legte er sich einen Kalender an. An der Stelle, wo er ans Land geworfen worden war, errichtete er ein Kreuz zum Andenken.

Robinson machte sich nun daran, eine feste Wohnung zu bauen. Sein Zelt stand an einem sumpfigen Orte, er suchte sich daher einen besseren Platz und fand ihn auf einer Anhöhe in der Nähe einer Quelle. Hier war eine Höhle in der Felsenwand, die trocken und groß genug war, daß er darin wohnen konnte. Zunächst schaffte er seine Sachen hierher. Dann dachte er an seine Sicherheit und errichtete einen Wall, indem er im Halbkreis hohe Pfähle dicht aneinander einschlug. Die Pfahlwand reichte vom Felsen neben der Höhle bis wieder zum Felsen. Der Raum war 40 Schritt lang und halb so breit. Robinson ließ keinen Eingang offen, sondern stieg über seinen Wall auf einer kurzen Leiter, die er jedesmal nach sich zog. Das Einzäunen seiner Wohnung war eine schwere Arbeit gewesen und hatte vom 3. Januar bis zum 14. April gedauert.

Nun legte er sich auch einen Keller an. In der Höhle bemerkte er ein Loch, und dieses vergrößerte er. Diese Arbeit dauerte lange, denn er hatte weder ein Brecheisen noch ein Grabscheit. Er fand jedoch ein hartes, festes Holz, und aus diesem machte er sich mit einem scharfen Beile ein hübsches Grabscheit. Drei Tage lang hatte er daran gearbeitet.

Innerhalb seiner Festung baute sich Robinson nun eine Hütte. Sein früheres Zelt hatte den Regen durchgelassen. Neben seiner Höhle schlug er Pfähle ein, die 10 Schritt voneinander entfernt waren. Auf dieselben legte er einen Querbalken und auf diesen schräg an die Felsen gelehnt die Dachsparren. Das Dach überdeckte er mit Schilf und Blättern. Die Wände machte er aus Holz und strich die Zwischenräume mit Lehm zu. Den Eingang verhängte er mit dem Segeltuche. Nun gab es auch im Innern noch mancherlei zu thun. Er hatte noch kein Bett, keinen Stuhl, keinen Tisch und keinen Herd. Auch hierbei dauerte es lange, bis er fertig war. Dann brachte er Ordnung in seine Sachen. Die meisten schaffte er in die Höhle und in den Keller.

Um zu wissen, wie viel Uhr es sei, fertigte er sich eine Sonnenuhr an. Und nachdem dies geschehen, konnte er auch seine Zeit regelmäßig einteilen. Jeden Morgen machte er mit der Flinte einen Gang ins Freie, dann arbeitete er bis 11 Uhr, darauf aß er zu Mittag; von 12—2 Uhr, wo die Hitze unerträglich war, schlief er; dann arbeitete er wieder und am Ende des Tages schrieb er in sein Tagebuch.

Eines Morgens schoß er eine Ziege. Erst freute er sich, aber

ach, wie weh that es ihm, als er ein Junges neben der toten Mutter erblickte! Er nahm die Ziege auf die Schulter, das Lämmchen folgte ihm nach, fraß aber nichts, so sehr sich auch Robinson Mühe gab, es aufzufüttern. Er mußte es schlachten, denn sonst wäre es langsam Hungers gestorben. Ein andermal traf er eine junge Ziege ans Bein. Er fing sie ein, trug sie nach Hause und verband das Bein. Die Wunde heilte, und das Tier wurde so zahm, daß es bei Robinson blieb und nie wieder fortlief. Die Ziege gab ihm später herrliche Milch.

In der ersten Zeit saß Robinson, wenn es dunkel wurde, im Finstern oder bei der Beleuchtung des Herdfeuers. Jetzt dachte er darüber nach, wie er sich Licht verschaffen könnte, und fand ein Mittel. Er benutzte das Fett der Ziegen als Öl, machte sich Dochte zurecht und konnte so eine kleine Lampe, die er vom Schiffe mitgenommen hatte, im Stande halten.

7. Eine unverhoffte Freude.

Eines Tages bemerkte Robinson vor seiner Wohnung einige Pflänzchen, die aufgegangen waren. Wie wunderte er sich aber erst, als später ein Dutzend Gerstenähren herauskamen! Als er diese neue Gabe Gottes vor sich sah, traten ihm die Thränen in die Augen. Er betete: „Unser täglich Brot gieb uns heute.“ Wie war aber die Gerste hierher gekommen?

Er dachte lange darüber nach. Endlich fiel es ihm ein. Bei einem starken Gewitter hatte er Angst bekommen, daß der Blitz in sein Pulver einschlagen könne. Er hatte sehr viel davon im Keller und wäre verloren gewesen, wenn einmal ein Funke hineingekommen wäre. Er verteilte es deshalb in kleine Säckchen und that es an verschiedene trockene Orte. Bei dieser Gelegenheit hatte er einen Sack vor der Wohnung ausgeschüttelt, in welchem einige Körner gewesen waren. Die Saat, die Robinson gestreut hatte, war herrlich aufgegangen und reifte heran. Gegen Ende Juli hielt er seine Ernte und sammelte jedes Körnlein. Er hatte zwei Hände voll Gerstenkörner, welche er sich für die nächste Aussaat aufhob.

8. Das Erdbeben.

Um diese Zeit war Robinson vor seiner Hütte damit beschäftigt, sich einen Tisch zu machen. Da hörte er auf einmal in dem Keller ein Dröhnen, Krachen und Donnern, als ob der ganze Felsen einstürzen wollte. Robinson rannte fort, er fühlte, daß der Erdboden unter

seinen Füßen wankte. Es war ein Erdbeben. Eine hohe Bergwand, die kaum eine Viertelstunde entfernt war, riß auseinander und stürzte mit fürchterlichem Donner ins Meer. Das Meer selbst brauste und schäumte. Robinson hatte sich vor Angst auf die Erde geworfen. Der Himmel war kohlschwarz geworden, der Wind riß Bäume und Felsen um. Nach einigen Stunden war es still, und es fing an zu regnen. Robinson kehrte zurück und fand eine schreckliche Verwüstung. Die Hütte war beinahe umgestürzt und der Keller verschüttet. Er suchte nun alles wieder herzustellen, doch dauerte es lange damit.

9. Robinson wird krank.

Robinson hatte sich am Abend gesund auf sein Lager gelegt. Als er früh erwachte, fühlte er sich krank. Sonst hatte er nur von der Hitze zu leiden gehabt, aber heute fror er. Dennoch wollte er an die Arbeit gehen, er wollte sich warm arbeiten. Das Frösteln hörte aber nicht auf, es wurde immer schlimmer, so daß er mit den Zähnen klapperte.

„Vielleicht," dachte er, „kann ich ein wenig schlafen, und dann ist's wieder vorbei." Aber er konnte nicht einschlafen. Bald plagte ihn starker Frost, bald gräßliche Hitze. Dann fühlte er einen heftigen Durst, aber er war so schwach, daß er kaum die Ziegenmilch herbeiholen konnte. Er hatte jedoch die Milch noch lange nicht getrunken, so war seine Zunge so trocken, wie zuvor. So schlief er ein, und als er erwachte, fühlte er sich etwas wohler. Aber am andern Tage stellte sich so heftiges Fieber ein, wie er es tags zuvor nicht gehabt hatte.

Da dachte er an seine Eltern. Wie gut hatte ihn seine Mutter gepflegt, wenn er einmal krank gewesen war! Und jetzt! Jetzt war niemand um ihn, der ihm hätte beistehen können. „Ach," seufzte er, „wenn ich hier sterben sollte! Wer wird mich begraben? Niemand wird um mich weinen!" Bei diesem Gedanken stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Seine Krankheit nahm mit jedem Tage zu. Nur manchmal ließ das Fieber eine kurze Zeit nach, so daß er sich Nahrung holen konnte. Dann aber wurde es schlimmer als zuvor. In dieser Not wollte er beten, aber er war so schwach, daß er nur stammeln konnte: „Ach, lieber Gott, hilf mir doch; denn ich sterbe." Dann dachte er wieder: „Warum soll mir Gott helfen? Habe ich nicht gegen seine Gebote schwer gesündigt? Gott will, daß wir unsern Eltern gehorchen und sie lieb und wert halten. Ich aber bin ungehorsam gegen meine Eltern gewesen,

habe sie verlassen und ihnen großen Kummer bereitet.“ So stöhnte und jammerte er.

Einmal hatte er in der Nacht diesen Traum: Es war ihm, als sähe er seinen guten alten Vater vor sich stehen, der seinen Namen rief. Da breitete er seine Arme aus und schrie: „Hier bin ich! hier bin ich!“ Er wollte dabei aufstehen, fiel aber ohnmächtig auf sein Lager zurück.

So lag er lange Zeit. Endlich wachte er auf. Er fühlte den schrecklichsten Durst, aber niemand reichte ihm etwas. Da bereitete er sich zum Tode vor, faltete seine Hände und betete zu Gott, er möge ihm gnädig sein. Seine Eltern bat er um Verzeihung. Noch einmal hob er seinen Kopf empor und blickte starr umher. Dann sank er zurück und wußte nichts mehr von sich.

Als er nach einiger Zeit wieder erwachte, fühlte er sich wohler. Das heftigste Fieber war vorbei. Er hatte jetzt wieder so viel Kraft, daß er vom Lager fortkriechen und sich eine große Flasche voll Wasser holen konnte. Sein treuer Hund sprang vor Freude um ihn herum; aber er war auch ganz ausgehungert. Da gab ihm Robinson Ziegenfleisch. Dann wollte er ein Stückchen fortgehen, aber er mußte sich nach ein paar Schritten wieder niedersetzen.

Die Sonne wollte untergehen, kein Wölkchen war am Himmel, das Meer lag glatt und ruhig vor ihm. Er dachte an seine Eltern und weinte. Dann holte er seine Bibel hervor, schlug sie auf und fing an zu lesen; aber die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Endlich brachte er die Worte heraus: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Diese Worte machten ihm das Herz leicht und trösteten ihn.

Es war spät geworden. Er that reichlich Fett auf seine Lampe, machte sich das Lager zurecht, betete und verfiel in einen festen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als es 3 Uhr nachmittags war. Es ging mit seiner Gesundheit besser und besser, und er dankte Gott innig für die Errettung aus der schweren Krankheit. Diese hatte vom 18. Juni bis zum 3. Juli gedauert.

10. Der erste Jahrestag auf der Insel.

Als Robinson wieder gesund war, wollte er die Insel genauer kennen lernen. Anfangs hatte er sich immer vor wilden Tieren oder Menschen gefürchtet, jetzt aber dachte er: Gott hat dir bis hierher geholfen, er wird dir auch weiter helfen. Am 15. Juli machte er sich

auf den Weg. Zuerst ging er an einem Bache hinauf, der in der Nähe seiner Wohnung ins Meer floß. Sein Wasser war klar und rein, und hüben und drüben am Ufer lagen schöne Wiesen. Als er dahin gekommen war, wo der Bach entsprang, hörten die Wiesen auf, und es kam Wald. Am Waldrande fand er köstliche Melonen und Weintrauben.

Die Nacht brach ein, und er schlief diesmal auf einem Baume. Am andern Morgen ging er weiter und kam an ein klares Flüßchen. Hier war die Gegend wunderschön. Alles war bunt von Blumen, wie in einem Garten, und neben den schönen Blumen standen die herrlichsten Apfelsinen- und Citronenbäume. Er nahm so viel Früchte mit, als er tragen konnte, und machte sich auf den Heimweg. Diese Reise hatte drei Tage gedauert. Die Weintrauben, die er mitgebracht hatte, trocknete er an der Sonne und bekam so Rosinen.

Der 30. September kam heran; ein Jahr auf der Insel war vergangen. Er war viele hundert Meilen von der Heimat entfernt und allein auf einer einsamen Insel. Mit Thränen im Auge rief er im größten Schmerze: „Ach, was werden sie sagen, die lieben, guten Eltern! Gewiß halten sie mich längst für tot. Ach, könnte ich ihnen einen Boten schicken, um sie zu trösten und ihnen zu sagen, daß ich noch lebe! So aber weiß niemand, daß ich hier bin.“ Der Tag war für ihn ein Feiertag. Er dankte Gott innig, daß er ihm so viel Gutes erwiesen hatte. Oft hatte er den einen Tag in großer Sorge und Angst gelebt, den folgenden Tag hatte Gott geholfen.

11. Robinson sieht sich weiter auf der Insel um.

Die Gerste vor seiner Wohnung war wieder reif geworden, und er erntete die Körner ein. Er fand auch an einer sumpfigen Stelle einige Reispflanzen, die ebenfalls Frucht trugen. Von den Gersten- und Reiskörnern säete er über die Hälfte aus, und die andere Hälfte hob er sich auf. Es ging alles schön auf, und er bekam eine reichliche Ernte, freilich nur einige Säckchen voll; denn er hatte ja nur wenig ausgesäet.

Eines Tages fand Robinson auch kleine Sträucher, deren Zweige er wie Weidenruten zum Korbflechten brauchen konnte. Darauf verstand er sich; er hatte als Knabe einem Korbflechter häufig zugesehen, auch manchmal geholfen. So hatte er, wenn das Wetter schlecht war, eine hübsche Arbeit; er flocht Körbe, kleine und große, auch einige sehr

feste und tiefe, um die Gerste und den Reis, den er später ernten wollte, darin aufzubewahren.

Robinson wollte nun noch mehr von der Insel kennen lernen und rüstete sich zu einer größeren Reise aus. Er hing deshalb eines Tages seine Flinte um, nahm Pulver und Blei, steckte ein Beil in seinen Gürtel und machte sich mit seinem Hunde auf den Weg. Er ging über Wiesen und durch schöne Wälder, in welchen viele hundert Vögel ihre Lieder sangen und in den Bäumen umherflatterten. Namentlich gab es viele Papageien, und Robinson fing sogar einen jungen, den er mit einem Stocke geworfen hatte. Er nahm ihn mit, zog ihn auf und lehrte ihn sprechen.

Die Reise war für Robinson schön und angenehm. Im Walde sah er öfters kleineres Wild, schoß aber nichts, um sein Pulver aufzuheben. Die Nächte schlief er unter einem Baume im weichen Grase; denn er hatte jetzt keine Furcht mehr vor wilden Tieren. An der Küste des Meeres traf er eine Menge Kokospalmen mit großen Nüssen. Dort fand er auch viele Schildkröten, von denen er sich eine gute Mahlzeit bereitete. Auch viele Ziegen gab es in der Gegend. Hier schlug er einen Pfahl ein als Merkzeichen.

Jetzt wollte er auf dem kürzesten Wege nach Hause. Er war aber noch nicht weit gegangen, als er in einen dunklen Wald geriet. Er verirrte sich und mußte mehrere Nächte darin zubringen. Am vierten Tage fand er sich aus dem Walde heraus und sah den eingeschlagenen Pfahl. Von da ging er auf dem bekannten Wege nach Hause. Während dieses Marsches fing sein treuer Barri eine junge Ziege, die er zahm machte, so daß er nun zwei von diesen nützlichen Tieren besaß. Diesmal war er zwei Wochen auf der Reise gewesen.

12. Die Ernte.

Es gab auf der Insel nur zwei Jahreszeiten, eine schöne und eine Regenzeit. Beim Beginn der Regenzeit säete Robinson aus, die Saat ging bald auf und wuchs bei dem Regen rasch empor. Die schöne Zeit brachte das Getreide dann zum Reifen. Die Ernte rückte nun zum zweitenmal heran, und die Frucht stand schön. Robinson hatte, um sie vor Ziegen und anderem Wilde zu schützen, einen Zaun um seine Felder gemacht. Der Zaun half aber nichts vor den vielen Vögeln, die in Masse herbeiflogen, um von den Gerstenkörnern zu fressen. Er schoß mit seiner Flinte drei dieser Vögel und hing sie über dem Getreidefelde auf, um die andern abzuschrecken.

Die Gerste war jetzt reif. Da Robinson weder Sense noch Sichel hatte, schnitt er die Ähren mit einem krummen Säbel ab, trug sie in einem seiner großen Körbe nach Hause und rieb die Körner mit den Händen heraus. Er hatte über zwei Körbe Gerste gebaut. Die Reisernte war beinahe ebenso gut ausgefallen. Mit jeder neuen Ernte bekam er mehr. Die dritte Ernte brachte ihm schon einen halben Scheffel Gerste und ebenso viel Reis, die vierte Ernte aber 5 Scheffel Gerste und etwas mehr Reis. Davon säete er nur 2 Scheffel von jeder Fruchtart wieder aus und erntete über 20 Scheffel von jeder Frucht. Nun hatte er Getreide die Fülle. Für diesen ansehnlichen Vorrat dankte er innig dem Geber aller guten Gaben.

Aber wie sollte er sich Brot bereiten? Das Mahlen, das Reinigen des Mehles von der Kleie, das Teigkneten und Backen, das war doch eine schwere Sache. Er mußte sich's lange Zeit überlegen.

13. Robinson als Töpfer.

Wenn es regnete, beschäftigte er sich mit Arbeiten im Hause, lehrte auch seinen Papagei sprechen und war hoch erfreut, als dieser „Pol" rief, wie ihn Robinson nannte. Sobald die Sonne wieder schien und heiß brannte, fing er ein anderes Werk an, das er sich schon längst vorgenommen hatte. Er hatte eine Art Thonerde gefunden und wollte sich jetzt Töpfe machen. Das war aber doch nicht leicht für ihn; denn er hatte ja nicht als Töpfer gelernt. Es wollte anfangs nicht gehen, aber Robinson dachte: Übung macht den Meister. Der nächste Topf wurde immer besser als der frühere. Freilich waren diese Töpfe nicht so schön rund und glatt, wie bei uns; er hatte ja weiter keine Werkzeuge als seine Hände. Um die Töpfe zu trocknen, stellte er sie einige Tage an die Sonne. Als sie trocken waren, wollte er sich in einem Suppe kochen. Er füllte ihn mit Wasser und stellte ihn ans Feuer. Aber wie hatte er sich getäuscht! Es dauerte gar nicht lange, so drang das Wasser in den Thon des Topfes ein, und bald war der Topf zerweicht.

„Wie dumm bin ich aber auch!" sagte Robinson zu sich selbst, „die Töpfe müssen doch erst gebrannt werden, ehe man sie brauchen kann." Jetzt glaubte er auf dem richtigen Wege zu sein. Er holte zwei Steine herbei, von denen einer so groß wie der andere war, legte sie nahe aneinander und stellte die drei größten Töpfe darauf. Nun machte er zwischen den Steinen ein tüchtiges Feuer an. Kaum aber loderten die Flammen empor, so gings „Knack! Knack!" und ein Topf

war zersprungen. „Wahrscheinlich habe ich das Feuer zu stark gemacht," dachte Robinson und machte das Feuer kleiner. Und wirklich, die anderen Töpfe sprangen nicht. Dann machte er das Feuer wieder etwas stärker. Aber soviel Holz er auch anlegte, die Töpfe blieben, wie sie waren. Erst nach langem Warten wurden sie allmählich hellrot. Das hielt Robinson für ein gutes Zeichen und blieb die ganze Nacht auf, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Er ließ die Töpfe am andern Tage kalt werden und wollte wieder einen benutzen. Abermals füllte er einen Topf mit Wasser und stellte ihn ans Feuer, doch war es nicht viel besser geworden, wie das erstemal.

Er wußte nun nicht, was er thun sollte. Da sah er beim Wegräumen der Kohlen und Steine einen Scherben, der durch die Glut fest wie Stein und ziegelrot geworden war. Ei, dachte er, wenn Scherben im Feuer so hart werden, so muß das mit ganzen Gefäßen auch geschehen können. Jetzt grub er ein ziemlich tiefes Loch in die Erde und legte hohe Steine um dasselbe herum. Nun machte er ein kleines Feuer in das Loch und stellte seine Töpfe hinein. Nach und nach ließ er das Feuer stärker werden, und siehe da — nach wenigen Stunden waren alle Töpfe glühend rot. Auf einmal schien es, als ob sie alle schmelzen wollten. Robinson dachte schon an die Zerstörung der Töpfe und ließ das Feuer abgehen. Da er jetzt nichts weiter thun konnte, wollte er sich einige Stunden hinlegen; aber er konnte nicht schlafen; denn immer wieder dachte er an seine Töpfe, die bis jetzt noch nicht gelungen waren.

14. Der Sonntag.

Er hatte so eifrig an seinen Töpfen gearbeitet, daß er ganz vergessen hatte, die Tage in seinen Kalender einzuschreiben. Da machte er sich Vorwürfe und ging hin, um das Versäumte nachzuholen. Nun fand er, daß der folgende Tag ein Sonntag war. Diesen Tag wollte er recht feiern, denn er hatte ihn ja ein paarmal versäumt. Und doch steht geschrieben: Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten ist der Tag des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun.

Er kehrte ins Freie zurück, um nach seinen Töpfen zu sehen. Kaum konnte er die Zeit erwarten, bis sie kalt geworden waren. Die Töpfe waren gelungen; denn sie waren lange genug in dem Feuer gewesen. Dann nahm er einen davon und setzte ihn mit einem tüchtigen Stücke Ziegenfleisch, Wasser und Reis ans Feuer. Die bereitete Mahlzeit schmeckte ihm so gut, wie lange nicht. Er hatte die Speisen so-

gar salzen können, weil er nicht weit vom Meeresufer Salz gefunden hatte.

Nachdem er sein Abendbrot verzehrt hatte, legte er sich zur Ruhe. Er erwachte, als die Sonne schon die Spitze des Berges beschien. Heute war ein großer Festtag für ihn, und er sprang daher schnell auf und verrichtete sein Morgengebet. Hierauf holte er seine Ziegen herbei, melkte sie und genoß Milch zum Frühstück. Jetzt stimmten die Vögel ihr liebliches Lied an. Da nahm Robinson seinen Hut ab und sang das Lied, welches er noch aus seiner Jugend kannte: „Noch läßt der Herr mich leben 2c." Er sang es mit voller, lauter Stimme. Noch nie war er so andächtig gewesen. Dann ließ er sich auf seine Kniee nieder und sprach ein herzliches Gebet. Er lag vor einer Palme gleichwie vor einem Altar. Die Thränen traten ihm in die Augen, und vor Schluchzen konnte er kaum sprechen. Noch einmal sah er mit frommem Blicke zum Himmel, dann ging er in seine Wohnung. Von nun ab las er jeden Morgen und jeden Abend ein Stück aus der Bibel.

15. Robinson als Fischer.

Robinson bemerkte eines Tages in dem Bache, der nicht weit von seiner Wohnung ins Meer floß, eine Anzahl Fische. „Halt," dachte er, „ich kann ja jetzt Fische in meinen Töpfen kochen." Nun galt es, ein Netz zu machen. Zu diesem Zwecke fädelte er ein Seil auf und knüpfte die Fäden zu einem Netze zusammen. Dann suchte er sich eine lange Stange, befestigte das Fischnetz darin, und der Fischfang konnte nun beginnen.

Robinson war dabei sehr glücklich. Gleich das erste Mal hatte er mehrere kleine und große Fische gefangen. Aber beinahe wäre ihm der größte davon wieder in das Wasser entwischt; denn das Netz zerriß, und der große Fisch wollte sich eiligst davon machen. Doch faßte Robinson rasch zu und warf ihn zur Erde. Für heute hatte er genug Fische. Er schlachtete sie und bereitete sich eine köstliche Mahlzeit.

16. Robinson fängt Ziegen ein.

Robinson lebte fortan ruhig und zufrieden. Er erkannte mit dankbarem Herzen alle die Wohlthaten an, die ihm der liebe Gott bescherte. So verstrich ein Jahr nach dem andern. Er war schon zehn

Jahre lang auf der Insel. Da sein Pulver sehr abgenommen hatte, nahm er sich vor, keine Ziege mehr zu schießen. Er wollte sich lieber die Ziegen fangen.

Zuerst versuchte er es mit Netzen und Schlingen. Doch gelang es ihm nicht, weil die Ziegen die Netze zerrissen. Endlich legte er an solchen Orten, wo er die Ziegen wieder sah, Fallgruben an und bedeckte sie mit Reisern. Auf diese streute er Reis und Gerste. Eines Morgens fand er drei kleine Ziegen in der einen Grube. Er brachte sie glücklich nach Hause und machte sie zahm. Er richtete sich gleich auf eine größere Herde ein und umzäunte ein großes Stück Land. Die Herde nahm auch schnell zu und bestand in drei Jahren aus dreiundvierzig Stück. Er bekam so viel Milch, daß er auf den Gedanken kam, sich Butter und Käse zu bereiten. Anfangs wollte es nicht gehen, doch nach und nach lernte er es.

Jahraus, jahrein setzte sich Robinson zu seinem Mittagstische einsam nieder, und doch war er nicht ganz allein, denn es war dabei jedesmal etwas Lebendiges. Ihm gegenüber saß Pol, der Papagei, zu seiner Rechten aber sein altersschwacher Hund Barri. Lange lebte er so ruhig im Überfluß hin.

17. Robinson als Bäcker.

Robinson hatte jetzt viel Gerste. Er dachte hin und her, wie er sich daraus Mehl bereiten könnte. Vor allen Dingen mußte er eine Mühle haben; aber wie sollte er eine solche fertig bringen? Da kam er auf einen glücklichen Einfall. Er beschloß, einen Mörser zu fertigen, in welchem er die Körner zerstoßen könnte. Dazu höhlte er einen Block von hartem Holze aus. Dann machte er sich eine große Keule von dem Holze, wovon er sein Grabscheit gemacht hatte. Das war sein Stößer. Nun brauchte er noch ein Sieb, um das Mehl durchzuschütten und es von der Kleie zu reinigen. Er benutzte dazu ein paar Tücher, die er vom Schiffe mitgebracht hatte. Den Backofen stellte er so her, daß er seinen Herd mit viereckigen gebrannten Ziegeln belegte.

Nun ging es ans Backen. Er schüttete Ziegenmilch auf sein Mehl, rührte es ein und knetete es dann tüchtig durch. Auch vergaß er nicht, Salz daran zu thun. Nun machte er ein tüchtiges Feuer, ließ es fast ganz abbrennen, fegte den Herd rein ab, legte seine Brote darauf und deckte große, flache Schüsseln darüber. Diese umgab er mit glühenden Kohlen, um die Hitze zu erhalten. So bereitete er sich

ganz schmackhaftes Brot. Seine Freude darüber war groß. Nun war ihm auch dies gelungen.

18. Robinson baut sich einen Kahn.

Robinson hatte bis jetzt nur zu Fuß seine Insel durchsucht, nun wollte er auch um sie herum fahren. Er hatte aber kein Boot. Deshalb ging er sofort an die Arbeit, um sich ein Boot, wie es die Wilden haben, zu machen.

Er suchte sich einen großen Baum aus. Fast eine Woche brauchte er, ehe er ihn umgehauen hatte. Dann höhlte er ihn aus. Seine Geduld hierbei war zu bewundern, aber nach einem Monat war er fertig.

Sein Boot war sehr groß geworden. Es lag eine halbe Stunde vom Meere. Nun wußte er nicht, wie er es dahin bringen sollte. Er hatte es vorher nicht gut überlegt. Ein einzelner Mann würde es nicht fortgebracht haben, und wenn er Jahre gebraucht hätte. Robinsons Arbeit war also umsonst gewesen. Für jetzt gab er es auf, den Kahn bis ans Meer zu bringen. „Kommt Zeit, kommt Rat," hatte er sich häufig gesagt.

19. Robinson macht sich Kleider.

Robinson hatte bis jetzt immer die Kleider getragen, welche er noch vom Schiffe hatte. Sie waren durch Regen und durch die Arbeit schon längst schlecht geworden und zerrissen. Deshalb mußte er dafür sorgen, sich andere Kleider zu verschaffen. Geld hatte er genug. Er hatte ja einen großen Beutel voll auf dem Schiffe gefunden. Es war Gold- und Silbergeld und betrug mehr als 600 Mark. Aber was half ihm das? In seiner Heimat hätte er sich viele schöne Kleider dafür kaufen können. Hier nützte ihm dasselbe nichts. Wo sollte er nun also das Zeug für seine Kleider hernehmen? Er wußte es lange nicht.

Endlich kam er auf einen richtigen Gedanken. Er hatte alle Felle von den Ziegen, die er geschossen und geschlachtet hatte, aufgehoben und an der Sonne trocken gemacht. Daraus wollte er sich Kleider verfertigen.

Zuerst nahm er sich das Maß zu einer Jacke. Er paßte sich ein Fell an und fand, daß er drei Felle brauchte, eins für den Rücken, eins für die Brust und je ein halbes für die Ärmel. Nun schnitt er sie

viereckig zu. Das Zusammennähen ging ziemlich langsam, weil Robinson nicht das rechte Geschick dazu hatte. Am meisten machten ihm die Ärmel zu schaffen, da sie an der Schulter eingenäht werden mußten. Es dauerte fast zwei Tage, ehe er die Jacke vollendet hatte. Jetzt war sie fertig. Er zog sie an, und siehe da — sie paßte so ziemlich. Sie war wenigstens bequem und außerdem derb und fest.

Nun machte er sich auch eine Hose. Zuletzt verfertigte er sich noch eine große Mütze, ebenfalls aus Ziegenfell. Sie sah aus wie ein Zuckerhut und war hinten etwas länger als vorn, um den Nacken vor Regen zu schützen. So stand er da, über und über in Tierfelle gekleidet. Die Haare waren nach außen gekehrt.

20. Eine neue Entdeckung.

So angezogen, trat er einst einen Gang nach dem Meere an. Die Sonne schien heiß, aber ein Sonnenschirm, den er sich ebenfalls aus Fellen gemacht hatte, schützte ihn doch ein wenig vor der Hitze. Plötzlich blieb er stehen. Er sah eine Fußspur im Sande. Sie mußte von einem Menschen sein, vielleicht gar von einem Wilden. Er geriet in Angst, ging langsam weiter und entdeckte noch mehr Spuren. Mit jedem Schritte wurde seine Furcht größer. Im schnellsten Laufe lief er nach seiner Wohnung zurück.

Es wurde Nacht, aber er konnte vor Angst kein Auge zuthun Er dachte, die Wilden könnten in Scharen wiederkommen, seine Felder verwüsten, seine Ziegen töten und auch ihn umbringen.

Wochenlang lebte er in Furcht und Zittern. Die Furcht hatte ihm sogar das Gottvertrauen genommen. Endlich dachte er eines Morgens, als er noch auf seinem Bette lag, wieder an die Worte der heiligen Schrift: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Jetzt wurde er wieder ruhig und besorgte wie früher seine häuslichen Geschäfte, die ganz in Unordnung geraten waren. —

Zwei Jahre vergingen, und Robinson hatte nichts von wilden Menschen bemerkt. Er streifte wieder wie früher auf der Insel umher und machte sich keine Sorgen mehr. Eines Tages glaubte er von der Spitze des Berges aus in großer Entfernung ein Boot auf dem Meere zu sehen. Er wußte aber nicht, ob es ein Boot mit schiffbrüchigen Menschen oder mit Wilden war. Wenn er das Fernrohr mitgehabt hätte, würde er es erkannt haben.

Er machte sich noch über das Boot allerhand Gedanken, da sah

er plötzlich, als er etwas seitwärts schaute, am Ufer Rauch aufsteigen. Er lief hinab und schlich vorsichtig näher. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihm. Der ganze Platz war mit blutigen Menschenschädeln, Händen und Füßen bedeckt. Das Feuer brannte noch. Es waren also wirklich Menschenfresser dagewesen und hatten hier einen Schmaus gehalten. Er starrte lange auf die Überreste dieser schrecklichen Mahlzeit hin; dann wurde ihm so übel, daß er sich brechen mußte. Von jetzt ab stieg er Tag für Tag mit seinem Fernrohre auf den Berg, um sich nach allen Seiten hin genau umzusehen. Denn er dachte, die Wilden würden bald wiederkommen.

21. Neue Landung der Wilden.

Wieder war beinahe ein Jahr verflossen. Robinson hatte starkes Heimweh, und er sann nach, wie er die einsame Insel verlassen könne. Er träumte oft von seiner Heimat und seinen Eltern. Da sah er eines Morgens 20—25 wilde Menschen in fünf Kähnen am Ufer landen. Sie schleppten Holz herbei, machten ein großes Feuer und tanzten eine Zeitlang um dasselbe herum. Dann holten sie aus einem Kahne zwei Menschen herbei, die gebunden auf dem Boden gelegen hatten, und banden sie los. Ein Schlag mit einer breiten Keule traf den Hinterkopf des einen. Er fiel leblos nieder, und die Wilden fingen an, ihn zu zerteilen. In diesem Augenblick sprang der andere Unglückliche auf und lief mit großer Schnelligkeit gerade nach der Gegend hin, wo Robinson stand. Zwei Wilde verfolgten ihn, aber er war ein Stück voraus. Zwischen den Wilden und Robinson befand sich eine kleine Bucht. Es war klar, daß der arme Flüchtling diese durchschwimmen mußte, wenn er nicht in die Hände seiner Verfolger geraten wollte. Wirklich warf er sich ohne weiteres in das Wasser, durchschwamm die Bucht in etwa 30 Stößen und rannte dann am andern Ufer weiter. Seine Verfolger stürzten sich ebenfalls in die Flut, brauchten aber noch einmal so lange Zeit, um sie zu durchschwimmen, als der Entflohene.

Jetzt war für Robinson der Augenblick gekommen, den Unglücklichen zu retten. Er hatte seine Flinte bei sich und befand sich in ein paar Minuten bei dem Flüchtlinge. Diesem rief er zu, und der arme Wilde war darüber so erschrocken, daß er zu Boden fiel. Unterdessen war der eine von seinen Verfolgern bereits ganz nahe. Robinson schlug ihn mit seiner Axt zu Boden. Da blieb der zweite stehen und

wollte eben einen Pfeil auf Robinson abschießen, als er von diesem mit einem Schusse zu Boden gestreckt wurde.

Der gerettete Wilde zitterte bei dem Abfeuern der Flinte an allen Gliedern und sah scheu und bebend zu Robinson auf. Dieser machte ihm Zeichen der Freundschaft, und nun erst kam der Wilde näher heran, kniete dabei häufig nieder, warf sich endlich vor Robinson mit dem Gesicht auf den Boden und setzte den Fuß Robinsons auf seinen Nacken. Robinson hob ihn auf und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn in seinen Schutz nehmen wolle.

Weiter gab Robinson dem geretteten Wilden durch Zeichen zu verstehen, die Leichen zu verscharren. Dieser gehorchte sofort. Dann führte Robinson ihn in seine Wohnung, gab ihm zu essen und hieß ihn, sich hier hinzulegen und auszuruhen. Nach kurzer Zeit war er auch fest eingeschlafen. Robinson stieg nun auf den Berg, um nach den Wilden zu sehen. Diese fuhren eben auf ihren Booten ab.

22. Robinson macht genauere Bekanntschaft mit seinem Wilden.

Als die Wilden weit weg waren, kehrte Robinson nach Hause zurück. Der Gerettete schlief noch. Robinson hatte jetzt erst rechte Zeit, den Wilden genauer zu betrachten. Es war ein schöner, junger Mensch, vielleicht zwanzig Jahre alt. Er war groß gewachsen und stark gebaut. Seine Haut war braun, das Gesicht rund und voll, der Mund etwas groß, aber er hatte Zähne, welche wie Elfenbein aussahen. Robinson freute sich über seinen gesunden Schlaf, ließ ihn in der Höhle allein und besorgte seine Ziegenherde.

Es dauerte aber gar nicht lange, da erschien der Wilde am Eingange der Höhle. Als er Robinson sah, lief er auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder und setzte wieder Robinsons Fuß auf seinen Nacken. Dieser hob ihn auf und gab ihm zu verstehen, daß er zufrieden mit ihm sei. Wie gerne hätte er mit ihm gesprochen, aber der Wilde verstand ja Robinsons Sprache nicht. Er mußte erst Deutsch lernen. Zuerst machte Robinson ihm begreiflich, daß er Freitag heißen solle. Er gab ihm diesen Namen, weil es gerade Freitag war. Dann zeigte Robinson auf sich selbst und nannte sich „Herr“. Von andern Wörtern lehrte er ihn zuerst „Ja“ und „Nein“ verstehen, indem er bei „Ja“ mit dem Kopfe nickte, bei „Nein“ aber schüttelte.

Robinson schlief die Nacht mit dem Wilden in seiner Höhle. Als der Tag herankam, nahmen er und Freitag Waffen, um nach dem

Lagerplatze zu sehen. Robinson befahl Freitag, alles zu verscharren. Aber Freitag schien Lust zu bekommen, einige Stücke von dem übrig gebliebenen Fleische zu essen. Robinson bemerkte seine Lust und verbot es ihm.

Nun gingen sie nach Hause, und Robinson zeigte Freitag seine Einrichtung. Wie staunte dieser über die mancherlei Dinge, die er hier zu sehen bekam! Er starrte bald den Käfig des Papageis, bald Tisch und Stuhl, bald die Lampe, bald die Töpfe an. Es war ihm alles neu, und er wußte nicht, wozu die Dinge da waren und was mit ihnen gemacht wurde. Auf einmal fing der Papagei an zu rufen: „Robinson, wo bist du? Robinson, wo bist du gewesen?“ Freitag stürzte fast vor Schrecken auf die Erde, als er dies hörte. Er hatte schon manchen Papagei gesehen, aber einen sprechenden noch nicht.

Robinson schenkte Freitag eine Hose von Ziegenfellen. Dieser freute sich sehr und wollte sie wie eine Jacke anziehen. Robinson lachte und zeigte ihm, wie man sie anziehen müßte. Dann gab er ihm eine Jacke von Ziegenfell, die ihm ziemlich paßte, und auch eine Mütze.

Es konnte keinen treueren Diener geben als Freitag. Dieser liebte seinen Herrn, wie ein Kind den Vater. Nach wenigen Wochen konnte er schon vieles von dem verstehen, was Robinson ihn fragte.

Er gehörte einem großen Indianerstamme an, der auf einer andern Insel in jenem Meere wohnte und mit einem feindlichen Stamme Krieg geführt hatte. Sein Stamm hatte die Schlacht verloren, und Freitag war mit einigen anderen gefangen worden.

23. Robinson als Lehrer.

Freitag lernte nach und nach so gut Deutsch, daß Robinson über alle Sachen mit ihm sprechen konnte. Er sagte ihm, daß es einen Gott gebe, der alle Dinge gemacht habe. „Gott,“ sagte er weiter, „liebt die Menschen, wie ein Vater seine Kinder. Er weiß alles und erhält die ganze Welt in Ordnung.“ Und als das Weihnachtsfest herankam, berichtete er ihm auch von Jesus. Häufig erzählte ihm auch Robinson von seiner Vaterstadt. Außerdem mußte Freitag auch ordentlich arbeiten lernen. Nur das Schießen mit der Flinte wollte ihm lange nicht gefallen. Er erschrak allemal, wenn Robinson die Waffe abschoß, so sehr, daß er hinfiel. Das gab sich aber auch, und Freitag wurde nach und nach ein tüchtiger Jäger.

Eines Tages war es recht heiß gewesen, und gegen Abend wurde der Himmel voll schwarzer Wolken. Es fing an zu donnern und zu blitzen. Freitag verkroch sich in einen engen Winkel des Hauses. Robinson sah es und konnte es sich gar nicht erklären, warum Freitag so ängstlich that und am ganzen Körper zitterte. Er fragte ihn, was ihm fehle, aber er bekam keine Antwort. „Hm," dachte Robinson, „sollte sich Freitag vielleicht vor Blitz und Donner fürchten, wie es viele thun?" Und es war so; denn als das Gewitter stärker wurde, fing Freitag auch stärker an zu zittern.

„Höre, mein guter Freitag," sagte Robinson, „wenn es wieder einmal donnert, so fürchte dich nicht; denn es giebt keinen bösen Gott. Es giebt nur einen einzigen Gott, und das ist ein lieber, guter Gott. Er kann alles, was er will. Aber er thut nichts, was nicht gut wäre für uns."

24. Vorbereitungen zur Fahrt nach Freitags Vaterland.

Eines Tages kamen beide an die Stelle im Walde, wo das große Boot lag. Freitags Augen funkelten vor Freude, als er es liegen sah. Er hoffte, auf dem Boote zu seiner Insel und zu seinen Eltern zurückkehren zu können. Robinson merkte seine Freude und fragte ihn: „Willst du zu deinem Volke zurück?" „Ja, ja, sehr gern." „Getraust du dir, auf diesem Boote hinzufahren?" „Ja, ich getraue es mir wohl." „Willst du wieder ein Menschenfresser werden?" „Nein, Herr! Freitag ißt kein Menschenfleisch wieder." „Ich will dir das Boot schenken, fahre darauf zurück." „Ja, Herr! aber fahre du mit." „Sie würden mich töten." „Nein, nein, sie töten dich nicht." Da entschloß sich Robinson, mit Freitag die Überfahrt zu unternehmen.

Ihre Hauptarbeit war nun, das Boot auf Walzen an das Meer zu schaffen. Robinson brachte auf das Boot einen Mast und befestigte Segel daran. Es war dies keine leichte Arbeit; denn er hatte wohl alte Segeltücher genug, aber sie waren meistens verdorben, und er mußte sein Segel aus einer Menge noch brauchbarer Stücke zusammennähen. Inzwischen ging noch eine lange Zeit hin, ehe sie ihre Fahrt beginnen konnten. Das Meer war häufig stürmisch und hinderte die Reise.

25. Der Kampf mit den Wilden.

Es war wieder Herbst geworden, und Robinson war nun 27 Jahre lang auf der Insel. Die letzten drei Jahre führte er mit Freitag ein

glückliches Leben. Der Jahrestag wurde, wie früher, festlich begangen. Sie dankten dem lieben Gott für alle Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte. Während der Regenzeit hatten Robinson und Freitag das Boot sicher untergebracht und mit Baumzweigen zugedeckt. Wenn der Regen nachließ, sollte die Reise unternommen werden.

Eines Morgens war Freitag an das Meeresufer gegangen, um eine Schildkröte zu holen. Gleich darauf kam er außer Atem wieder zurück und schrie: „O Herr! O Herr! Auf dem Meere kommen drei Boote her. Sie kommen, um mich zu fangen!“ Freitag zitterte am ganzen Leibe, aber Robinson sagte: „Wir wollen auf sie losgehen und sie angreifen. Du mußt aber alles thun, was ich dir befehle!“ Freitag antwortete: „Ich will sterben, wenn du es befiehlst.“ Nach und nach wurde er wieder ruhig.

Nun luden sie vier Flinten und drei Pistolen mit Kugeln. Robinson steckte zwei Pistolen in seinen Gürtel, hing seinen großen Säbel um und gab Freitag ebenfalls eine Pistole und ein scharfes Beil. Jeder trug zwei Flinten und Freitag noch eine Tasche mit Pulver und Kugeln. Dann sah Robinson durch sein Fernglas und bemerkte 21 Wilde und zwei Gefangene; sie waren viel näher an seiner Wohnung gelandet als die, welche Freitag mitgebracht hatten. Nun machten sie sich auf den Weg. Robinson befahl Freitag, immer leise hinter ihm her zu gehen und nicht zu sprechen und nicht zu schießen. Sie waren noch ein ziemliches Stück von dem Platze entfernt, da hörten sie schon die Wilden schreien und lärmen.

Freitag erbot sich, näher zu schleichen und auszukundschaften, was sie thäten. Gleich darauf kam er zurück und erzählte: „Ich stellte mich hinter einen dicken Baum und sah sie alle um ein Feuer herumsitzen. Sie verzehrten das Fleisch des einen Gefangenen. Ein anderer liegt noch gebunden auf dem Boden; es ist ein weißer Mann mit einem Barte.“ Sie waren noch fünfzig Schritt von den Wilden. 19 Wilde saßen im Kreise herum, und zwei hatten sich aufgemacht, um den armen weißen Mann herbeizuholen.

In demselben Augenblicke gebot Robinson Freitag, die Flinte anzulegen. Gleich darauf krachte es, und zwei Wilde fielen zu Boden. Die Wilden waren in der größten Bestürzung, sie rannten hin und her. Jetzt krachte es wieder, und abermals stürzten einige nieder. Nun nahm Robinson die Pistolen und rannte mit lautem Geschrei auf den Haufen los, Freitag ihm hinterdrein. Die Wilden liefen erschrocken davon.

Robinson lud die Flinten wieder, dann eilte er zu dem weißen Manne und fragte ihn, wer er sei. Er konnte aber vor Todesangst nichts herausbringen. Robinson zerschnitt die Stricke und gab ihm ein Stück Brot. Der Weiße stärkte sich und sagte, er sei ein Spanier. Robinson gab ihm jetzt einen Säbel und forderte ihn auf, mit gegen die Wilden zu kämpfen; denn einzelne kamen zurück und drangen auf Robinson, Freitag und den Spanier ein. Aber als sie näher herankamen, fielen einige, von den Schüssen getroffen. Die anderen Wilden sprangen in zwei Boote und ruderten mit allen Kräften vom Ufer weg. Robinson sprang in das dritte Boot. Er wunderte sich aber nicht wenig, als er hier einen Indianer am Boden liegen sah, der so fest geknebelt war, daß er nicht einmal über den Rand des Bootes hinwegsehen konnte.

26. Ein glückliches Zusammentreffen.

Im nächsten Augenblicke hatte Robinson die Fesseln des Unglücklichen durchschnitten. Auch Freitag war herbeigekommen und that einen lauten Schrei. Er umarmte, herzte und küßte den Wilden, jauchzte und sprang, lachte und weinte. Bald drückte er den Kopf des alten Mannes an seine Brust, bald sprang er wieder empor, um ihn zu umarmen. Robinson fragte mehrmals, was das zu bedeuten habe, erhielt aber keine Antwort. Endlich fiel Freitag vor Robinson nieder, umschloß fest seine Kniee und rief: „Guter Herr! es ist mein Vater!" Nun ging es an ein Fragen und Erzählen zwischen Vater und Sohn. Endlich fragte Robinson, der unterdessen den Spanier abermals erquickt hatte, ob er seinem Vater auch schon etwas zu essen gegeben habe. „Ich Taugenichts," rief er, „habe alles selbst gegessen!" Robinson gab ihm nun Speise, und Freitag brachte sie seinem Vater.

Der Spanier hatte sich im Schatten eines Baumes niedergelassen; er war noch ganz matt. Da sich aber ein heftiger Wind erhob, wollte Robinson zu seiner Wohnung zurückkehren. Freitags Vater und der Spanier vermochten aber vor Erschöpfung kaum zu gehen, zumal es über Hügel und Felsstücke hinwegging. Deshalb verfertigte Robinson eine Tragbahre, auf der er und Freitag einen nach dem andern forttrugen. Zu Hause bereitete Robinson ein kräftiges Mittagsbrot aus Suppe und Braten, das sich die ganze Gesellschaft vortrefflich schmecken ließ.

Am Morgen des folgenden Tages schickte Robinson Freitag auf den Platz, wo sie den Kampf mit den Wilden gehabt hatten. Er sollte

die Toten und die anderen menschlichen Überreste unter die Erde verscharren. Freitag that alles, was ihm Robinson befohlen hatte.

27. Der Spanier und Freitags Vater fahren in Freitags Vaterland.

Freitag hatte den Plan, in seine Heimat zu fahren, nicht vergessen. Er bat vielmehr Robinson noch dringender. Er sagte, daß sein Stamm ihn mit dem größten Jubel empfangen würde. Von dem Spanier erfuhr er, daß 16 seiner Landsleute, und zwar in Frieden, unter den Wilden lebten, aber sie hätten kein gutes Leben, es fehle ihnen an Kleidern und Nahrungsmitteln. Ein Schiff, welches an der Küste der Wilden gescheitert war, hatte sie dahin verschlagen. Der Spanier machte nun Robinson den Vorschlag, seine 16 Landsleute auf Robinsons Insel kommen zu lassen. Er erbot sich, wenn Robinson es gestatte, mit Freitags Vater die Fahrt zu unternehmen.

Robinson war damit einverstanden, und die Fahrt sollte bald begonnen werden. Das von den Wilden zurückgelassene Boot wurde reichlich mit Brot, Rosinen und frischem Wasser beladen. Der Spanier und Freitags Vater erhielten jeder eine Flinte, und Robinson verabredete ein Zeichen mit ihnen, woran er sie erkennen wollte, wenn sie zurückkehrten.

Freitag nahm auf das zärtlichste von seinem Vater Abschied und streckte noch lange die Arme nach ihm aus, als er schon ein Stück fort war. Der Spanier und Robinson schwenkten zum Abschiedsgruß die Hüte, und der Kahn glitt ruhig in das Meer hinaus.

28. Ein ganz unerwartetes Ereignis.

Acht Tage waren seit der Abreise des Spaniers und des alten Wilden vergangen; am Morgen des neunten Tages lag Robinson noch in seinem Bette und dachte bei sich: „Ob sie wohl heute kommen werden?“ Da kam auf einmal Freitag herbeigesprungen und rief: „O, Herr! auf dem Meere ist ein großes Schiff.“ Robinson sprang auf, sah durch sein Fernrohr und bemerkte nicht weit von der Küste ein Schiff. Seine Freude darüber war unaussprechlich; er hoffte, in der nächsten halben Stunde Landsleute zu sehen und zu sprechen. Er lief an der Küste hin, bis er das Schiff ganz deutlich sehen konnte. Dann rief er und schoß seine Flinte ab, um sich bemerklich zu machen. Und

wirklich, er hatte sich nicht getäuscht. Vom Schiffe her antworteten sie ihm mit Schüssen.

Gleich darauf wurde ein Boot ins Meer gelassen und ruderte mit drei Männern dem Lande zu. Es war der Kapitän selbst und zwei Matrosen, die sich im Boote befanden. Er wunderte sich, daß er auf dieser einsamen Insel einen Menschen antraf; Robinson erzählte ihm aber, wie es ihm gegangen, und gab zu erkennen, daß er gern seine Heimat und seine Eltern wiedersehen möchte. Zu seiner größten Freude erfuhr er denn auch, daß das Schiff ein deutsches sei und nach Bremen fahren wolle. Der Kapitän erbot sich sofort, ihn umsonst mit nach Deutschland zu nehmen, und Robinson war außer sich vor Jubel und Freude.

29. Die Abreise.

Noch an demselben Tage sollte die Abreise stattfinden. Freitag war ganz untröstlich darüber, daß nun sein Herr ihn allein lassen wollte. Er wußte ja nicht, ob der Spanier und sein Vater jemals wieder zurückkämen. Konnte ihnen denn nicht ein Unglück auf dem Meere begegnet sein?

Der Augenblick des Abschieds war schon nahe gekommen, als plötzlich die Spanier landeten. Sie brachten die Nachricht mit, daß Freitags Vater nach seiner Rückkehr gestorben sei. Freitag vergoß darüber heiße Thränen. Auch Robinson war sehr bekümmert. Er trennte sich mit schwerem Herzen von seiner Insel. Wohin er sah, überall hatte er gepflanzt und gearbeitet. Hier lag seine Wohnung, dort waren Gärten und Felder, Herden und Fruchtbäume.

Er suchte zusammen, was er mitnehmen wollte: die Bibel, die Pelzkleidung, seinen Schirm, sein Tagebuch und seinen Papagei. Sein treuer Barri war schon längst gestorben. Das übrige überließ er seinem guten Freitag und den Spaniern. Letztere wollten auf der Insel zurückbleiben. Dann zog er Freitag an seine Brust und bedeckte ihn weinend mit heißen Küssen. Darauf riß er sich los und ging der Küste zu. Noch war aber Robinson nicht auf dem Schiffe, da stürzte sich Freitag ins Wasser und schwamm ihm nach. „Herr! nimm mich mit!“ schrie er in größtem Jammer, sprang ins Boot und umklammerte Robinsons Kniee. „Lieber will ich sterben, als hier ohne dich zurückbleiben.“ Gerührt von der Treue Freitags, nahm Robinson ihn mit auf das Schiff. Nun wurden die Anker gelichtet, und das Schiff segelte der Heimat zu, nach der Robinson so lange sich gesehnt hatte.

30. Die Heimat.

Der Wind blieb gut, und Robinson war nach sieben Wochen im Hafen von Bremen. Was für Augen machte nun Freitag, als er die vielen Schiffe, großen Häuser und Kirchen sah! Über alles erstaunte er, über Kutschen und über die prächtigen Läden. Aber Robinson hielt sich nicht auf. Schnell ging es durch die Vorstadt von Bremen, hin nach dem Hause seiner Eltern. Er hörte, daß sein Vater noch lebe, seine Mutter aber aus Gram und Kummer über den ungehorsamen Sohn gestorben sei. Bei dieser Nachricht fing Robinson laut an zu weinen. Dann wollte er in die Stube zu seinem Vater. Er öffnete die Stubenthür, siehe, da saß der fromme Greis in seinem Lehnstuhle, vor ihm lag die Bibel. Robinson stürzte auf ihn zu und rief weinend aus: „Ich bin es, dein Sohn!“ Er umschloß die Kniee seines alten Vaters. „Mein Sohn, habe ich dich endlich wieder?“ rief der Greis und zog ihn freudig an seine Brust.

So hielten sich beide lange innig umschlungen. Die Verwandten und Freunde hatten auch von Robinsons Rückkehr gehört. Alle eilten herbei, und Robinson mußte nun erzählen bis in die späte Nacht. Als er geendet hatte, sagte er: „Seht, so traurig ist es mir ergangen, weil ich in der Jugend ungehorsam und faul gewesen bin.“

Von nun an lebten Robinson und sein treuer Freitag glücklich. Robinson übernahm das Geschäft seines Vaters, und Freitag stand ihm darin bei. Er vergaß aber nie, daß Gott allein alles so zu seinem Besten gelenkt hatte.



Die lateiniſchen Buchſtaben.

a e i o u au eu ei ä ö ü äu

a e i o u au eu ei ä ö ü äu

b c d f g h k l m n p q r s t v w x z

b c d f g h k l m n p q r ſ t v w x z

ch sch j y.

ch ſch j y.

an, am, in, im, mein, nein, neun, aus, rein, wo, wer, sei, zur, zwar, zwei, immer, voran, waren, lärmen, träumen, beten, hören, stören, kalt, halt, brüten, das, binden, drückt, trinkt, prüfen, quälen, greifen, grün, sagt, singt, scheinen, fassen, nach, jagen.

A E I O U Au Eu Ei Ä Ö Ü Äu Y

A E I O U Au Eu Ei Ä Ö Ü Äu Y

B C D F G H K L M N P Q R S T

B C D F G H K L M N P Q R S T

V W X Z.

V W X Z.

Hut, Hof, Hirt, Horn, Arm, Ast, Obst, Baum, Haus, Lein, Seil, Nase, Rose, Bär, Wolf, Löwe, Uhu, Kauz, Falke, Säge, Tisch, Zaun, Nüsse, Musik, Kranz, Kreuz, Zwirn, Brot, Blume, Flöte, Deckel, Garten, Quelle, Ähre, Öl, Übel.

III. Gedichte.

1. Mein erst Geschäft sei Preis und Dank.

Mein erst Geschäft sei Preis und Dank;
erheb ihn, meine Seele!
der Herr hört deinen Lobgesang;
lobsing ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
lag ich und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
und Ruhe für die Müden?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
und dein ist unser Leben!
Du bist es, der es uns erhält
und mir's jetzt neu gegeben!

Gelobet seist du, Gott der Macht,
gelobt sei deine Treue,
daß ich nach einer sanften Nacht
mich dieses Tags erfreue!

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
mich deine Wege wallen,
und lehre du mich selber thun
nach deinem Wohlgefallen!

2. Noch lässt der Herr mich leben.

Noch lässt der Herr mich leben;
mit fröhlichem Gemüt
eil' ich, ihn zu erheben;
er hört mein frühes Lied.

Zu ihm entzückt mich wieder
der Morgensonne Pracht;
ich falle vor ihm nieder,
der sie und mich gemacht.

3. Wach' auf, mein Herz, und singe.

Wach' auf, mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge,
dem Geber aller Güter,
dem frommen Menschenhüter!

Sprich Ja zu meinen Thaten,
hilf selbst das Beste raten,
den Anfang, Mitt' und Ende,
ach Herr, zum Besten wende!

---

4. Ach bleib mit deiner Gnade.

Ach bleib mit deiner Gnade
bei uns, Herr Jesu Christ,
dass uns hinfort nicht schade
des bösen Feindes List!

Ach bleib mit deinem Worte
bei uns, Erlöser wert,
dass uns beid' hier und dorte
sei Güt' und Heil beschert!

Ach bleib mit deinem Glanze
bei uns, du wertes Licht;
dein' Wahrheit uns umschanze,
damit wir irren nicht!

Ach bleib mit deinem Segen
bei uns, du reicher Herr;
Dein' Gnad' und all's Vermögen
in uns reichlich vermehr'!

Ach bleib mit deinem Schutze
bei uns, du starker Held,
dass uns der Feind nicht trutze,
noch fäll' die böse Welt!

Ach bleib mit deiner Treue
bei uns, mein Herr und Gott!
Beständigkeit verleihe;
hilf uns aus aller Not!

---

5. Das Christkind.

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein,
o mache mir das Herze rein,
o bade mir die Seele hell
in deinem reinen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes sei,
in Demut und in Liebe treu,
daß ich dein bleibe für und für,
du heil'ger Christ, das schenke mir.

---

6. Weihnachtslied.

Alle Jahre wieder
kommt das Christuskind
auf die Erde nieder,
wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen
ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen
mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite
still und unerkannt,
dass es treu mich leite
an der lieben Hand.

---

7. Vom Himmel hoch da komm' ich her.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
ich bring' euch gute, neue Mär,
der guten Mär bring' ich so viel,
davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut' gebor'n,
von einer Jungfrau auserkor'n,
ein Kindelein so zart und fein,
das soll eu'r Freud' und Wonne sein.

---

8. Neujahr.

Ein neues Jahr hat angefangen,
der liebe Gott hat's uns geschenkt.
Viel hundert Jahr' sind hingegangen,
seit er an seine Menschen denkt,
und hört nicht auf, für uns zu sorgen,
und wird nicht müde, was er thut,
und weckt und stärkt uns alle Morgen
und giebt so viel und ist so gut.
Und sieht auch heut' vom Himmel nieder
auf mich und jedes kleine Kind
und hilft auch dieses Jahr uns wieder,
so lang' wir gut und folgsam sind.
Du, lieber Gott, kannst alles machen;
willst du mich machen treu und gut?
Willst du mich dieses Jahr bewachen,
dass nie dein Kind was Böses thut?

---

9. Gottes Hand.

Siehst du dort auf weitem Meer?
So geschwind
treibt der Wind
wie zum Spiel ein Schifflein her.
Wind und Flut hat wildes Spiel
heute hierher, dorthin morgen,
und so fern ist Schiffleins Ziel,
und der Schiffer steht in Sorgen.
Doch zuletzt kommt's froh ans Land;
Sturm und Flut hat's nicht berühret.
Weißt du, wer es hat geführet?
Merke, das ist Gottes Hand.

10. Die Warnung.

Thu' nichts Böses, thu' es nicht!
Weisst du, Gottes Angesicht
schaut vom Himmel auf die Seinen,
auf die Grossen, auf die Kleinen,
und die Nacht ist vor ihm Licht.

Sind auch Vater, Mutter weit,
er ist bei dir allezeit;
dass du ja kein Unrecht übest
und sein Vaterherz betrübest!
Ach, das wär' dir künftig leid!

11. Wie hoch mag wohl der Himmel sein?

Wie hoch mag wohl der Himmel sein?
Das will ich gleich dir sagen:
Wenn du schnell wie ein Vögelein
die Flügel könntest schlagen
und stiegest auf und immer auf
in jene blaue Ferne
und kämest endlich gar hinauf
zu einem schönern Sterne
und fragtest dort ein Engelein:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?"
Dann sei gewiß, das Englein spricht:
„Mein Kind, das weiß ich selber nicht;
doch frag' einmal dort drüben an,
ob jener Stern dir's sagen kann!
du brauchst indes nicht sehr zu eilen,
es sind nur hunderttausend Meilen."

Und flögst du nun zum Sternlein dort,
man sagt dir doch dasselbe Wort,
und flögst du weiter fort und fort,
von Stern zu Stern, von Ort zu Ort:
es weiß es niemand dir zu sagen,
du wirst doch stets vergeblich fragen:
„Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“ —
Denn, Kind, das weiß nur Gott allein.

---

12. Der Tag des Herrn.

Gott im Himmel hat gesprochen:
Sieben Tag' sind in der Wochen,
sechs davon will ich euch geben,
schaffet da, was not zum Leben;
doch der Sonntag bleibe mein,
da will ich euch unterweisen,
mir zu dienen, mich zu preisen,
gut und fromm vor mir zu sein.
Liebes Kind, vergiss es nicht,
was der Herr vom Sonntag spricht!

---

13. Sonntag.

Es tönet über das weite Feld
ein liebliches Frühgeläute —
wie ist so ruhig heut' die Welt,
so sonnig und wonnig heute!

Die Hirten neben der Herde ruhn,
die Herden ruhn auf der Weide;
die Bauern ziehen zur Kirche nun
im stattlichen Sonntagskleide.

Es schimmert der Tau im grünen Plan,
wie Perlen auf schimmernder Seide,
als hätte die Flur auch angethan
sonntägliches Festgeschmeide.

Es ist, als sängen die Vögel auch
heut' schöner als andere Tage,
als dufteten heut' mit stärkerem Hauch
die Blumen in Feld und Hage.

Und Orgelklänge tönen von fern,
von Morgenlüften gehoben,
und alles betet: Wir loben den Herrn
und wollen ihn ewig loben.

14. Das walte Gott!

Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich mein' Arbeit an:
mit Gott nur geht es glücklich fort;
drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!

So Gott nicht hilft, so kann ich nichts;
wo Gott nicht giebet, da gebricht's.
Gott giebt und thut mir alles Gut's;
drum sprech' ich auch nun gutes Mut's:
Das walte Gott!

15. Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
mit ihrem güldnen Schein;
bald ist die Nacht entwichen,
der Morgen bringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
im Thal und überall;
auf frisch betauten Zweigen
singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
dem hohen Herrn der Welt,
der überm Land und Meere
die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben;
ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
der Vater alles Lichts.

16. Guten Morgen.

Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon vom Dach,
die Lerche singt schon in der Luft,
die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
auf seinem Posten kräht der Hahn,
die Tauben flattern aus dem Schlag
und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen!

Schon tönen Lieder und Schalmei'n,
der Herde Glöcklein klingen drein;
und seinen Morgengruß entbeut
vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

Was nur die Hände rühren kann,
das schickt sich jetzt zur Arbeit an.
Die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
sie drücken sich zum Gruß die Hand.
Guten Morgen!

Und alles regt sich nah und fern
und rüstet sich und preist den Herrn;
Ihr wollt doch nicht die Letzten sein?
Drum stehet auf und stimmet ein:
Guten Morgen!

17. Morgengebet.

Du lieber Gott, in dunkler Nacht
hat mich mein Engelein bewacht,
drum dank' ich dir mit Herz und Mund,
mein Gott, in dieser Morgenstund'!

O Gott, lass doch mein Engelein
auch heute immer bei mir sein,
dass mich den ganzen, langen Tag
kein Leid noch Unfall treffen mag.

Mein Gott, ich bin noch schwach und klein,
lass mich dein liebes Kindlein sein
und mache mich recht gut und fromm,
dass ich zu deinen Engeln komm'! Amen.

18. Tischgebet.

Lieber Gott, du giebst zu essen
allen Wesen in der Welt,
was da springt in Wald und Feld,
niemals hast du uns vergessen.

Sorgest auch für mich und schenkest
heut' mir wieder Speis' und Trank;
lieber Vater, habe Dank,
daß du so an mich gedenkest.

19. Am Abend.

Wenn am Abend Mann und Kind,
Tier und Vogel müde sind,
Gott der Herr hat's schon gesehen,
Sonne heisst er untergehen,
schickt die stille Nacht hernieder,
spricht zu ihr: Nun decke du
alle meine Kinder zu,
bring' zur Ruh' die müden Glieder.
Sieh, da kommt die liebe Nacht,
wieget uns in Schlaf ganz sacht;
nur der liebe Vater wacht.

20. Abendsegen.

Müde bin ich, geh' zur Ruh',
schließe beide Äuglein zu;
Vater, laß die Augen dein
über meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
sieh es, lieber Gott, nicht an!
Vater, hab' mit mir Geduld
und vergieb mir meine Schuld.

Alle, die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in deiner Hand,
alle Menschen, groß und klein,
sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh',
nasse Augen schließe zu,
laß den Mond am Himmel steh'n
und die stille Welt beseh'n.

21. Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein, läute Frieden, Freude
allen Menschen zu!
Helle lass dein Lied erschallen
und bring' allen eine sanfte Ruh'!
Ruhe dem, der sorgt und weint,
Ruh' dem Freund und auch dem Feind;
allen Lieben bringe du
Ruhe und mir auch dazu.

22. Des Kindes Engel.

Es geht durch alle Lande
ein Engel still umher;
kein Auge kann ihn sehen,
doch alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause,
und wo ein gutes Kind
bei Vater oder Mutter
im Kämmerlein sich find't,
da wohnt er gern und bleibet da
und ist dem Kindlein immer nah.

Er spielet mit dem Kinde
so traulich und so fein;
er hilft ihm fleißig lernen
und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Mut,
drum bleibt es auch so lieb, so gut.

Und geht das Kind zur Ruhe,
der Engel weichet nicht;
er hütet treu sein Bettchen
bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
zur Arbeit und zum Frohgenuß.

O holder Engel, führe
auch mich den Kindern zu,
die du so gern begleitest
zu Arbeit, Spiel und Ruh'!
Bei solchen Kindern lieb und fein
da mag auch ich so gerne sein.

---

23. Die schönsten Schäfchen.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond,
der hinter unsern Bäumen
am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
wenn alles schlafen will,
hervor aus seinem Hause
zum Himmel leis' und still.

Dann weidet er die Schäfchen
auf seiner blauen Flur;
denn all' die hellen Sterne
sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich nichts zuleide,
hat eins das andre gern,
und Schwestern sind und Brüder
dort oben Stern an Stern.

Und soll ich eins dir bringen,
so darfst du niemals schrei'n,
musst freundlich wie die Schäfchen
und wie ihr Schäfer sein.

---

24. Weißt du, wie viel Sternlein stehen?

Weißt du, wie viel Sternlein stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
weit hin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der hellen Sonnenglut?
Wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
daß sie all' ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kindlein frühe
stehn aus ihren Bettlein auf,
daß sie ohne Sorg' und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust und Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

---

25. Winters Abschied.

Winter, ade!
Scheiden thut weh.
Aber dein Scheiden macht,
dass mir das Herze lacht.
Winter, ade!
Scheiden thut weh.

Winter, ade!
Scheiden thut weh.
Gerne vergess' ich dein,
kannst immer ferne sein.
Winter, ade!
Scheiden thut weh.

Winter, ade!
Scheiden thut weh.
Gehst du nicht bald nach Haus,
lacht dich der Kuckuck aus.
Winter, ade!
Scheiden thut weh.

---

26. Lenzes Ankunft.

Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr's noch nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern,
ihr seht es an den Wäldern,
der Kuckuck ruft, der Finke schlägt,
es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

Hier Blümlein auf der Heide,
dort Schäflein auf der Weide.
Ach seht doch, wie sich alles freut,
es hat die Welt sich schön erneut:
Der Lenz ist angekommen!

---

27. An den Mai.

Komm, lieber Mai, und mache
die Bäume wieder grün
und lass uns an dem Bache
die kleinen Veilchen blühn!

Wie möchten wir so gerne
ein Blümchen wieder sehn;
ach lieber Mai, wie gerne
einmal spazieren gehn!

28. Die Lerche.

Die Lerche in den Lüften schwebt
und singt den Himmel an.
Vom grünen Feld sie sich erhebt
und grüßt den Ackersmann.

Gar hoch thut sie sich schwingen,
daß man's kaum sehen mag;
dabei hört man sie singen
„lobt Gott!“ den ganzen Tag.

29. Wandersmann und Lerche.

Wandersmann:

Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu?

Lerche:

Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen.
Das ist von alters her mein Brauch,
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterm Gang,
da war es so froh, so hell den zwei'n
im lieben, klaren Sonnenschein.
Und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

30. Frühlingslied.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
die kleinen Maienglocken blühn
und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
ist schon so bunt
und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
und freue sich der schönen Welt
und Gottes Vatergüte,
die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte.

31. Frühlingszeit.

Frühlingszeit, schönste Zeit,
die uns Gott der Herr verleiht,
weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
lässt die jungen Lämmer springen,
lässt die lieben Vöglein singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
der euch so den Frühling schenkt.

---

32. Frühlingsleben.

Alle Vögel sind schon da,
alle Vögel alle!
Welch ein Singen, Musizier'n,
Pfeifen, Zwitschern, Tirelier'n!
Frühling will nun einmarschier'n,
kommt mit Sang und Schalle.

Wie sie alle lustig sind,
flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
und die ganze Vögelschar
wünschen uns ein frohes Jahr,
lauter Heil und Segen.

Was sie uns verkündet nun,
nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen lustig sein,
lustig wie die Vögelein,
hier und dort, feldaus, feldein,
singen, springen, scherzen.

---

33. Die wilde Kastanie.

Winter ist entflogen kaum, —
seht, da schmückt die Äste
schon der Roßkastanienbaum
hold zum Frühlingsfeste.

Blätter, Knospen, braun und dicht,
quellen, schwellen, sprießen,
saftig, — werden bald dem Licht
prachtvoll sich erschließen.

Bald von Kerzen, silberschwer,
ist der Baum behangen;
als ob sie ein Christbaum wär',
wird Kastanie prangen.

Wird euch rufen: Schaut mich an,
freut euch mein von Herzen!
Schöner als an grüner Tann'
strahlen meine Kerzen.

Und ich habe hundertfach
Gaben zu versenden.
Allen Sängern will ich Dach,
Ruh' und Schatten spenden!

Weithin durch die grüne Flur
leuchten meine Lichter,
und um mich vereint sind nur
fröhliche Gesichter!

---

34. Beim Kreiselspiel.

Jungens, kommt zum Spielplatz munter,
Peitsch' und Kreisel bringt mit runter.
Los die Kreisel! Laßt doch sehn,
ob sie sich wie meine drehn!
Dreh' dich, Kreisel!

Meiner tanzt in allen Gassen.
Kaum vom Schnürchen losgelassen,
dreht er sich im Kreise flink,
folgsam meiner Peitsche Wink!
Dreh' dich, Kreisel!

Vorwärts, rückwärts, dann zur Seite
tanzt und springt er rasch ins Weite,
dreht sich zehn Minuten stumm.
Kreisel, fall' mir nur nicht um!
Dreh' dich, Kreisel!

Dort vom Hof mit plumper Tatze
kommt ein Hund mit wildem Satze.
Hopsa, Kreisel, tanze frisch,
daß dich Nero nicht erwisch'!
Dreh' dich, Kreisel!

Dreh' dich! thu' es mir zuliebe!
Sonst, du weißt es, setzt es Hiebe.
Kannst du tanzen nicht mit Lust,
tanze, weil du tanzen mußt.
Dreh' dich, Kreisel!

---

35. Zur Saatzeit.

Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land;
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Höchsten Hand.

Er sendet Tau und Regen
und Sonn- und Mondenschein;
von ihm kommt aller Segen,
von unserm Gott allein.

---

36. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sä'mann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und wundersam! was er gesä't,
das Körnlein, wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im stillen los;
ein zartes Körnlein kommt hervor
und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Tau und Sonnenschein;
die Sonne scheint von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
es muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh,
der Himmel deckt mit weißem Schnee
der Erde Kindlein liebend zu;
dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn
und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat erstehn,
und wie ein grünes, stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Ährenfeld;
die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

---

37. Das Samenkorn.

Wer merkt's am Samenkorn, so klein,
dass drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab' ich's in das Land gesteckt,
so ist auch seine Kraft erweckt;
da dringt es aus der Erde vor,
da steigt es in die Luft empor,
da treibt's und wächst und grünt und blüht:
da lobt den Schöpfer, wer es sieht.

---

38. Das Korn.

Der Bauer baut mit Müh' und Not
das Korn für unser täglich Brot.
Zum Müller wird das Korn gebracht
und feines Mehl daraus gemacht.

Der Bäcker nimmt das Mehl ins Haus
und bäckt im Ofen Brot daraus.
Die Mutter streicht noch Butter drauf,
und wir? — wir essen alles auf.

---

39. Haferlied.

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussä't?
Seht so, so sä't der Bauer seinen Hafer ins Feld.

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer abmäh't?
Seht so, so mäh't der Bauer seinen Hafer im Feld.

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt?
Seht so, so drischt der Bauer seinen Hafer im Feld.

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer verkauft?
Seht so, so verkauft der Bauer seinen Hafer fürs Geld.

---

40. Beim Aussäen der Blumen.

Sink, o Körnlein, denn hinab,
sink ins stille, kühle Grab,
in das Bett von Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
von dir sehen werde!

Wüßtest du, was ich da thu',
hättest Sprache du dazu,
ach, du sprächst mit Beben:
„Nie seh' ich die Sonne mehr;
in dem Dunkel um mich her
endet alles Leben!"

Aber, Körnlein, habe Mut!
Sieh, du liegst da sanft und gut,
hast bald ausgeschlafen!
Blickst dann aus dem Grab hervor,
blühst als Blume schön empor,
bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
so wie du, ins kühle Grab,
mich auch deckt die Erde;
aber herrlicher noch ruft
aus der stillen, düstern Gruft
mich des Schöpfers „Werde!"

---

41. Es regnet.

Es regnet! Gott segnet
die Erde, die so durstig ist;
dass ihren Durst sie bald vergisst
im frischen Regen, dem Gottessegen.

Es regnet! Gott segnet
den hohen Baum, den kleinen Strauch
und all' die tausend Blumen auch
durch frischen Regen, den Gottessegen.

Es regnet! Gott segnet,
was lebt und webt in weiter Welt;
für jedes Tier ein Tröpflein fällt
vom frischen Regen, dem Gottessegen.

Es regnet! Gott segnet
die Menschen alle väterlich;
vom Himmel fliesst auf dich und mich
im frischen Regen der Gottessegen!

---

42. Sommerszeit.

Sommerszeit, heiße Zeit,
Sonne brennt wohl weit und breit.

Aber Gott schickt milden Regen,
tränket alles Feld mit Segen.

Menschen, merkt es, Gott ist gut,
daß er so am Sommer thut.

---

43. Im Juli.

Erste Biene: Hat Lindenblüt' heut offen?
Als gestern vor Abendruh
ich zu ihr ging voll Hoffen,
da hatte sie noch zu.

Zweite Biene: Ja, gestern hielt sie geschlossen,
doch heute hat sie auf;
für dich und unsre Genossen
giebt's Honig da zuhauf.

Erste Biene: Dann brauch' ich mich nicht zu härmen
um meine Nahrung heut',
da herrscht ja Lärmen und Schwärmen
für alle Arbeitsleut'!

Zweite Biene: Und würzig strömt im Winde
uns zu der süße Hauch.
Laß fliegen uns hin zur Linde
und lärmen und schwärmen auch!

Erste Biene: Und laß der Guten zum Preise
uns summen mit frohem Gemüt:
Du giebst uns Trank und Speise —
Hab' Dank, Frau Lindenblüt'!

---

44. Die Ernte.

Hinaus, hinaus ins Feld! Die Schnitter sind bestellt;
seht dort die Sicheln blinken, die goldnen Ähren sinken,
wie Schlag um Schlag drein fällt.

Welch froher Schnittersang! Wie tönt der Sicheln Klang!
Welch Jauchzen, welch Gewimmel, so weit der blaue Himmel!
O bringt dem Vater Dank!

Bei Strahlen, glühend heiss, bei schwerer Arbeit Schweiss
erquicken kühle Winde; sie wehen sanft und linde
dem guten Vater Preis.

Bald blinkt im Abendglanz der goldne Erntekranz.
Dann hallen frohe Lieder aus jedem Dorfe wieder,
und Schnitter ziehn zum Tanz.

---

45. Die Mühle.

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach,
klipp, klapp!
Bei Tag und bei Nacht ist der Müller stets wach,
klipp, klapp!
Er mahlet uns Korn zu dem kräftigen Brot,
und haben wir dieses, so hat's keine Not,
klipp klapp klapp, klipp klapp klapp, klipp klapp!

Flink laufen die Räder und drehen den Stein,
klipp klapp!
und mahlen den Weizen zu Mehl uns so fein,
klipp klapp!
Der Bäcker dann Kuchen und Zwieback draus bäckt,
der immer den Kindern besonders gut schmeckt!
Klipp klapp klapp, klipp klapp klapp, klipp klapp.

Wenn reichliche Körner das Ackerfeld trägt,
klipp, klapp!
die Mühle dann flink ihre Räder bewegt,
klipp klapp!
Und schenkt uns der Himmel nur immerdar Brot,
so sind wir geborgen und leiden nicht Not!
Klipp klapp klapp, klipp klapp klapp, klipp klapp.

---

46. Vöglein, Blümlein und Wässerlein.

Vöglein im hohen Baum,
klein ist's, ihr seht es kaum,
singt doch so schön,
daß wohl von nah und fern
alle die Leute gern
horchen und stehn.

Blümlein im Wiesengrund
blühen so lieb und bunt,
tausend zugleich.
Wenn ihr die Farben seht,
wenn ihr vorüber geht,
freuet ihr euch.

Wässerlein fließet fort,
immer von Ort zu Ort,
wieder ins Thal.
Dürstet nun Mensch und Vieh,
kommen zum Bächlein sie,
trinken zumal.

Habt ihr es auch bedacht,
wer hat so schön gemacht
alle die drei?
Gott der Herr machte sie,
daß sich nun spät und früh
jedes dran freu'.

47. Wiesenblumen.

Viel tausend Blumen stehen
im Sonnenglanze hier,
kann sie nicht alle sehen,
wünsch' aber alle mir.

Hätt' ich doch tausend Augen
und Hände ohne Zahl!
Könnt' sie wohl alle brauchen;
die Wiese pflückt' ich kahl.

48. Waldlied.

Im Walde möcht' ich leben
zur heissen Sommerzeit;
der Wald, der kann uns geben
viel Lust und Fröhlichkeit.

In seinem kühlen Schatten
ruft jeder Zweig und Ast;
das Blümlein auf den Matten
nickt mir: Komm, lieber Gast!

49. Das Nest.

Vogel: „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann,
o rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin,
es liegen ja meine Kinder drin;
die werden erschrecken und ängstlich schrei'n,
wenn du schaust mit den großen Augen hinein.“

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern;
doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
flog hin und deckte die Kleinen zu
und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan."

50. Der böse Klaus.

Klaus ist in den Wald gegangen,
weil er will die Vöglein fangen;
auf den Baum ist er gestiegen,
weil er will die Vöglein kriegen.
Aber's Vögelein, das alte,
schaut vom Nestlein durch die Spalte,
schaut und zwitschert: Ei der Daus!
Kinderlein, es kommt der Klaus,
hu, mit einem großen Prügel!
Kinderlein, macht auf die Flügel!
Prr! da flattert's: husch, husch, husch!
leer das Nest und leer der Busch.
Und die Vöglein lachten Klaus
mit dem großen Prügel aus,
daß er wieder heimgegangen,
zornig, weil er nichts gefangen.

51. Das Eichhörnchen.

Heisa, wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter,
fein zierlich, manierlich!
Immerfort von Ort zu Ort,
jetzt hier, jetzt dort!
Immer zu, ohne Rast und Ruh'!
Vom Zweig auf den Ast,
vom Ast auf den Wipfel
hoch in die Luft,
durch Blättergesäusel und Blütenduft.
Heut' ist Musik und heut' ist Ball!
Spielet: Drossel, Nachtigall,
Stieglitz, Amsel, Fink und Specht!
Pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
der tanzen kann.
Hänschen Eichhorn heiss' ich,
was ich gelernt hab', weiss ich.
Gelt! wer macht's nach?

Gemach, gemach!
Kommt aber der Jäger zum Walde hinein,
da will kein Vogel mehr singen;
Hänschen lässt das Tanzen sein,
das Tanzen, Hüpfen und Springen.
Hänschen schlüpft hinein ins Haus,
Hänschen schaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

52. Der Pudel.

Wer hat hier die Milch genascht?
Hätt' ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wär'st denn du es gar?
Pudel, komm doch! ei fürwahr,
einen weißen Bart hast du,
sag' mir doch, wie geht das zu?
Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
Ei, Pudel, was machst du mir für Sachen!
Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?
Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
und heulte und schämte sich sehr.
Der naschet wohl so bald nicht mehr.

53. Herbstzeit.

Herbsteszeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
daß sich alle Bäume neigen
von den fruchtbeladnen Zweigen;
schaut umher mit Vaterblicken,
wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gabe gern,
aber ehret auch den Herrn!

54. Der Jäger.

Im Wald, im grünen Wald,
da geht der Jäger auf die Jagd
in seiner lust'gen Jägertracht!
Trala, hallo, trala!

Er bläst das Horn nach Jägersbrauch,
Die Häslein springen aus dem Strauch,
und Hund und Jäger hinterdrein,
ach könnt' ich so ein Jäger sein!
Bin aber leider viel zu klein.

Im Wald, im grünen Wald,
da ist's so kühl und frisch und grün,
da sind wohl tausend Hirsche drin!
Trala, hallo, trala!

Die schiesst der Jäger, dass es knallt,
von Thal und Bergen widerhallt,
und all' die Hirsche, die sind sein.
Ich aber darf nicht mit hinein,
ich bin noch viel, noch viel zu klein.

Im Garten, ja, im Garten,
da jag' und spring' ich frei umher,
als ob ich schon ein Jäger wär',
Trala, hallo, trala!

Und was von Kindern kommt herein,
die müssen Hirsch' und Hasen sein.
Doch bin ich gross und nicht mehr klein,
dann lass' ich Garten Garten sein
und jage in den Wald hinein.

---

55. Jägerleben.

Lustig ist das Jägerleben,
wenn das Jagdhorn hell erschallt,
und die Hasen, Hirsch' und Rehe
schüchtern flüchten durch den Wald.

Von dem Morgen bis zum Abend
streif' ich dann im Wald umher,
an der Seite meine Tasche,
unterm Arme das Gewehr.

Wenn's dann endlich graut und dunkelt,
keine Stimme ruft und hallt,
schlafen muß dann auch der Jäger,
und es schläft mit ihm der Wald.

---

56. Vom Häschen.

Häschen saß im grünen Gras.
Häschen dachte: Was ist das?
Kommt dort nicht der Jäger her
mit dem großen Knallgewehr?
Husch, mein Häschen, husch,
in den dichten Haselbusch.

Jäger zieht den Hahn schon auf —
Liebes Häschen, lauf doch, lauf!
Ach, jetzt legt er an und knallt,
daß es durch die Büsche schallt.
Schau, wie's Häschen laufen kann,
hat doch keine Stiefel an.

Häslein, was lauschest du im grünen Gras?
Häslein, was wackelst du stets mit der Nas'?
Häslein, nimm dich in acht,
daß nicht der Jäger macht:
Puff!

57. Hirsch und Hund.

War das nicht des Jagdhorns Ton? —
Sieh, da kommen die Hunde schon;
ach, und der Jäger dort hinter den Bäumen,
da ist keine Zeit zu versäumen. —
Jetzt an ein Laufen muss es gehn;
nun, ihr Beine, nun lasst euch sehn! —
Der Hund sprang nach mit grosser Gewalt:
„Warte nur, Hirsch, jetzt hab' ich dich bald!"
Aber der Hirsch rief: „Sachte, mein Lieber,
hier ist ein Graben, ich springe hinüber.
Thust du mir's nach? Nein, nimm dir Zeit,
dir ist er wohl etwas zu breit."

58. Schützenlied.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen
früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
was sein Pfeil erreicht,
das ist seine Beute,
was da fleugt und kreucht.

59. Warnung.

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
gieb sie wieder her,
sonst wird dich der Jäger holen
mit dem Schiessgewehr.

Seine grosse, lange Flinte
schiesst auf dich das Schrot,
dass dich färbt die rote Tinte
und du bist dann tot.

Liebes Füchslein, lass dir raten,
sei doch nur kein Dieb;
nimm, du brauchst nicht Gänsebraten,
mit der Maus fürlieb.

---

60. Der Fuchs und die Hühner.

Der Fuchs, der ist ein Bösewicht,
er wagt sich nicht ans Tageslicht,
und wenn sie schlafen in der Nacht,
dann schleicht er zu den Hühnern sacht
und spricht: „Ach, habt Erbarmen
und nehmet auf mich Armen!
Es ist schon spät, die Nacht ist kalt,
ich kleines Tier erfriere bald!“

Der Fuchs, der ist ein Bösewicht,
hat leisen Gang und schlau Gesicht;
er ruft: „Ihr Hühner, laßt mich ein,
ich bring' euch auch manch Krümlein fein
und Körner aller Arten —
laßt mich nicht lange warten,
ich bin kein Mörder, bin kein Dieb
und hab euch alle herzlich lieb!“

Der Fuchs, der ist ein Bösewicht,
er meint's ganz anders, als er spricht.
Und nehmen sie sich nicht in acht,
und haben sie erst aufgemacht,
dann faßt er sie am Kragen;
die armen Hühner klagen;
doch hilft kein Schrei'n, kein bittend Wort —
er holt die kleinen Hühner fort!

---

61. Das Lied vom Reifen.

Seht meine lieben Bäume da,
wie sie so herrlich stehn,
auf allen Zweigen angethan
mit Reifen wunderschön.

Von unten an bis oben 'naus,
auf allen Zweigelein
hängt's weiss und zierlich, zart und kraus
und kann nicht schöner sein.

Und alle Bäume rund umher
und alle weit und breit
stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
in gleicher Herrlichkeit.

Wir sehn das an und denken noch
einfältiglich dabei,
woher der Reif, und wie er doch
zustande kommen sei.

Denn gestern abend Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! —
Muss einer doch gewesen sein,
der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
streut heimlich hier und dort,
und wenn am Morgen man erwacht,
ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
die Bäume wieder weiss!

---

62. Wind und Wetter.

Ich bin der Wind und komm' geschwind;
ich wehe durch den Wald,
daß weit es wiederhallt.
Bald säusle ich gelind
und bin ein schwaches Kind;

bald braus' ich wie ein Mann,
den niemand fesseln kann.
Schließt Thür und Fenster zu,
sonst habt ihr keine Ruh';
ich bin der Wind und komm' geschwind.
Wuh, wuh, wuh, mein Kindchen,
es weht ein frisches Windchen,
da hat der Müller Freude sehr,
und seine Mühle klappert mehr.
Doch geht der Sturm dann: Brumm, brumm, brumm,
da wirft er die ganze Mühle um.

63. Winterszeit.

Winterszeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
dichten Schnee der kalten Erde,
warmes Wollenkleid der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
daß sie keine Not erfahren;
Menschen, Haus und Hof auch euch,
lobt ihn, der so gnadenreich.

64. Der Tannenbaum.

O Tannebaum, wie grün sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
nein, auch im Winter, wenn es schneit.

O Tannebaum, du kannst mir sehr gefallen.
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
ein Baum von dir mich hoch erfreut!

O Tannebaum, dein Kleid will mich was lehren:
Die Hoffnung und Beständigkeit
giebt Trost und Kraft zu jeder Zeit.

65. Der Schneemann.

Seht den Mann, o große Not,
wie er mit dem Stocke droht,
gestern schon und heute noch;
aber niemals schlägt er doch!
Schneemann, bist ein armer Wicht,
hast den Stock und wehrst dich nicht.

Freilich ist's gar ein armer Mann,
der nicht schlagen noch laufen kann;
schleierweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, schein nur nicht,
sonst wird er gar wie Butter weich
und zerschmilzt zu Wasser gleich.

66. Ein neues Gedicht vom Schneemann.

Ei, so komm' man und so seh' man,
wie er dasteht, unser Schneemann!
Wie ein ungeheurer Fels
steht er da im weißen Pelz.
Ist ein Riese von Gestalt,
blickt um sich gar starr und kalt.
Ja, er ist ein eis'ger Mann,
kalt bis an das Herz hinan;
hält in Schnee und Sturmes Graus
fest den ganzen Winter aus.

Seht, was auch nur ihm geschieht,
er bleibt stumm und rührt kein Glied!
Weht der Wind auch scharf aus Ost, —
ihm ist schmerzlich nicht der Frost.
Färben sich vom eis'gen Hauch
rot und blau die Näschen auch
all der Kinder hier im Kreis,
seine Nase bleibt stets weiß. —

Schneemann! Sollst in Sturmes Weh'n
hier im Garten Posten steh'n,
bis im März dein starker Feind,
bis der Frühling froh erscheint!
Dann, wenn vor dem lauen Wind
deine alte Macht zerrinnt
und des Winters Herrschaft schmilzt, —
lauf, — wohin du laufen willst!

---

67. Winterlied.

Seht, dichter Schnee auf jedem Ast!
Die Bäume ächzen unter der Last.
In kalter Pracht im Sonnenschein
erglänzt der Kiefern- und Fichtenhain.

An jedem Zaun von Schnee ein Saum,
und weiß der Raum um jeden Baum,
und weiß das Dorf, in Schnee versteckt,
als wär's mit Linnen zugedeckt.

Der Heil'ge an der Kirche Thor
kommt mir so fremd und seltsam vor,
trägt auf dem Schädel, wie ich seh',
ein dichtes Käppchen heut' von Schnee.

Viel Kreuzlein auf dem Friedhof steh'n,
sind größer noch als sonst zu seh'n.
Ein jedes trägt von Schnee ein Dach
zum Schutz fürs letzte, stille Gemach.

Und tiefe Ruh liegt rings umher,
als ob das Dorf erstorben wär',
als wär', ich lausch' aufmerksam hin —
kein menschlich Wesen mehr darin.

Da plötzlich aus dem Häuserhauf'
schwingt sich ein schwarzer Rabe auf;
der ruft mit lautem stolzen Schall:
„Ich bin des Winters Nachtigall."

---

68. Das Büblein auf dem Eise.

Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
und spricht zu sich so leis:
„Ich will es einmal wagen,
das Eis, es muss doch tragen."
Wer weiss?

Das Büblein stampft und hacket
mit seinen Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
und krach! schon bricht's hinein.
Das Büblein platscht und krappelt
als wie ein Krebs und zappelt
mit Arm und Bein.

„O helft, ich muss versinken
in lauter Eis und Schnee!
O helft, ich muss ertrinken
im tiefen, tiefen See!"
Wär' nicht ein Mann gekommen,
der sich ein Herz genommen,
o weh!

Der packt es bei dem Schopfe
und zieht es dann heraus,
vom Fusse bis zum Kopfe
wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
der Vater hat geklopfet
es aus zu Haus.

69. Jahr und Tag.

Zwölf Monat' hat das Jahr,
und wie viel Tage gar?
Da mußt du tüchtig zählen,
wenn keiner soll dran fehlen.

Nun merke, liebes Kind:
So viel der Tage sind,
so oft hat Gott auf dich geseh'n,
läßt seine Engel mit dir geh'n,
daß nie ein Leid dir darf gescheh'n.

---

70. Des Kindes Heimat.

Du lieber Mann, wo gehst du hin an deinem Wanderstabe?
„Ich will in meine Heimat zieh'n, ins Vaterland, mein Knabe!"
Ins Vaterland? Ins Vaterland? Wo deine Eltern weilen? —
„Ja, ja, dort geht mein Weg hinaus! Zu ihnen will ich eilen!"
Das also ist die Heimat dein! So bin ich schon in meiner!
„Ja, ja, im Elternhaus allein ist deine Heimat, Kleiner!"

---

71. Abschied von der Heimat.

Nun ade, du mein lieb Heimatland,
lieb Heimatland, ade!
Es geht jetzt fort zum fremden Strand,
lieb Heimatland, ade!
Und so sing' ich denn mit frohem Mut,
wie man singet, wenn man wandern thut,
lieb Heimatland, ade!

Wie du lachst mit deinem Himmelsblau,
lieb Heimatland, ade!
Wie du grüßest mich mit Feld und Au,
lieb Heimatland, ade!
Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn,
doch zur Ferne zieht es mich jetzt hin,
lieb Heimatland, ade!

Begleitest mich, du lieber Fluß,
lieb Heimatland, ade!
Bist traurig, daß ich wandern muß,
lieb Heimatland, ade!
Vom moos'gen Stein am wald'gen Thal,
da grüß' ich dich zum letztenmal,
lieb Heimatland, ade!

72. Der kleine Zimmermann.

Nichts Schön'res giebt es auf der Welt,
als wenn man wandern kann,
drum kauft' ich mir ein Winkelmass
und ward ein Zimmermann.

Nun geht es auf die Wanderschaft;
lieb Mütterlein, ade!
und wein' dir nicht die Augen rot,
bis ich dich wiederseh'.

Ich schneid' mir einen Knotenstock
am Weg vom Holderstrauch
und fechte mich durch Dorf und Stadt
nach altem Handwerksbrauch.

Bei allen Meistern klopf' ich an:
„Giebt's keine Arbeit hier?"
Und wenn ich erst den rechten fand,
dann, Mutter, schreib' ich dir.

Hurrah! und wenn ich Meister bin,
und wenn das Wandern aus,
dann bau' ich hier für dich und mich
das allerschönste Haus.

---

73. Kommt ein Vogel geflogen.

Kommt ein Vogel geflogen,
setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
hat ein Briefchen im Schnabel,
bringet freundlichen Gruß.

Ach, so fern ist die Heimat,
und so fremd bin ich hier,
und es fragt hier kein Bruder,
keine Schwester nach mir.

Lieber Vogel, kehr' wieder,
nimm gar freundlichen Gruß;
denn ich kann dich nicht begleiten,
weil ich hier bleiben muß.

---

74. Was ich habe.

Zwei Augen hab' ich klar und hell,
die drehen sich nach allen Seiten schnell;
die sehen alle Blümchen, Baum und Strauch
und den hohen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
und was ich kann sehen, ist alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an,
damit ich alles hören kann,
wenn meine liebe Mutter spricht:
Kind, folge mir und thu das nicht;
wenn der Vater ruft: Komm her geschwind,
ich habe dich lieb, mein gutes Kind.

Einen Mund, einen Mund hab' ich auch,
davon weiß ich gar guten Gebrauch,
kann nach so vielen Dingen fragen,
kann alle meine Gedanken sagen,
kann lachen und singen, kann beten und loben
den lieben Vater im Himmel droben.

---

75. Der Faule.

Heute nach der Schule gehen,
da so schönes Wetter ist?
Nein, wozu denn immer lernen,
was man später doch vergisst!

Doch die Zeit wird lang mir werden,
und wie bring' ich sie herum?
Spitz, komm her! Dich will ich lehren;
Hund, du bist mir viel zu dumm!

And're Hund' in deinem Alter
können dienen, Schildwach' steh'n,
können tanzen, apportieren,
auf Befehl ins Wasser geh'n.

Ja, du denkst, es geht so weiter,
wie du's sonst getrieben hast.
Nein, mein Spitz, jetzt heisst es lernen!
Hier! Komm her! Und aufgepasst!

So! — Nun stell' dich in die Ecke! —
Hoch den Kopf zu mir gericht't! —
Pfötchen geben! — So! — Noch einmal,
sonst giebt's Schläge! Willst du nicht?

Was? Du knurrst? Du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nicht lernt, verdienet Strafe,
kennst du diese Regel nicht? —

Horch! — Wer kommt? — — Es ist der Vater!
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich, und was verdienest du?"

---

76. Versuchung.

Gar emsig bei den Büchern
ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
da lacht herein zum Fenster
der lust'ge, blanke Sonnenschein
und spricht: „Lieb Kind! Du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel' bei mir!" —
Den Knaben stört es nicht,
zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibet weiter.
Da kommt ein lustig Vögelein,
das picket an die Scheiben
und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! Der Wald ist grün,
der Himmel blau, die Blumen blühn!" —
Den Knaben stört es nicht,
zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

Der Knabe schreibt und schreibet.
Da guckt der Apfelbaum herein
und rauscht mit seinen Blättern
und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau' meine Äpfel! Diese Nacht
hab' ich für dich sie reif gemacht!" —

Den Knaben stört es nicht,
zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

Da endlich ist er fertig;
schnell packt er seine Bücher ein
und läuft hinaus zum Garten:
Juchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
der Vogel singt und nickt ihm zu.
Der Knabe springt vor Lust
und jauchzt aus voller Brust;
jetzt kann er lustig sein.

---

77. Vom dummen Hänschen.

Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden, doch ihm scheint's nicht nobel;
Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken;
Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken;
Hänschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreisst er;
immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!

Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiss die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden, sind so hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister;
immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!

Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende;
drüber ist die Zeit verronnen, schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen,
hungert, bettelt, weint und klaget abends und am Morgen:
„Ach, warum nicht war ich Dummer in der Jugend fleissig?
Was ich immer auch beginne, dummer Hans nur heiss' ich.
Ach, nun glaub' ich selber dran, dass aus mir nichts werden kann!“

---

78. Das Meer.

Das Meer ist tief, das Meer ist weit,
doch gehet Gottes Herrlichkeit
noch tiefer als des Meeres Grund,
noch weiter als das Erdenrund.

So viele Fischlein wohnen drin,
der Herr sieht freundlich auf sie hin,
reicht allen ihre Speise dar,
führt ab und auf sie wunderbar.

So hoch die wilden Wogen geh'n,
wenn er gebeut, sie stille steh'n;
da führet seine treue Hand
das Schifflein hin ins fernste Land.

---

79. Der junge Matrose.

Ich bin Matros, hier auf dem Sand will's mir nicht mehr behagen. Viel lieber hör' an Schiffes Wand ich wilde Wogen schlagen. Wenn um mich tanzet rings die Flut — wie wird mir da so wohl zu Mut! Juchhe!

Auf dem Verdeck ruh' ich so gern und seh' die Wolken schwimmen. Seh' Sonne, Mond und Stern um Stern verglühen und verglimmen. Die Sterne sind mir all' bekannt. Ich weiß, wie jeder ist benannt. Juchhe!

Ich bin Matros — wenn Sturm uns faßt und Stang' und Rah' sich biegen, dann klimm' ich auf zum höchsten Mast und lass' vom Sturm mich wiegen. Und pfiff' der Wind auch lauter noch, des Bootsmanns Pfeife hört' ich doch. Juchhe!

Ich bin Matros — und sticht in See das Schiff vom gelben Strande, dann ruf' ich fröhlich noch ade! hinüber nach dem Lande. Die lieben Eltern winken dort mit weißen Tüchern fort und fort: Ade!

Und höher spritzt der Wellen Schaum, das Land scheint zu versinken. Ich seh' die weißen Tücher kaum noch ferne, ferne winken. Ade, du liebes Vaterhaus, es geht ins weite Meer hinaus! Ade! Ade! Ade!

80. Das Fischlein.

Ein klares Bächlein fliesset
durchs grüne Wiesenthal,
darinnen schwimmen lustig
die Fischlein allzumal.

Sie schwimmen auf und nieder
und sind so frank und frei,
die lieben Silberfischlein,
rasch gleiten sie vorbei.

Sie schnalzen in die Höhe
wohl einen Augenblick,
dann schlüpfen sie geschwinde
zum kühlen Grund zurück.

Dem Fischlein ist so wohlig,
so frisch und leicht zu Mut;
im hellen Wasser spielen
ist alles, was es thut.

Könnt' ich doch mit dir schwimmen
und spielen auch mit dir!
Leb' wohl, leb' wohl, du Fischlein,
und grüss' die andern mir.

---

81. Das Wassertröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
muß das zarte Blümchen netzen,
muß mit Quellen weiter wallen,
muß das Fischlein auch ergötzen,
muß im Bach die Mühle schlagen,
muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären denn die Meere,
wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

---

82. Das Schifflein.

Ein Schifflein hab' ich mir geschnitzt
von leichtem Tannenholz,
und wenn auch niemand drinnen sitzt,
fährt's doch dahin gar stolz.

Sein Mastbaum ist ein Hölzchen nur,
das Segel von Papier;
ich zieh's an einer dünnen Schnur,
es folget gerne mir.

Ich geh' am Wasser nebenher
und bin dabei recht froh.
Was wollte ich denn nun noch mehr?
Hätt' es nur jeder so!

---

83. Rätsel.

1. Es ziehet in das Meer hinaus
ein schwimmendes, ein großes Haus,
und Küch' und Keller ist dabei,
als ob es auf dem Lande sei.

2. Ich stehe meist auf Hügeln, doch auch auf flachem Land,
flieg' nie mit meinen Flügeln von meinem festen Stand.
Wind und Wasser geben mir allein das Leben.
Speise nehm' ich nie zu mir, Stoff zu Brot bereit' ich dir.

---

84. Die Mutter.

Wer hat das Kind am liebsten?
Das ist sein Mütterlein,
und keiner auf der Erde
wird je ihm teurer sein.
Wenn alle müde werden,
die Mutter wird es nie,
zu wachen und zu sorgen
fürs Kindlein spät und früh.
Sie sitzt an seinem Lager,
wenn's krank und matt und trüb';
sie sinnt, was es erquicke,
und findet, was ihm lieb.

Sie wacht in frohen Stunden
treu über seine Lust
und wiegt das müde Kleine
in Schlaf an ihrer Brust.
So lang das Kind auf Erden
noch seine Mutter hat,
so lange darf sich's freuen,
so lang wird's warm und satt.
So lang braucht's nicht zu leiden,
so lang hat's keine Not!
Drum möge sie erhalten
auch uns der liebe Gott!

---

85. Vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.

Ich war so jung und schwach und klein,
da wiegte mich die Mutter ein.
Sie küßte mich voll Herzenslust,
sie drückte mich an ihre Brust,
sie trug mich und sie legte mich,
sie tränkte mich und pflegte mich,
sie gängelte mich an der Hand —
jetzt lauf' ich fröhlich durch das Land.
Die Mutter war ein Engel mir;
du guter Gott, wie dank' ich's dir?

---

86. Zum Geburtstage der Mutter.

Wer nährte mich an treuer Brust?
Wer trug und küsste mich voll Lust?
Wer wiegte mich zur stillen Ruh'
und sang das Schlaflied mir dazu?
Das that'st du, liebes Mütterlein;
drum will ich auch recht gut dir sein!

Wer hat so treulich mich bewacht,
wenn still ich schlief, bei Tag und Nacht?
Wer hat gepflegt mich Tag für Tag,
wenn krank ich in dem Bettlein lag?
Das that'st du, liebes Mütterlein;
drum will ich dir recht dankbar sein!

Wer führte mich, da ich noch klein?
Wer gab mir Kleidchen, schön und rein?
Wer rief mich liebend oft zu sich
und lehrte manch Gebetlein mich?
Das that'st du, liebes Mütterlein;
möcht' ich dir stets gehorsam sein!

---

87. Das Hämmerlein.

Ich weiß ein kleines Hämmerlein in einem dunkeln Kämmerlein, das pocht und klopfet Tag und Nacht, ob einer schläft, ob einer wacht.

Doch stärker klopft's das erste Mal, und schwächer dann das andre Mal. Nun höre wohl, was ich dir sag', und merk' auch auf des Hammers Schlag.

Sag' ich: „Komm her, o liebes Kind! o komm, o komme doch geschwind und sieh, was dir in dieser Nacht das Christkind Schönes hat gebracht!“

Da pocht im dunkeln Kämmerlein gar leicht und froh das Hämmerlein; im Takte pocht es, daß dein Fuß dazu vor Freuden hüpfen muß.

Wohl dir, wenn reine Freud' allein dir pochen macht das Hämmerlein! Doch wehe, wenn du Böses thust und du den Hammer spüren mußt!

Da pocht's und pocht's und klopft's so lang und macht dir angst und macht dir bang, bis du zu Vater und Mutter gehst und reuig deine Schuld gestehst.

Und ist dir deine Schuld verziehn, geht wieder stiller her und hin, dem Uhrwerk gleich, das Hämmerlein da drinnen in dem Kämmerlein.

---

88. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen.

Denk' an, das Büblein ist einmal spazieren gegangen im Wiesenthal. Da ward es müd' gar sehr und sagt: „Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist das Bächlein geflossen kommen und hat das Büblein mitgenommen: Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt und hat gesagt: „So gefällt's mir jetzt."

Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt; das hat das Büblein gespürt gar bald; es hat gefroren gar sehr; es sagt: „Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist das Schifflein geschwommen kommen und hat das Büblein mitgenommen. Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt und hat gesagt: „So gefällt's mir jetzt."

Aber siehst du? Das Schifflein war gar schmal. Das Büblein denkt: „Da fall' ich einmal." Es fürchtet sich nun sehr und sagt: „Ich mag nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist die Schnecke gekrochen kommen und hat das Büblein mitgenommen. Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt und hat gesagt: „Da gefällt's mir jetzt."

Aber denk', die Schnecke war kein Gaul, sie war im Kriechen gar zu faul. Dem Büblein ging's zu langsam her; es sagt: „Ich mag nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist der Reiter geritten kommen; der hat das Büblein mitgenommen. Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt und hat gesagt: „So gefällt's mir jetzt."

Aber gieb acht, es ging wie der Wind; es ging dem Büblein gar zu geschwind; es hopset hin und her und schreit: „Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen und hat das Büblein mitgenommen; er hat's gehängt an einen Ast gar hoch, dort hängt das Büblein und — zappelt noch.

---

89. Das Schlaraffenland.

Kommt, wir wollen uns begeben
jetzo ins Schlaraffenland!
Seht, da ist ein lustig Leben
und das Trauern unbekannt.
Seht, da lässt sich billig zechen
und umsonst recht lustig sein.
Milch und Honig fliesst in Bächen,
aus den Felsen quillt der Wein.

Und von Kuchen, Butterwecken
sind die Zweige voll und schwer;
Feigen wachsen in den Hecken,
Ananas im Busch' umher.
Keiner darf sich müh'n und bücken,
alles stellt von selbst sich ein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Alle Speisen gut geraten,
und das Finden fällt nicht schwer.
Gäns' und Enten gehn gebraten
überall im Land umher.
Mit dem Messer auf dem Rücken
läuft gebraten jedes Schwein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Und die Strassen aller Orten,
jeder Weg und jede Bahn,
sind gebaut aus Zuckertorten,
aus Bonbons und Marzipan.
Und von Brezeln sind die Brücken
ausgeführt gar hübsch und fein.
O wie ist es zum Entzücken!
Ei, wer möchte dort nicht sein!

Ja, das muss ein schönes Leben
und ein herrlich Ländchen sein;
mancher hat sich hinbegeben,
aber keiner kam hinein.
Ja, und habt ihr keine Flügel,
nie gelangt ihr bis ans Thor;
denn es liegt ein breiter Hügel
ganz von Pflaumenmus davor.

90. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite;
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen;
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Robinson

als

Stoff eines erziehenden Unterrichts

in

Präparationen und Konzentrationsplänen.



Nach Herbart-Zillerschen Grundsätzen

bearbeitet von

Arno Fuchs.

Mit einem Vorwort

von

A. Pickel
Seminarlehrer in Eisenach, Mitherausgeber der „Schuljahre!"



JENA
Fr. Mauke's Verlag
(A. Schenk)
1893.

Gebt euern Zöglingen eine interessante Erzählung; reich an Begebenheiten, Verhältnissen, Charakteren; es sei darin streng psychologische Wahrheit, und nicht jenseits der Gefühle und Einsichten der Kinder; es sei darin kein Streben, das Schlimmste oder das Beste zu zeichnen; nur habe ein leiser, selbst noch halb schlummernder sittlicher Takt dafür gesorgt, dass das Interesse der Handlung sich von dem Schlechten ab, und zum Guten, zum Billigen, zum Rechten hinüberneige.

(Herbart, Einl. z. allg. Päd.).

Herrn Dr. W. Rein

Professor der Pädagogik an der Universität Jena

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Mit Vergnügen gebe ich dem vorliegenden Schriftchen einige freundliche Begleitworte mit auf den Weg in die Lehrerwelt. Ist dasselbe doch getragen von pädagogischen Grundsätzen, die auch im Vordergrunde meines eigenen pädagogischen Gedankenkreises ihren Platz haben. Das Schriftchen stellt sich in den Dienst des erziehenden Unterrichts, wie derselbe von Herbart und Ziller gedacht und wissenschaftlich entwickelt worden ist. Auf die grundlegenden Ideen desselben hier einzugehen, ist schon um deswillen nicht nötig, weil ja in dem 25jährigen Kampfe mit den Gegnern die Freunde der Herbart-Zillerschen Pädagogik unablässig bemüht gewesen sind, die Grundgedanken der Meister in ein möglichst helles Licht zu stellen. Wer sich aber geflissentlich von jeder Berührung mit dieser Gedankenbewegung ferngehalten, wird selbstverständlich auch an diesem Schriftchen vorübergehen.

Der Verfasser desselben hat es sich zur speziellen Aufgabe gemacht, den nach dem Zillerschen Lehrplan für das zweite Schuljahr bestimmten Gesinnungsstoff, die Robinsonerzählung, unterrichtlich zu bearbeiten. Er hat sich damit meines Bedünkens einer dankbaren Aufgabe unterzogen, durch deren Lösung eine bis dahin bestehende, recht fühlbare Lücke ausgefüllt worden ist. Denn auffälligerweise war es gerade der Zillersche Robinsongedanke, der in

den pädagogischen Kreisen noch am wenigsten die Würdigung erfahren, die derselbe meiner Auffassung nach verdient.

Zwar wird seit Rousseau der „Robinson“ fast allgemein als eine Jugendlektüre allerersten Ranges anerkannt, aber fasst ebenso allgemein, abgesehen von den Zillerschen Kreisen, zur Zeit noch als Lehrstoff für die Erziehungsschule abgelehnt. Mehr zur Verdeckung als zur Lösung dieses innern Widerspruchs führt man an, der Robinson sei zwar für die Privatlektüre und für die häusliche Erziehung ein eminent wertvoller Stoff, nicht aber für die Schulerziehung. In schulmässige Bearbeitung genommen, verliere er, wie die Märchen, für die Jugend seinen Reiz, sein Interesse, seinen Einfluss auf das kindliche Gemüt. Und diese Ansicht findet man auch bei denen vertreten, die sich von einer frühzeitigen unterrichtlichen Behandlung der biblischen Geschichten einen tiefen erziehlichen Einfluss versprechen. Sollten aber wirklich, den Kleinen gegenüber, Märchen sowohl als Robinson noch zartere Gebilde sein, als die biblischen Geschichten, die man ohne Bedenken und in Hoffnung eines reichen erziehlichen Gewinnes der unterrichtlichen Bearbeitung, und zwar meist schon vom ersten Schuljahre an, preisgiebt?

Nein, wenn selbst die biblische Geschichte im früheren pädagogischen Jugendunterrichte eine schulmässige Bearbeitung verträgt, dann die „Märchen“ und der „Robinson“ erst recht; und wenn letzterer wirklich in der Erziehung die Bedeutung hat, die ihm allgemein zuerkannt wird, so ist schwer zu begreifen, warum man sich gleichwohl seiner Aufnahme unter die Lehrstoffe der Elementarschule widersetzen zu müssen glaubt. Ziller hat mit seinem Gesinnungsstoff für das zweite Schuljahr einen glücklichen Griff gethan.

Aber lässt sich nicht selbst da, wo man der Herbart-Zillerschen Richtung zugethan ist, und wo man in grösserer Freiheit der Bewegung den Lehrplan gestalten kann, gerade für den Robinsontoff oft das lebhafte Interesse vermissen, das man dort so gern den Märchen, wie weiterhin den biblischen Geschichten und der vaterländischen Geschichte entgegenbringt? Verschiedene Ursachen mögen

dieser Erscheinung zu Grunde liegen; zum grossen Teile erklärt sich dieselbe aber meines Erachtens daraus, dass es bezüglich dieses Stoffes bis dahin an vorbereitenden Arbeiten, an methodischen, mit Verständnis und Innigkeit entworfenen und ausgeführten Spezialschriften fehlte, welche dem ausübenden Lehrer „einen Teil der unermesslichen Arbeit abnehmen, die von ihm, wenn die nötige Gesamtwirkung erreicht werden soll, nun einmal gefordert und geleistet werden muss" (Ziller); an Leistungen, wie sie uns in so vortrefflicher Gestalt für die biblische Geschichte von Thrändorf und Staude, für die vaterländische Geschichte von Staude und Göpfert geboten sind. Hier war noch Wandel zu schaffen, ein Versäumnis nachzuholen.

Unser Schriftchen genügt diesem Erfordernis und schliesst sich würdig den vorgedachten Arbeiten an. Sein Verfasser hat durch dasselbe den wertvollen Lehrstoff für das zweite Schuljahr unterrichtlich erschlossen.

Das Werkchen ist mit einer wohlthuenden Innigkeit der Empfindung geschrieben. Das leuchtet aus jedem Satze hervor. Mit besonderer Wärme aber werden die ethisch-religiösen Momente aus dem konkreten Materiale hervorgehoben. Der Verfasser hält sich stets gegenwärtig, dass sein Lehrstoff ein Gesinnungsstoff ist und dass er durch die Bearbeitung desselben unmittelbar dem obersten Zwecke der Erziehung zu dienen hat. Das Werkchen wird seines Eindrucks nicht verfehlen.

Wer aber an das Schriftchen herantritt, darf doch das eine nicht vergessen, dass dasselbe nicht vorzugsweise an und für sich, sondern vielmehr in seiner Stellung und Bedeutung in dem Zillerschen Gesamtplan, in seinem Verhältnis zu den ihm innerhalb dieses Planes vorausgehenden und nachfolgenden Gesinnungsstoffen und zu den diesen parallellaufenden theoretischen Lehrstoffen aufgefasst und beurteilt sein will. Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann es richtig gewürdigt werden. Daher sind auch die beigegebenen Konzentrationsübersichten eine wertvolle Zugabe.

Dass der Verfasser allen alles recht gemacht habe, ist selbstverständlich nicht zu erwarten. Ich selbst würde vielleicht da und dort eine Kleinigkeit anders gemacht haben. Das thut aber dem Werte des Ganzen keinen Eintrag. Ich erblicke diesen Wert vorzugsweise in der fruchtbaren Anregung, welche meiner Ansicht nach die Arbeit geben kann und geben wird. Ich stelle mir vor, dass das Schriftchen dem bedeutsamen Stoffe, den es bearbeitet, manchen neuen Freund zu seinen alten Freunden gewinnen, und dass es vielen, zumal aus dem jüngeren Teile der gegenwärtigen Lehrergeneration, ein kräftiger Antrieb sein werde, den tiefern Quellen desselben bis in die Hauptwerke der Meister nachzuspüren und den pädagogischen Ideen nachzudenken, die ihm zu Grunde liegen.

Geschieht das, so hat das Schriftchen seine Bestimmung nicht verfehlt.

Eisenach, 15. Februar 1893.

A. **Pickel**, Seminarlehrer.

Einleitung.

Aus dem Reiche der Mythologie dringt ein Klang von einem wundersamen Quell, dessen sprudelnde Wellen den Badenden und Trinkenden neues Leben verliehen, das gramgebeugte Alter in frische, glühende Jugend, das sorgendurchfurchte Antlitz in den Abglanz glücklicher Heiterkeit zu verwandeln vermochten.

Wer einem gnädigen Geschicke eine heitre Jugend oder nur eine von einzelnen lichten Momenten erleuchtete Kindheit verdankt, der wird in seinem Alter gar manche solcher Quellen in seiner Seele kennen, die unversiechlich mit lustigem Gemurmel ihre zarten Wellen entrauschen lassen zur Erquickung der Gefilde unsres Geistes. Ein zartes Pochen, nur ein leiser Weckruf genügt, um jene Wunderbronnen neu erquellen zu lassen: — Vor dem Auge der Seele steigen sie dann auf, die lichten und hehren Gestalten, die alten Freunde, die ehedem so innig mit unserm Herzen verwachsen waren, die Gefühle, die in aufrichtiger Rührung dem kindlichen Auge Thränen entlockten, die das Herz entzückten, glücklich verklärten, die den Grundstock unsres Charakters bilden, — unsre Seele neu belebend steigen sie herauf und unser Wollen und Thun korrigierend und anspornend zu edler Wärme und Begeisterung. Welche Wonne verleiht ein solches Bad in den Wellen der Erinnerung! Wie tief kann unser Herz da kindlich nachempfinden, was längst der Vergessenheit zu gehören schien! —

Wenn man eine der frischesten, stärksten und erquickendsten aller jener Wunderquellen nennen kann, die eine gleich wunderbare Kraft bei der Mehrzahl denkender Menschen ausübt, so ist es die Erinnerung des Alters an den jugendlichen Genuss des Robinson.

„Wer dächte nicht mit innigem Entzücken an jene Tage und Stunden, in denen sein märchenlustiges Kindergemüt zum ersten-

male von der Geschichte und den seltsamen Abenteuern Robinsons hörte? Es überkommt uns in dieser Erinnerung unwillkürlich wieder ein Stück Jugendleben. Jenes Gefühl taucht in uns auf, von dem der Dichter sagt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war! [1])“ “

Die Innigkeit des Gedankens an jenes vergangene Glück, die Freude über das jugendlich mit so bedeutendem Erfolge Apperzipierte, sie sind die besten Beweise für die Eigenart und Wichtigkeit des Robinson, während der Umstand, dass tausende eine gleiche Erinnerung belebt, die klassische Stellung des Buches beweist.

„Ohne Zweifel“, schreiben die Verfasser der „Schuljahre“, „unser Robinson ist ein klassisches Buch. Aber es ist nicht nur das klassische Buch der Kindheit, sondern eine der wenigen Dichtungen, welche auf die späteren wie auf die frühen Tage des Menschenlebens mit gleichem Zauber fortwirken; ist es doch ein weltliches Buch der Bücher, neben der Bibel wahrscheinlich das verbreitetste und gelesenste Erzeugnis der gesamten Weltlitteratur. Dies muss seine besondere Ursache haben. Wir suchen die unverwüstliche Lebenskraft des Buches nicht nur in dem Unterhaltenden, sondern vorzüglich in dem Sinnbildlichen desselben. Es ist keine Frage: Den Erlebnissen Robinsons kommt eine tiefere symbolische Bedeutung zu. Sein Leben auf der einsamen Insel ist in gewisssem Sinne das Leben der Menschheit, die mit kärglicher Ausstattung in das Dasein auf Erden gleichsam ausgesetzt, aus erfindungsreichem Sinne im Laufe der Geschichte die missliche Lage, darin sie sich bei erwachendem Bewusstsein findet, mit unendlicher Mühsal zu leidlichem Behagen gestaltet.“ [2])

Unsere heutige Pädagogik strebt mit ganzer Macht danach, dem Goetheschen Worte gerecht zu werden: „Für Kinder ist das Beste eben gut genug.“ Den oberen Schulklassen weist sie die deutschen Klassiker zu, bietet sie das sorgfältig aus deren Dichtungen Gewählte in kunstvoller Unterrichtsform dar; und gewiss mit Recht, denn die Schule soll ja nicht bloss unterweisen, sondern vor

---

[1]) Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts I, S. 281—305. Braunschweig 1856.

[2]) II. Schuljahr von Rein, Pickel und Scheller. Dresden 1883, II, S. 6. — Vergl. auch: Altmüller, Vorrede zur Übersetzung des Robinson. Hildburghausen 1869.

allem erziehen! Jenes Bestreben auch auf die unteren Schulklassen ausgedehnt, auch den Kleinen klassische Stoffe zugewiesen zu haben mit der Absicht, damit zu ethisieren, ist das unbestrittene Verdienst der Herbart-Zillerschen Richtung. Gestützt auf die Erkenntnis, dass es Aufgabe der Schule ist, Erfahrung und Umgang, Erkenntnis und Teilnahme der Zöglinge zu pflegen, die Gedankenkreise zu vervollkommnen durch Aneinanderreihung von Erscheinungen und Thatsachen und das Seelenleben zu dem anderer Wesen in Beziehung zu setzen, fordert sie, dass den Schülern der kindlichen Apperzeptionsfähigkeit entsprechende, erziehlich wirkende Unterrichtsstoffe, denen zugleich der Stempel der Klassicität aufgedrückt ist, dargeboten werden.

Sie stellt als Gesinnungsstoff für das II. Schuljahr den Robinson ein. Ein näheres Eingehen auf die Gesinnungsstoffe der übrigen Schuljahre verbietet der Zweck dieser Schrift.

Schon J. J. Rousseau erkannte in dem „Robinson" einen hervorragenden Stoff und räumte ihm daher auch einen bedeutungsvollen Platz in seinem Erziehungsplane ein. „Sollte es wohl kein Mittel geben," sagt er in seinem „Émile", „so viele, in so vielen Büchern zerstreute Lehren näher zusammen zu bringen, sie unter einem gemeinschaftlichen Gegenstande zu vereinigen, der leicht zu übersehen, interessant zu verfolgen wäre und auch dem jugendlichen Alter geistige Antriebe geben könnte? Wenn man eine Situation finden kann, worin sich alle natürlichen Bedürfnisse des Menschen auf eine sinnliche Art dem Geiste des Kindes zeigen und wo sich die Mittel, für diese Bedürfnisse zu sorgen, nach und nach mit derselben Fasslichkeit entwickeln: so muss man durch lebhafte und naive Schilderung dieses Zustandes seiner Einbildungskraft die ersten Übungen geben. . . . Diese Situation ist gefunden. . . . . . . Weil wir durchaus Bücher haben müssen, so ist eines vorhanden, welches nach meinem Sinne die gelungenste Abhandlung über die naturgemässe Erziehung ist. Dies Buch wird das erste sein, welches mein Emil lesen wird, es wird lange seine ganze Bibliothek ausmachen und es wird stets einen ansehnlichen Platz darin behaupten. Es wird der Text sein, welchem alle unsre naturkundlichen Besprechungen nur zur Erläuterung dienen; es wird bei unsern Fortschritten je nach dem Stand unsrer Einsicht zum Prüfstein dienen, und so lange unser Geschmack nicht verdorben ist, wird uns das Lesen desselben allezeit vergnügen. Welches ist denn dieses Wunderbuch? Ist es Aristoteles, ist es Plinius, ist es Buffon? Nein, es ist Robinson Crusoe. . . . . Robinson auf einer Insel, allein, ohne

Beistand von seinesgleichen, ohne alle künstlichen Werkzeuge, aber doch für seinen Unterhalt, für seine Erhaltung sorgend und sich sogar eine Art von Wohlsein verschaffend, ist ein Gegenstand, der für jedes Alter interessant ist und den man insbesondere den Kindern anziehend zu machen tausenderlei Mittel hat. . . . Dieser Zustand (Robinsons auf der Insel) ist — ich gebe es zu — nicht der Zustand des gesellschaftlichen Menschen; wahrscheinlich wird es auch nicht der Zustand Emils werden, aber nach ihm soll er alle andern beurteilen. Das sicherste Mittel, sich über Vorurteile zu erheben und sein Urteil den wahren Verhältnissen der Dinge gemäss zu gestalten, ist, sich an die Stelle eines isolierten Menschen zu setzen und von allem so zu urteilen, wie dieser Mensch in Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen davon urteilen muss. [1])

Dieser Roman, gesäubert von allem hinzugefügten Wust, beginnend mit dem Schiffbruch Robinsons in der Nähe der Insel und endigend mit der Ankunft des Schiffes, das ihn von derselben hinwegbringt [2]), wird während der ganzen Periode, von welcher hier die Rede ist [3]), zugleich Emils Unterhaltung und Unterricht ausmachen.

Ich will, dass ihm der Kopf davon schwindeln, dass er sich unaufhörlich mit seinem Schlosse, mit seinen Pflanzungen, mit seinen Ziegen beschäftige, dass er bis ins einzelne nicht aus Büchern, sondern an den Sachen selbst alles lerne, was in einem solchen Falle zu wissen nötig ist, dass er sich selbst als einen Robinson betrachte. Ich wünsche, dass er sich beunruhige wegen der Mass-

---

[1]) „Im „Robinson" findet z. B. das Familienleben mit seinem tiefen sittlichen Gehalte unmittelbar keine Stätte, aber eine um so hellere Beleuchtung erhält es dadurch, dass Robinson es so schmerzlich vermisst und über den geringen Ersatz dafür, den er durch Freitag erhält, so glücklich ist. Wie der Wert der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrer Arbeitsteilung im Robinson um so greifbarer vor die Augen tritt, da wir die Entbehrungen und Mühsale Eines, der der Gesellschaft entrückt ist, verfolgen, so spiegelt sich der Segen des Familienlebens ergreifend in der tiefen Sehnsucht des Familienlosen. Wieviel Anlass ist hier, an dem eignen Leben der Kinder die Segnungen der Familie zum Bewusstsein zu bringen!" — Vergl. Willmann, Pädagogische Vorträge. Leipzig 1869.

[2]) Das Vergehen gegen das Familienleben, die Sehnsucht nach demselben und die endliche Wiederaufnahme in dasselbe und die bürgerliche Gesellschaft ist im „Robinson" ein hochwichtiges ethisches Moment, weshalb die Erzählung nicht ihrer Vorgeschichte und ihres Abschlusses beraubt werden darf. Das Prinzip Rousseaus ist eben ein ganz anderes, als das der Herbart-Zillerschen Richtung.

[3]) Emil vom 12. bis 15. Lebensjahre.

regeln, die zu ergreifen sein möchten, wenn dies oder jenes zu mangeln anfinge, dass er das Thun seines Helden prüfe und untersuche, ob derselbe nichts unterlassen habe und ob er nichts hätte besser machen können, dass er dessen Fehler aufmerksam anmerke und daran lerne, in einem gleichen Falle nicht auch in dieselben zu verfallen."

Nun ist ja nicht zu bestreiten, dass der Zweck, welchen Rousseau mit dem „Robinson" verband, ein ganz andrer ist, als derjenige, den die Herbart-Zillersche Richtung damit verbindet. Rousseau musste die Paradoxie in der Vorführung eines Kulturmenschen sehr anlocken bei seinen extremen Ansichten über die menschliche Kultur überhaupt. Doch muss man eben von den Rousseau'schen „Überspanntheiten" absehen, in der Sache hat er das Richtige getroffen [1]).

Auch im Philantropin zu Dessau bemächtigten sich Basedow, Wolke und Campe des „Robinson".

In energischer und eigenartiger Weise hat sich — wie schon hervorgehoben — die Herbart-Zillersche Richtung des „Robinson" angenommen.

Die genannte Richtung erstrebt die Einstellung solcher Unterrichtsstoffe in den Lehrplan der Erziehungsschule, welche wahrhaft erziehliche Wirkung auszuüben vermögen; d. h., welche den Zögling zum Überlegen und Urteilen anhalten, ob eine Handlung, ein Gedanke gut oder schlecht, und in denen ein gewisser Takt dafür sorgt, dass sich das Interesse ab vom Bösen und hinüber zum Guten neige [2]).

Da nun der „Robinson" dem II. Schuljahre geboten werden soll, um zugleich als Vorstufe zur „Geschichte" zu dienen, so hat man wohl zu berücksichtigen, ob er gewissen Anforderungen zu entsprechen vermag.

Ist der „Robinson" wahrhaft kindlich, d. i. einfältig und phantasievoll zugleich; ist er sittlich bildend in dem Sinne, dass seine Gestalten und Verhältnisse einfach und doch lebensvoll sind und das sittliche Urteil zur Billigung oder Missbilligung herausfordern; ist er lehrreich, bietet er Anknüpfung zu belehrenden Besprechungen über Gesellschaft und Natur; ist er von bleibendem Werte, zur steten Rückkehr einladend; ist er einheitlich,

---

[1]) Siehe Willmann a. a. O.

[2]) Herbart, Einleitung zur allgemeinen Pädagogik.

damit er einen tiefen Eindruck bewirkt und Quellen eines vielseitigen Interesse aus sich entlassen kann? [1])

Ist der Robinson wahrhaft kindlich? — O gewiss! Wie hätte sonst Bogumil Goltz [2]) begeistert sagen können: „O Robinson, du Wundermensch, du Heros der Kindheit! ... Du Buch der Bücher, du heilige Schrift in Kinderherzen geschrieben, du echte Kinderbibel für alle Zeiten, in denen es Kinder geben wird ... O Robinson, Held meines Herzens, aus heiliger, seliger Kinderzeit ... Heroischer Freund meiner Kindheit, du heiliger Robinson! O möchtest du ewig im Kinderkalender stehen und immerdar in den Kinderherzen erstehen!" — Der „Robinson" ist ein Buch für die Jugend, für die Kinder. Und welcher Mensch hat wohl nicht als Kind in dem Genusse dieses „Wundermenschen" geschwelgt? — Aber man könnte entgegnen, dass man bei der Jugend wohl zwischen der kindlichen und reifern unterscheiden müsse, und „Robinson" doch wohl für letztere — wie auch Rousseau gemeint - bestimmt sei, dass die Verhältnisse des „Robinson" über das Verständnis der kindlichen Jugend hinausgingen. Diesem Einwande ist zu entgegnen, dass die Robinsonade nicht in ihrer ganzen Grösse und Ausführlichkeit dargeboten werden soll, dass vieles, was über den geistigen Horizont der Zöglinge hinausgeht, zu streichen ist; dass ja auch, je nach den schulischen Verhältnissen, dem Erzieher unbelassen bleibt, die Erzählung noch einfacher zu gestalten, als es geschehen. Es ist dem Verfasser dieser Präparationen mit erste Aufgabe gewesen, alles, was nicht unbedingt zur Abrundung der Geschichte gehörte, wegzulassen. Zufügungen, Einschiebungen ganzer Einheiten sind leicht anzubringen. Eine mit Verständnis vollzogene, weitere Kürzung wird der Sache nicht schaden. Was die Situation und den Ort der Handlung, die ja stets als sehr hinderlich genannt worden sind, betrifft, so ist zu sagen, dass auch hierbei ein sorgfältiges, den schulischen Verhältnissen angepasstes Bearbeiten des Robinson sehr viel zum Verständnis beitragen wird. Die Arbeit des einzelnen Erziehers, die ja eine rein individuelle sein muss und auf die ein Präparationswerk nicht Rücksicht nehmen kann, darf nicht unterschätzt werden, und man glaube nicht, dass ein Werk, wie das vorliegende, eine Präparation des Lehrers unnötig mache [3]). Das Äussere der Er-

---

[1]) Willmann a. a. O.

[2]) Buch der Kindheit, IV. Aufl. 14 f.

[3]) Der Vorwurf, dass dem Erzieher durch ein solches Präparationswerk zu viel vorgearbeitet worden sei, wird dadurch widerlegt, dass ja der Arbeit des Lehrers thunlichst Spielraum, sowohl bezüglich des Systems, als auch der

zählung, der sprachliche Ausdruck, die Situation, die Handlung, alle diese können Kindlichkeit und Einfachheit bewahren. Vor allem aber bedenke man, wie einfach und kindlich die Empfindungen und Beweggründe der Handelnden im Robinson sind und wie in ihnen sich „das kindliche Empfinden, Streben und Wünschen widerspiegelt." Hettner sagt:

„Eine einsame, wüste Insel, darauf ein einsamer, armer, verschlagener Matrose! Man sollte meinen, es sei kaum möglich, eine spannende Handlung, geschweige denn gar eine nur einigermassen befriedigende geistige Bedeutung aus einem so dürftigen Stoffe herauszuspinnen. Aber wie unter einem Zauberstabe gewinnt hier alles Leben und Bewegung. Die Not des täglichen Bedürfnisses führt unsern Robinson von Erfindung zu Erfindung, das Gefühl seiner Hilflosigkeit und die Freude und der Dank, wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereignis diese Hilflosigkeit verringert und mildert, erwecken in seinem öden Innern die zarten Regungen religiösen Gottvertrauens ... Wir sehen, wie der Mensch mit innerer Notwendigkeit Stufe um Stufe aus dem ersten rohen Naturzustand zu Bildung und Zivilisation kommt. Kurz, es entrollt sich ein Bild vor uns, so gross und gewaltig, dass wir hier noch einmal die allmähliche und naturwüchsige Entwickelung des Menschengeschlechts klar überschauen. Der Robinson ist, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, eine Art von Philosophie der Geschichte. Und gerade in dieser Hinsicht ist es ein gar nicht genug zu bewundernder Meistergriff unseres bewunderungswürdigen Dichtwerkes, dass die Persönlichkeit Robinsons sich durch keine besondere Eigentümlichkeit oder durch besonders hervorstechende Fähigkeiten auszeichnet, dass Robinson, so zu sagen, ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch ist. Was dieser Robinson denkt und fühlt, was er erfindet, einrichtet, thut und handelt, das würde jeder andere Mensch in seiner Lage auch denken, fühlen, erfinden, einrichten, thun und handeln. Hätte Robinson irgend eine entschiedene Liebhaberei für Naturgegenstände oder eine ausgesprochene Anlage für mechanische Fertigkeiten, so wäre, wie der englische Kritiker Coleridge einmal sehr fein bemerkt, das Buch vielleicht um einige anziehende Verwicklungen und Schilderungen

übrigen Stufen gelassen worden ist. Oftmals werden sich ähnliche Sätze entwickeln lassen. Einzelne Stufen und Einheiten sind zudem gar nicht ausgeführt worden. Auch die Art des darstellenden Unterrichts muss stets Rücksicht auf die individuell schulischen Verhältnisse nehmen, was eine spezielle Präparation stets erheischt.

reicher, Robinson hätte aber aufgehört, das zu sein, was er ist, nämlich das Beispiel und das Spiegelbild der ganzen Menschheit."[1])

Die dem Robinsonstoffe entfliessende ethische Bildung ist keiner Beeinflussung durch äussere Umstände unterworfen, das räumlich Ferne ist nicht zugleich das geistig Ferne, der Robinson ist in seinen Einzelheiten, ja im Bilde in seiner Gesamtheit ein Gleichnis des einzelnen und der Menschheit, seine Verhältnisse, Gedanken, Pläne sind einfach, klar, durchscheinend, verständlich für Kinder; lebensvoll ist sein Kolorit und sein ethischer Gehalt, und er „verleiht dem sittlichen Urteile Wärme und Kraft." Was braucht man da noch zu fragen, ob der „Robinson" auch sittlich zu bilden imstande sei? Es wird sich im weitern Gelegenheit bieten, auf diese Frage zurückzukommen und sie näher zu beantworten. —

Und weiter: Ist der „Robinson" lehrreich? Fördert er nicht allein die sittliche Einsicht, sondern überhaupt die Einsicht, denn auf die Erkenntnis der Wirklichkeit kann doch nicht verzichtet werden?

Willmann giebt eine treffende Antwort auf diese Frage. Er sagt: „Im Märchen stösst die Phantasie noch selten unsanft an die Grenze des Wirklichen an. Anders im Robinson. Hier ist es die Phantasie der Praxis, wenn dieser Ausdruck nicht zu widersprechend klingt, die angeregt wird. Was wird jetzt Robinson thun? wie sich helfen? welche neuen Mittel ersinnen? So mancher neue Vorschlag der Kinder muss verworfen werden; das unerbittliche „es geht nicht" schiebt einen Riegel vor. Die Phantasie muss sich darauf beschränken, Wirkliches zu kombinieren und zu verschieben: der Zwang der Dinge bestimmt den Fortschritt der Geschichte. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen."" [2])

---

[1]) Hettner, Litteraturgeschichte, a. a. O.

[2]) Willmann, a. a. O.

Prof. Dr. W. Rein äussert sich in einem Aufsatze: „Der Streit um den Geschichtsunterricht." (Grenzboten Jahrg. 1891, No. 45, S. 285) wie folgt:

„Mit der zunehmenden Erkenntnis des Wirklichen wird die Märchenstufe überwunden. Die Aussenwelt tritt dem Kinde als eine von dem Ich und seinen Wünschen unabhängige Objektivität gegenüber. Trotzdem giebt das Ich seine gestaltende Kraft nicht auf; es ändert sie nur, indem es allmählich einsieht, dass es sich zur Beherrschung, zur Bewältigung der Aussendinge nach deren Natur richten müsse. Diese Entwickelung hat auch die

Die Pflege der Phantasie erleidet also durch den Robinson keine Unterbrechung. Aber ihre Art ist eine ganz andere, als im Märchenunterrichte. Das Kind tritt mit der Märchenstufe aus dem Sichunbewusstsein der realen Welt heraus, ohne damit sagen zu wollen, dass gerade mit Abschluss der Märchenstufe sich dieser Prozess vollzieht. Der „Robinson“ führt das Sichbewusstwerden der realen Welt in die Erkenntnis der Sachen ein. Die Phantasiethätigkeit wird wie auf der Märchenstufe gepflegt, aber in der Art, dass sich die Spekulation vom Möglichen zum Wirklichen, Handgreiflichen wendet. Um zu verhindern, dass die Zöglinge stumpf und gefühllos an den Errungenschaften unserer Kulturstufe vorübergehen, ist es nötig, dass ihnen die Augen geöffnet werden, damit sie sehen, wie das Vorhandene errungen werden musste, damit sie der Geschichte jedes vorhandenen Kulturgegenstandes Interesse entgegenbringen. Das „Werden“ unserer Kulturverhältnisse und -dinge zu zeigen, stellt sich der „Robinson“ zur Aufgabe. Die Pflege der „Phantasie der Praxis“ übernimmt dabei, wie schon hervorgehoben, der darstellende Unterricht. In welcher Art, geben die Präparationen an.

Der „Phantasie der Praxis“ und ihrer Pflege entspringt die Belehrung. Die Erkenntnis der Kulturarbeit, also des Gesellschaftskundlichen, steht im Vordergrund. Den „Präparationen“ sind Pläne über die Konzentrationsstoffe beigegeben. Der Zusammenstellung des erarbeiteten Materials ist zu entnehmen, wie vielseitig und umfangreich die „Gesellschaftskunde“ durch den „Robinson“ gestaltet werden kann.

Die Verhältnisse der Insel werden zum grössten Teile denen der Heimat angepasst.

Wenn Willmann belehrende Besprechungen an den „Robinson“ knüpfen will über die Erdteile, Europa, Klima, tropische Produkte etc., so erscheint dies als nicht dem II. Schuljahre entsprechend. In der That fühlt das Kind, wenn es sich erst mit Robinson auf der Insel eingelebt hat, nicht so den Gegensatz zwischen Robinsons Aufent-

---

Gesamtheit durchgemacht. Dem Kinde kann sie in epischer Weise nahe gelegt werden in der Geschichte Robinsons. Hier bekommt der Schüler eine Ahnung davon, welche Riesenarbeit in der vorhistorischen Zeit geleistet worden ist dadurch, dass sich der Mensch die Natur dienstbar machte. In dem Schicksal des Robinson tritt dem Schüler greifbar zu Tage, welche Mühe auch die kleinste Errungenschaft dem Menschen gekostet hat — gegenüber der gedankenlosen Stumpfheit und gefühllosen Roheit, mit der so viele Zeitgenossen an den Wohlthaten der Kulturarbeit vorübergehen.“

haltsort und der Heimat, als man annehmen könnte. Wie Robinson seine neue Heimat durchstreift, so wird auch die eigene durchsucht und kennen gelernt; wie er ackert und Früchte erzielt, so wird der Schulgarten bebaut, wie er die Handgewerke ausklügelt und seine Kenntnisse verwertet, so wird das kindliche Wissen benutzt und ergänzt durch Besuche der Handwerkstätten des Ortes, wie Robinson Erfahrungen über die Witterung sammelt, so geschieht ein gleiches durch die Kinder; kurz: der naheliegende, heimatliche Stoff dient zur Pflege der Phantasie und zu belehrenden Besprechungen.

Die Selbständigkeit des einzelnen Faches soll bereits der „Robinsonkursus" anbahnen. Vor allem soll die Erkenntnis des heimatkundlichen Stoffes Schritt für Schritt geleitet werden. Es ist darum notwendig, auf die geographischen Momente der Einleitung zum „Robinson" (Einheit I—III) nicht unbedingten Wert zu legen. Die Heimatkunde (Erdkunde) beginnt in ihrer Reihe mit der eigenen Wohnung (vergl. Rousseau), um in ihrem Verlaufe den Blick nach allen Seiten, natürlich nur die engste Heimat betreffend, zu eröffnen. Im übrigen sei auf die Konzentrationspläne verwiesen.

Es könnte noch die Frage beantwortet werden, ob die „Gesellschaftskunde" auf den von allen Mitteln entblössten Robinson, der sich, in Gedanken auf unserer Kulturstufe bewegend, von einer niederen emporringen muss, Anspruch machen kann oder nicht, ob Robinson sich der Erarbeitung unvollkommener Hilfsmittel zur Beschaffung unserer Kultursachen und -dinge hingeben soll oder lediglich der Herstellung dieser selbst mittelst gegebener Hilfen; m. a. W., soll Robinson sofort nach dem Schiffbruche das Schiff mit den Hilfsmitteln finden oder erst nachdem er sich diese hat schaffen müssen, soll man den Ur-Robinson oder die Angaben der „Gräbner'schen Bearbeitung" gelten lassen? Verfasser ist der Ansicht, dass dieser Frage nicht allzuviel Bedeutung beigemessen werden darf. Die Entscheidung bleibe dem Urteile des Erziehers überlassen; sie wird nichts ändern an dem höchsten Werte des Robinson, an seinem ethischen Gehalte.

Die Frage, ob der „Robinson" von bleibendem Werte sei und zur steten Rückkehr einlade, bedarf keiner Antwort. Es sei nur an Hettners Wort erinnert: „Der Erfolg des Buches war beispiellos; sogleich bei seinem ersten Erscheinen wurde das Buch von Alt und Jung, Hoch und Niedrig wahrhaft verschlungen .... das Buch wurde fast in alle Sprachen der Welt übersetzt; in den Wüsten von Botany-bay wurde es mit demselben Entzücken gelesen, wie in dem Gewühl von London und Paris und St. Petersburg;

unter dem Namen der Perle des Oceans wurde es ein Lieblingsbuch der Araber."

Zu der Frage nach der **Einheitlichkeit** des „Robinson" sei bemerkt: Nur einheitliche Stoffe — und wer wollte dem „Robinson" die Einheitlichkeit absprechen! — begründen eine geschlossene Gedankenmasse, die Wirkung auf Fühlen und Wollen ausüben kann, reiche Gelegenheit zu Vergleichungen, Rück- und Vorblicken giebt und stark genug ist, für belehrende Besprechungen ein Einheitspunkt, ein Konzentrationspunkt zu sein.[1] Das vielseitige Interesse, das der „Robinson" erweckt, wird im folgenden weitere Beachtung finden. —

Wollte man die fünf Anforderungen, die an den „Robinson" gestellt werden, zusammenfassen, so könnte man sagen: die einzustellende Erzählung muss Erfahrung und Umgang des Zöglings erfolgreich fördern. Wiewohl ja beides schon berücksichtigt worden ist, glaubt doch der Verfasser, auf letztern noch besonders eingehen zu müssen, auf den Umgang und sein Verhältnis zum „Robinson". „Umgang erzeugt Wärme und mit der Wärme Leben." Er bildet zur Teilnahme, und mit der Teilnahme erwachen die schönsten Blüten des Menschenherzens: Anhänglichkeit, Pietät, Freundschaft, Brudersinn, Liebe."[2]

Was versteht man alles unter Umgang? — Man begreift darunter nicht allein den Verkehr mit der lebenden Gesellschaft, den Eltern, Verwandten, Freunden, Genossen, Nachbarn, Kameraden, Lehrern, lebenden Dingen der Schöpfung, sondern man fasst im pädagogischen Sinne den Begriff weiter und versteht darunter den Verkehr mit dem „Persönlichen, zu einer seelischen Einheit verschmolzenen, beseelten Wesen." Der Begriff wird weiter, indem er sich auch auf Wesen bezieht, die, seelenlos, durch Dichtung zu seelenbehafteten geworden sind, und auf solche, die nur noch im Geiste, in der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung existieren. Und auf den Verkehr mit diesen letzteren bezieht sich der Gedanke des erziehenden Unterrichts. Der Umgang mit den im Unterrichte behandelten Personen, das Urteil über ihr Wollen und Thun, das Interesse, mit welchem ihre Schicksale verfolgt werden, bewirkt die ethische Einwirkung auf das kindliche Gemüt. Und es wäre

[1]) Vergl. **Willmann**. — **Ziller**, Grundlegung. — Vergl. auch zur Robinsonfrage: **Zillig**, der Geschichtsunterricht in der elementaren Erziehungsschule. XIV. Jahrbuch d. V. f. w. Päd., S. 91—93 f.

[2]) **Barth**, Über den Umgang. Langensalza 1882, III. Vorwort zur I. Auflage.

nun zu untersuchen, ob der Robinsonstoff — um zugleich näher auf denselben einzugehen — einen Umgang in gedachter Weise bieten kann.

Die Seele des Umgangs ist das Mitgefühl oder die Sympathie. „Es ist das Echo der Herzen. Es kleidet sich rot und schwarz; Wohl und Wehe, Freude und Leid spiegeln sich gleichmässig in ihm wieder, und zwar oft so hell, dass wir, eine Zeit lang zwischen uns und den andern gar nicht unterscheidend, das fremde Leid oder die fremde Lust als eigne empfinden. Unter allen Umständen fühlen wir uns zu dem Gegenstande, der uns sympathisch erregte, hingezogen, und weder Raum noch Zeit kann da ein Hindernis sein.“ [1]) —

Bei dem Reflexe des fremden Gemütszustandes auf das eigne Seelenleben bleibt es nicht allein. Das Herz klingt wie ein Instrument, wenn die Schallwellen eines Tones an dasselbe gelangen. Es spiegelt das Gesehene, Gehörte in uns wieder und beeinflusst die Seele zu Lust und Unlust, bewirkt also das Urteil. Beim Kinde macht sich sofort das Gefühl in drastischen Worten und Geberden Luft, — nicht selten bei Erwachsenen auch. „Das ist gut! Ein braver Mann! Garstige Leut'!“ so urteilt das Kind sofort. Und ein solch mit Bestimmtheit und warmer Empfindung gefälltes Urteil bereichert die sittliche Einsicht mehr, als das Resumee einer langen, moralischen Betrachtung, vermag vor allem — um die Folge der Sympathie zu nennen — bestimmend auf den Willen einzuwirken. Die Sympathie bewirkt in ihrer Kontinuität eine Aktivität des Interesse, die man Teilnahme nennt. *Fordert* das Mitgefühl, *will* es, steigert es sich zur Handlung, dann hat es sich in Teilnahme umgesetzt. „Im Mitgefühl ist das Interesse noch Knospe, in der Teilnahme hat es sich zur Blüte entfaltet.“ [2])

Die Weckung des Interesse an dem Wohl und Wehe des Wesens, mit dem das Kind seinen ständigen Verkehr im Geiste pflegt, ist die zu erstrebende Frucht des Umgangs. Der erziehende Unterricht hat, um einen solchen Umgang zu fördern, das sympathetische, soziale und religiöse Interesse zu wecken und zu pflegen. Die weitere Hauptaufgabe des Erziehers ist nun, das geweckte Interesse, also die Teilnahme festzuhalten: einmal durch Kontinuität der Erlebnisse, so dass sie sich in Neigung, Freundschaft, Liebe umsetzt, dann durch eine unausgesetzte Pflege der Phantasie, wobei

---

[1]) *Barth* S. 6.

[2]) Ebenda S. 8.

dem Unterrichte speziell die Erfüllung der zweiten Aufgabe zufällt. Durch seinen Unterricht hat der Erzieher zu sorgen, dass die Teilnahme sich in die Erwartung, „die schon einen neuen, noch nicht wirklichen Zustand des fremden Gemütes ins Auge fasst," wirklich verwandelt, dass sie fordert, — eine Handlung verlangt. Allein durch solchen Unterricht kann sich die Schule über die Lern- zur Erziehungsanstalt erheben. Sehr wahr sagt Barth: „Die deutsche Schule ist — und das ist ihr Ruhm — eine Pflegestätte der Intelligenz. Sie bewahre sich diesen Vorzug, betrachte ihn jedoch nicht als Frucht, sondern fasse ihn als Samen für eine höhere Ernte, die in der unabweisbaren Forderung gipfelt: sittlich-religiöse Charakterbildung. Aber es giebt keine Charakterbildung ohne die Gelegenheit zum Handeln, wie auch einst Wilhelm von Humboldt, als er Minister war, aussprach: der Staat müsse bei der Jugend nichts so sehr begünstigen, als was zur Energie des Handelns führen könne.[1]) Wohlan, gebe man dem Umgange Zeit und Raum, erzeuge man durch ihn auch in den sogenannten öffentlichen Schulen ein von sittlichem Geiste durchdrungenes Schulleben, wie es in so mancher geschlossenen Anstalt schon mit vielem Glücke erstrebt worden ist, erhebe man endlich die Zucht zu einem dem Unterrichte gleichberechtigten Faktor, mache man mit einem Worte die Schulen zu Erziehungsanstalten, dann wird — aber auch erst dann — der sittliche Fortschritt des Menschengeschlechtes gesichert sein.[2])" — —

Vermag nun der „Robinson" diese Anforderungen zu erfüllen? Weckt er Mitgefühl und Teilnahme? Ist er die geeignete Person zum Umgange mit siebenjährigen Kindern? —

Wenn der Verfasser nach einer mehrjährigen Praxis und nach oftmaliger Anwendung des „Robinson" diese Frage bejaht, so halte sich der Leser versichert, dass die Antwort ebenso bestimmt wie freudig aus dem Herzen kommt. Wer überzeugt ist von dem Gedanken eines erziehenden Unterrichts und Erfahrung über denselben gesammelt, kann sich der Erkenntnis nicht verschliessen, dass die Schule die Pflicht hat, sich der Erzählungen zu bemächtigen, in denen eine so bedeutende erziehende Macht verborgen liegt. Und dass der „Robinson" eine solche Erzählung ist, beweist das allgemeine Urteil der denkenden Menschheit über den Einfluss desselben auf die Jugend überhaupt, das man dem Lichtgedanken

---

[1]) Wiese, Deutsche Briefe über englische Erziehung, S. 33.

[2]) Barth a. a. O. 23.

Heines in seiner „Harzreise" vergleichen könnte: „Unser Leben ist in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns alles gleich wichtig, wir hören alles, wir sehen alles, bei allen Eindrücken ist Gleichmässigkeit, statt wir später absichtlicher werden, uns mit dem einzelnen ausschliesslich beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren." [1])

Jean Paul sagt: Das Erschauen des Geistigen im Leiblichen, dieses orientalische Beseelen, das Kinder wie Wilde schon für sich im Leben treiben, ist die einzige dichterische Bildung, die Kindern heilsam zu geben ist. Auch ziehen sie die moralischen Wurzeln leichter aus solchen gedichteten Vorfällen, als aus eigenen erlebten. Denn das Kind holet (wider die gemeine Meinung) sich aus einem verschuldeten oder veranstalteten Ereignis, das es selber betraf, die goldenen Lehren darum mühsamer, als aus einem fremden, weil die frohen und trüben Empfindungen und die leidenschaftliche Selbstbefangenheit sich dort mit dem Ereignis vermischen, und wir werden daher leichter durch fremden Schaden sittlich-klug, als durch eigenen. Ja, dies geschieht noch, wenn das Kind so alt ist, als — wir [2]). — Wer verständnisvoll sich in das kindliche Gemüt hinabgesenkt, wer den Odem der kindlichen Seele einmal verspürt, der weiss, wie tief Kinder mitfühlen, Teilnahme bekunden können, wenn sie, die kleinen „Morgenländer", geblendet werden von dem Taublitzen und der Blumenpracht eines weiten Morgenlandes, wenn ihnen die Erzählung Schwingen giebt, die sie über unsre Nordklippen und Nordkaps wegführen in warme Gärten hinein. „Daher sargt nicht jedes Wesen, das ihr auftreten lasst, in eine Kanzel ein, aus welcher dasselbe die Kinder anpredigt, eine abmattende Sucht nach Moralien, mit welcher die meisten gedruckten Kindergeschichten anstecken und plagen, und wodurch sie gerade auf dem Wege nach dem Höchsten dieses verfehlen, wie etwan Karl XII. von Schweden gewöhnlich sein Schachspiel verlor, weil er immer mit dem König ausrückte;" warnt Jean Paul; „denn jede gute Erzählung, sowie gute Dichtung umgiebt sich von selber mit Lehren." [3])

---

[1]) Heine, Harzreise, S. 26. Reclam.

[2]) Levana, Note auf S. 251. Mannsche Ausgabe.

[3]) Levana, § 123. — Vergleiche auch den gedankenreichen § 121. Ferner Herbart, Vorrede zur allgemeinen Pädagogik, S. 124, Mannsche Ausgabe. 1890, V., Langensalza. — Ebenso die Campesche Ausgabe des „Robinson" mit ihren „Salbadereien".

Die Robinsonpräparationen versuchen, den Nachweis zu geben, dass der „Robinson“ ein erziehlich wirkender Unterrichtsstoff ist. Sie wollen beweisen, dass — so gut es präparationsmässig geht — das kindliche Gemüt korrespondiert mit den Seelenzuständen Robinsons, dass ein Kind das Unrecht fühlt, das Edle erkennt, das Böse verabscheut, das Gute liebt, dass es ergriffen wird von dem furchtbaren Ernst des Schicksals, von Gottes Allmacht und Herrlichkeit, dass ein sanfter Hauch sein Gemüt durchweht von der Erkenntnis der göttlichen Gnade und Liebe, wie ein warmer West am ersten Frühlingstage den knospenden Hag; dass der „Robinson“ Mitgefühl und Teilnahme in hohem Masse erweckt und eine vorzüglich geeignete Person ist zum Umgange mit sieben- bis achtjährigen Kindern.

„In die Augen musst du schauen, in den Augen wohnt das Herz!“ singt der Dichter; und gewisslich, wer einmal in den Augen seiner Zöglinge gelesen, wie sich die kindliche Seele hineinlebte in Robinsons Unglück, in seine Notlagen, seine geistigen und körperlichen Qualen während der Krankheit, in seine Angst und Furcht vor der gewaltigen Hand Gottes, wie sie die dankbare Rührung Robinsons bei unverhoffter Freude, bei der Genesung von der Krankheit nachempfand, wie bei den wunderbaren Schicksalen, bei den Beweisen der göttlichen Liebe und Gnade das Gefühl dem Drange nicht widerstehen konnte, sich zu bekunden in jenem eigenartigen umflorten Glanz des Blickes; wer einmal gehört hat, wie sittlich empört ein kindlicher Mund sagen kann: Robinson ist ein ganz undankbarer Mensch! das war hässlich von ihm! — wie innerlich glücklich derselbe Mund sagt: das war brav! Robinson ist ein guter Mensch! — wie gerührt der Eltern Fürsorge erkannt wird, — wie es mit der steigenden Erkenntnis des Höheren so vertrauend, so bestimmt, so überzeugt, wie ein Gebet, von den kindlichen Lippen kommt: Gott ist ein guter Vater! Gott liebt alle Menschen! Gott liebt auch mich! — der ist gewiss überzeugt von der ethischen Einwirkung des „Robinson“. Und diese Ansicht wird sich bestärken, wenn man ferner beobachtet, wie die geweckten, die „reflektierten Gefühle“ sich in Verbindung setzen mit bereits aufgenommenen, wie das kindliche Herz schier von selbst alle wieder hervorruft, vergleicht und die Regel, den allgemein gültigen Satz gewinnt, wie der Zögling die erkannte Wahrheit in Beziehung zu setzen weiss zu seinem bisherigen und künftigen Thun, wie er sie anwendet im äusseren Schulleben, im Garten, auf Reisen, im Verkehr — kurz: im Umgang. —

Die Interessen der Teilnahme finden eine ständige Nahrung durch den „Robinson“; das sympathetische, soziale, wie religiöse Interesse, sie erfahren sämtlich eine erfolgreiche Förderung. Da gerade bezüglich des letzteren so oft Gegenrede zum „Robinson“ geführt worden, erscheint ein besonderes Eingehen auf dasselbe geboten.

Man hat sehr oft gesagt, die Einstellung des „Robinson“ verbinde eine Zurücksetzung des biblischen Geschichtsstoffes. Ja, man hat schwerere Vorwürfe daran geknüpft. —

Wer mit den wissenschaftlichen Grundlagen, mit den pädagogischen Beweggründen, die eine Einstellung des „Robinson“ verlangten, vertraut, wer vorurteilsfrei den heiligen Ernst, der die gesamte Herbart-Zillersche Pädagogik beseelt, prüft, der wird zugestehen, dass jene Vorwürfe unberechtigt, dass ein hochachtbares Bestreben unterschätzt wird.

Wer wollte leugnen, dass der „Robinson“ nicht allein eine rein ethische, sondern auch eine rein religiöse Wirkung auf den Zögling ausübt? — Die Zusammenstellung des ethisch-religiösen Materials am Schlusse der Präparationensammlung beweist, wie oft der Robinsonstoff zur Entwicklung eines rein religiösen Satzes drängt, wie sich die Anzahl der ethischen und religiösen Sätze fast gleicht: dass eine religiöse Einwirkung nicht nur beabsichtigt, sondern sogar besonders stark betont wird.

„Aber warum verdrängt man denn den biblischen Geschichtsstoff?“ ist die Entgegnung. Herbart sagt in seinem 4. Bericht an Steiger:[1])

„Das Herz wird, glaube ich, am besten durch allmähliches Umherleiten in allerlei Empfindungen und durch eine anfangs dem Kindesalter angemessene, mit den Jahren immer mehr berichtigte Sittenlehre gebildet, die dem Verstande nie Schwierigkeit machen muss, damit sie geradezu Gefühl und Gewohnheit werde, die nirgends abbrechen darf, weil das sittliche Gefühl beständig Nahrung und immer bessere Nahrung verlangt, die sich in einer grossen fortlaufenden Reihe von allerlei interessanten Bildern darstellen muss, welche durch die Betrachtungen, zu denen sie einladen, durch den Beifall und Tadel, den sie auf sich ziehen, den jungen Geist veranlassen, sich selbst Maximen zu bilden und fest einzuprägen, und sich so zum künftigen systematischen Vortrage der Moral, welche dieselbe nur läutern und fester

[1]) Mannsche Ausgabe II, S. 40, 1891, V.

bestimmen soll, vorzubereiten. Und um diesen Weg der Charakterbildung zu finden, was können wir besseres thun, als den Spuren der moralischen Bildung[1]) des Menschengeschlechts selbst nachgehen?"

In seinem bedeutsamen Aufsatze: „Über die ästhetische Darstellung der Welt" etc.[2]) schreibt er:

„Gott, das reelle Zentrum aller praktischen Ideen, und ihrer schrankenlosen Wirksamkeit; der Vater der Menschen, und das Haupt der Welt: Er fülle den Hintergrund der Erinnerung als das Älteste und Erste, bei dem alle Besinnung des aus dem verwirrten Leben rückkehrenden Geistes immer zuletzt anlangen müsse; um, wie im eignen Selbst, in der Feier des Glaubens zu ruhn. — Aber eben darum, weil das Höchste schon unter den frühesten Gedanken, an welchen die Persönlichkeit des werdenden Menschen hängt, sich seinen Platz befestigen soll; und weil es, als das Höchste, nun ferner nicht mehr erhöhet werden kann: so ist Gefahr, man werde es bei fortdauerndem Hinheften des Geistes auf den einen, so einfachen Punkt, nur verunstalten, man werde es zum Gemeinen, ja zum Langweiligen herabziehen; und langweilig darf der Gedanke, der unaufhörlich die menschliche Schwäche beschämt und tadelt, gewiss nicht werden, oder er erliegt der ersten Verwegenheit, womit der spekulierende Trieb es unternimmt, sich seine Welt selbst zu bauen. — Lieber noch sollte man die Idee weniger wach erhalten; um sie zu der Zeit unverdorben vorzufinden, da der Mensch zur Haltung in den Stürmen des Lebens ihrer bedarf. Aber es giebt ein Mittel, sie langsam zu ernähren, zu verstärken, auszubilden, und ihr eine unaufhörlich steigende Verehrung zu sichern, — ein Mittel, das demjenigen, der sie theoretisch kennt, zugleich für das einzige gelten muss: — dies nämlich, sie fortdauernd durch Gegensatz zu bestimmen."

Die Worte Herbarts enthalten den Hauptgrund für die Einstellung des „Robinson." Die biblische Geschichte in ihrer gewaltigen Gesamtheit — und wenn auch nur im Umriss — einem jugendlichen Alter zum Zwecke erziehlicher Einwirkung zu geben,

---

[1]) Auf diese und andere Stellen aus Herbarts Schriften — Einleitung zur allgemeinen Pädagogik I, 116 f. — Ästhetische Darstellung der Welt II, 215 f. Bericht an Steiger — Ideen zu einem Lehrplan — Vorrede zu Dissens „Anleitung" — Umriss der pädagogischen Vorlesungen, § 5 — Metaphysik § 109 — gründet Ziller bekanntlich die Theorie der „kulturhistorischen Stufen."

[2]) Mannsche Ausgabe II, S. 214.

widerspricht der pädagogischen Erfahrung. Die Einstellung einzelner, herausgegriffener Erzählungen in den Lehrplan würde immer Einheitlichkeit vermissen lassen; gar oft müsste sich der kindliche Geist mit dem „Worte" begnügen, und die Kalamität, die Herbart in den obigen Worten andeutet, und die heutzutage sich ausspricht in der Glaubens- und teilweisen Sittenlosigkeit der Masse, sie stünde auch bei unserer Jugend mit den Jahren bevor.

„Märchen" und „Robinson" sind in die Reihe der Erziehungsstoffe eingestellt worden, nicht, um die biblische Geschichte zurückzusetzen, sondern um das kindliche Herz vorzubereiten, den Boden zu ackern und zu lockern für den biblischen Samen. —

Anschliessend an die Worte Herbarts sagt Ziller: „Der gemeinsame Mittelpunkt alles Unterrichts muss durch den sittlich-religiösen Zweck gebildet werden. Wenn ein solcher Schwerpunkt nicht vorhanden ist, löst sich der Unterricht auf in Massen von Kenntnissen, in Summen von Fertigkeiten und Gewöhnungen, die unter sich unvollkommen zusammenhängen. Es fehlt dem Unterricht sowohl wie dem Zögling an Konzentration. Niemals aber wird dann der sittlich-religiöse Zweck erreicht werden können, dem der Unterricht nachstrebt. Es ist dies nur dadurch möglich, dass für jede Unterrichtsstufe, für jede Schulklasse ein Gedankenganzes, ein Gesinnungsstoff als konzentrierender Mittelpunkt hingestellt wird, um welchen sich die übrigen Fächer peripherisch herumlegen und von dem aus nach allen Seiten hin verbindende Fäden auslaufen, wodurch die verschiedenen Teile des kindlichen Gedankenkreises fortwährend geeint und zusammengehalten werden."

Ziller fordert also eine streng durchgeführte Konzentration der Unterrichtsfächer, und eine solche bieten die angefügten Konzentrationspläne. A. a. O. aber kann er sich doch nicht verhehlen, dass ein gänzliches Zurückstellen der biblischen Geschichte bis zum III. Schuljahre nicht zu raten und auch gar nicht zu bewirken ist, da ja die Zöglinge die Sonntagsandachten und Gottesdienste besuchen. Er redet daher einer „erbaulichen" Behandlung einzelner Geschichten aus dem Leben Jesu das Wort. Durch Einstellung derselben aber in die Pläne der beiden ersten Schuljahre wird eine Verschiebung und Einschränkung der Konzentration hervorgerufen. Da nun aber die „Schulgesetze" diese Einstellung unbedingt verlangen, so muss ein Ausweg zur Beseitigung des ungünstigen Einflusses auf die Konzentration geschaffen werden.

Für das II. Schuljahr bietet ihn der „Robinson" selbst.

Robinson tritt auf als Lehrer. Als solcher erzählt er seinem Freitag biblische Geschichten. — Während man im Anfange des Schuljahres die Stunden für den Gesinnungsunterricht ausschliesslich dem „Robinson" widmet, behandelt man nach der Erzählung „Robinson als Lehrer" einen einzuschiebenden biblischen Kursus. Eine Verschiebung der Konzentration [1]) wird dadurch völlig vermieden. Innerhalb des Gesinnungsstoffes tritt eine willkommene Ruhepause ein. Der eintretende biblische Stoff bietet eine günstige Gelegenheit zur Sammlung und Zusammenstellung des erarbeiteten ethisch-religiösen Materials. Vergl. S. 84—88.

Es erübrigt noch, einige Worte über die „Präparationen" selbst zu sagen.

1. In der Auswahl und Anordnung der einzelnen Kapitel des Robinsontextes ist von den Angaben der Verfasser der „Schuljahre" (II. Schuljahr) stellenweise abgewichen. Die Änderungen sind zum Zwecke einer Steigerung der Handlung und Situation und einer planmässigen Zusammenstellung der aufeinanderfolgenden Ereignisse erfolgt.

2. Der Verfasser hat sich zumeist an den Text gehalten, wie er von den Verfassern der „Schuljahre" in vorzüglicher Weise zusammengestellt worden ist. Nur bei einzelnen Kapiteln sind kleine Zusätze oder Weglassungen zu bemerken. Als die wichtigste Veränderung erscheint dem Verfasser die Einstellung der Opferungen. (S. Einheit XV. ff., S. 73.) Unter Berücksichtigung der Herbartschen Ansicht, das Schlimmste nicht absichtlich zu zeichnen, kann sich der Verfasser nicht entschliessen, die überaus grelle Scene aufzunehmen, und glaubt er, durch gen. Ersatz geschaffen zu haben. Inwieweit ihm dies gelungen, mögen einsichtsvolle Erzieher nach praktischer Prüfung beurteilen. Der Text des „Robinson" musste der Veränderungen wegen einzelnen Einheiten beigegeben werden. Im übrigen sei auf das „Robinsonlesebuch," herausgegeben von den Verfassern der Schuljahre, verwiesen.

3. Betr. der unterrichtlichen Behandlung des Gesinnungsstoffes nach den formalen Stufen lese man die entsprechenden Stellen in

---

[1]) Da die Konzentration abzielt auf die völlige Klärung der durch den Gesinnungsunterricht gegebenen Verhältnisse und Richtung und Weg vom phantasierten zum wirklichen Handeln geben will, so ist unbedingt erforderlich, dass alle mit einer Einheit des Gesinnungsunterrichts korrespondierenden Einheiten der Nebenfächer vor Beginn des Neuen erledigt werden.

den „Schuljahren“ nach[1]. In den folgenden Robinsonpräparationen sind „Sammeleinheiten“ angenommen, doch lässt sich unschwer jede Einzeleinheit unterscheiden[2]. Da der Verfasser bei der Vergleichung nicht ein bestimmtes, bereits behandeltes Jahrespensum — es werden Märchen, Fabeln, Gebete und biblische Geschichten im I. Schuljahre unterrichtet — ins Auge fassen konnte, so sind, um nicht die eignen Schulverhältnisse zu sehr hervortreten zu lassen, Vergleichungsstoffe nur angedeutet worden.

Auf der Stufe der Anwendung und auch sonst benutze man in ausgiebiger Weise die Bilder der Gräbnerschen Ausgabe. Leider sind dem Schulzwecke entsprechende Bilder zum „Robinson“ noch nicht vorhanden. —

Von den aufgezählten Anwendungsstoffen wähle sich der Erzieher das Passende aus.

4. Die Konzentrationspläne enthalten in einigen Fächern gesammelten Parallelstoff. Daher muss der Erzieher, wie es seine Zeit und seine Verhältnisse gestatten, auswählen.

Zeichnen und Handfertigkeitsunterricht bedürfen noch des Aufbaues. — Dem Erzieher wird es möglich sein, die sehr dankenswerte Aufgabe zu lösen, dem hochbedeutsamen Zeichenunterrichte durch eine geeignete Auswahl des Stoffes zu der Stellung zu verhelfen, die ihm im Lehrplane zuzuweisen ist. Manche Hilfe wird ihm dabei die sehr anregende Arbeit von J. Trüper im „Evangelischen Schulblatt“ 1884 und 1886: „Über einige fundamentale Grundsätze im Zeichenunterricht unter besonderem Hinblick auf den Lehrstoff, vom Standpunkte des erziehenden Unterrichts“, bieten, die voraussichtlich in Kürze als selbständige Abhandlung erscheinen wird.

5. Der deutsche Unterricht und das Rechnen schliessen sich unmittelbar an den Sachunterricht an. Bez. des letzteren sei

[1] I. Schuljahr von Rein, P. u. Sch., 1885, III, 24 f. Dresden. — II. Schuljahr 1883, II, 35 f.

[2] Den Erziehern an einklassigen Schulen dürfte diese Zusammendrängung der Einheiten willkommen sein, da ihnen der Mangel an Zeit und die Ausnutzung des häuslichen Fleisses sehr oft gebieten, ganze Kapitel in einer Stunde bis zu Stufe IIa durchzuarbeiten. Dies soll jedoch nicht für die Behandlung des Stoffes durchweg massgebend sein, denn es ist ja stets eine inkorrekte Anwendung der Stufentheorie damit verbunden, die sich aber bei einklassigen Schulverhältnissen nicht immer umgehen lässt.

auf die Teupser'sche Arbeit: „Das Rechnen im II. Schuljahre“ im Jahrbuch d. V. f. w. Päd., XXI. und XXIII. Jahrgang hingewiesen.

Liebe erzeugt Liebe, Begeisterung weckt Begeisterung!

Allein dieser Gedanke war mir Leitstern bei Bearbeitung der vorliegenden Schrift.

Erfüllt von dem Bewusstsein, dass die Volksschule zur Erziehungsanstalt umgeschaffen werden muss, um an ihrem Teile beizutragen, das hochwichtige Werk der Lösung unsrer sozialen Fragen vollenden zu helfen, dass sie es werden kann, wenn sie die Massnahmen der neueren Pädagogik beachtet, wenn Liebe und Begeisterung sich mit dem Erzieheramt paaren, wage ich, meiner begeisterten Liebe für die Herbart-Zillerschen Ideen, speziell für ein wichtiges Erziehungsmittel, für den „Robinson“, Ausdruck zu verleihen durch dieses Präparationswerk.

Nicht rühmt sich das Büchlein, mustergiltig zu sein; es will nur interessieren für die bedeutsamen Aufgaben der Erziehungsschule, will anregen zu Versuchen mit jenem „Heros der Kindheit,“ will Liebe und Begeisterung für ihn wecken.

Möchte ihm eine freundliche Aufnahme beschieden sein!

Warmem Herzen entsprossen, möchte es Liebe ernten, wo es Liebe säet!

Jena, Februar 1893.

Arno Fuchs.

Präparationen und Konzentrationspläne.

A.

Präparationen.

I. Robinson bei seinen Eltern.

Ziel: Wir wollen von einem Knaben erzählen, mit dem seine Eltern gar nicht zufrieden waren.

1.
Vorbereitung.

Von einem Knaben wollen wir erzählen. Wo mag er gewohnt haben? Ihr wisst es nicht. Wie war sein Name? Wer waren seine Eltern? (Was sind Eltern?) Wie alt war er? Ihr wisst auch das nicht. Aber etwas wisst ihr von ihm? Seine Eltern waren nicht mit ihm zufrieden.

Warum waren wohl seine Eltern nicht zufrieden mit ihm?

Die Kinder geben ihren Ansichten Ausdruck, und zwar ungezwungen; nur bei Antworten, die Kenntnis des darzubietenden Stoffes verraten, ist einzugreifen.

Wie haben die Eltern dem Knaben wohl gezeigt, dass sie nicht zufrieden mit ihm waren? Was werden sie gesagt haben? Was wird der Knabe gethan haben? — Nun hört, was wir von dem Knaben erzählen wollen.

Darbietung.

Erzählung des ersten Stückes in drei kleinen Abschnitten[1]); bis — „wenn er einmal wegen seines Herumlaufens bestraft worden war, so hatte er das auch bald wieder vergessen, und er war sicher wieder am Hafen."

Überschrift: Robinson als Schüler.

Totalauffassung.

Besprechung: Wo wohnte der Knabe? Wo liegt die Stadt Bremen? Wenn wir von Geisa[2]) aus nach Bremen wollen, welchen Weg müssten wir gehen? Wir würden mit dem Fluss wandern, der bei Geisa vorüberfliesst, — mit der Ulster. Wohin kämen wir da? Nach Buttlar-Pferdsdorf. — Und wohin dann? Bei Vacha kämen wir an die Werra. Nun müssten wir mit der Werra weiter wandern, weit, weit, viele Stunden lang. Viele Dörfer und Städte würden wir sehen. Endlich kämen wir mit einem andern Flusse zusammen, mit der Fulda. Einige von euch kennen auch die Fulda. Werra und Fulda fliessen zusammen und heissen dann Weser; und nun würden wir mit einem Kahn (wie Herr K. auf seinem Teiche einen besitzt) auf dem grossen Flusse weiter fahren, wieder viele Stunden weit, bis wir endlich in Bremen anlangten.

Das ist eine schöne Stadt mit vielen grossen Häusern und Türmen. Die Weser fliesst gerade an Bremen vorüber. Wir kennen Bremen schon: — von den Bremer Stadtmusikanten[3]).

Wer wohnte dort? Was war Robinsons Vater? Ein Kaufmann. Was wird er wohl verkauft haben? Er hatte ein grosses, schönes Haus und verkaufte Waren aus fremden Ländern, z. B.? Wie wurden diese fremden Waren nach Bremen geschafft? Sie wurden mit Schiffen auf dem Meere nach Bremen gefahren. Und was geschah hier? Die Schiffe wurden im Hafen ausgeladen. Was ist denn der Hafen? Es ist der Platz, wo die Schiffe anhalten (Anker werfen). Schilderung des Hafenlebens. Robinson war gern am Hafen. Warum? Er sah zu, wie die Schiffe kamen und ab-

---

[1]) Näheres über die Art der Darbietung bieten die Ausführungen im I. Schuljahre von Rein, Pickel und Scheller. S. 36 f. „Die formalen Stufen im besonderen."

[2]) Die Präparationen sind während der Thätigkeit des Verfassers an der evangelischen Konfessionsschule zu Geisa (Rhön) entstanden.

[3]) Die Naturkunde übernimmt den geographischen Stoff zu einfacher Behandlung.

fuhren. Gab es da wohl viel zu sehen? Schilderung des Empfanges und des Abschieds der Schiffer und Passagiere.

Vorzeigen und Besprechen eines Hafenbildes.

Von wem haben wir erzählt? Wer war Robinson? Wie alt war er? (Vergleichung mit den Kindern.) Seine Eltern wollten, — er sollte etwas Ordentliches lernen, das heisst? — Der Vater hatte Robinson erzählt, in den fremden Ländern wären Menschen und Tiere ganz anders, als bei uns. Wie denn? Erinnerung an die Menagerie auf dem Jahrmarkt, an Bilder etc.

Eine weitere Besprechung kann je nach Bedürfnis erfolgen.

Mehrmaliges Erzählen des Textes durch die Kinder.

Vertiefung: Robinson ging gern an den Hafen. Warum? Würdet ihr wohl auch gern an den Hafen gegangen sein, um die Schiffe, fremden Leute, Waren etc. zu sehen? Gefällt es euch, dass Robinson sich freute an dem Hafenleben?

Aber mir gefällt es doch nicht von ihm. — Wie alt war er denn? So alt, wie eure älteren Kameraden. Die müssen zu Hause ihre Aufgaben arbeiten, z. B.? — Und Robinson? Ging er nicht auch in die Schule? Aber seine Schulaufgaben fertigte er nicht. Er lief lieber am Hafen herum. Seine Eltern wollten, er sollte ein recht fleissiger, tüchtiger Mensch werden, sie mahnten ihn, der Vater gab ihm gute Lehren (d. h.?) und die Mutter bat ihn, doch fleissig zu sein. Aber Robinson — dachte nicht an das, was Vater und Mutter sagten, „er nahm alles zu leicht“, war faul in der Schule und zu Hause und vergass, was ihm gesagt wurde.

Was sagt ihr nun zu Robinsons Benehmen?

Zusammenfassung: Die Eltern meinten es mit Robinson gut, aber Robinson war faul, leichtsinnig und vergesslich; das gefällt uns nicht von ihm.

2.

Teilziel: Ob Robinson wohl noch besser geworden ist?

Vorbereitung und Darbietung[1].

(Darstellender Unterricht[2]).

Robinson war älter geworden. Als er 14 Jahre alt war, — „kam er aus der Schule“. (d. h.?) Robinson blieb aber noch zwei Jahre

---

[1]) Das in „ “ Eingeschlossene ist als Antwort der Kinder zu betrachten.

[2]) Die Beispiele für darstellenden Unterricht werden Analyse und Syn-

auf der Schule. Warum? Wie alt war er dann? „Er sollte noch mehr lernen.“ „Er war dann 16 Jahre alt.“ Aber warum sollte er mehr lernen? — „Er hatte in der Schule nicht genug gelernt.“ — „Er sollte vielleicht ein Geschäft lernen.“ Ist er da auch noch in eine Schule wie die unsrige gegangen? — „Vielleicht in eine Lateinschule oder auf ein Gymnasium.“ — Aber Robinson hatte auch in dieser Schule nichts gelernt. Was wird sein Vater gethan haben? — „Er hat ihn von der Schule genommen“[1]). —

Aber was sollte nun aus ihm werden? — Was geschieht denn mit den Knaben bei uns, die 14 Jahre alt sind und aus der Schule kommen? — „Sie werden in die Lehre gegeben.“ — Das heisst? — — Und das sollte auch mit Robinson geschehen. Sein Vater rief ihn an seinem Geburtstage zu sich und sagte: „Robinson, du sollst ein Kaufmann werden,“ bis: „ernähren können.“ (Die Worte des Vaters werden am besten vom Lehrer gegeben, damit der Eindruck auf die Kinder nicht durch eine Entwicklung verwischt wird). Was wird sich Robinson dabei gedacht haben? — „Es wäre schön, wenn ich einmal das Geschäft meines Vaters fortführen könnte.“ — Was wird er sich vorgenommen haben? — „recht fleissig und folgsam zu werden.“ — Robinson fing an, fleissig zu arbeiten. Was musste er da wohl thun? „Er musste mit seinem Vater schreiben und rechnen.“ Wo? — „Im Arbeitszimmer des Vaters.“ — „Im Bureau.“ Was musste er aufschreiben? — „Die Waren, die ankamen und verkauft wurden.“

Woher kamen denn die Waren? was waren es für Waren? — „Es waren fremde Gegenstände aus weiten Ländern.“ — z. B.? — An was wird Robinson beim Schreiben da wohl oft gedacht haben? — „An die fremden Länder“ — „an den Hafen“ — „er hat sich gedacht, wie es am Hafen aussah“ — „wie die fremden Gegenstände ausgeladen wurden.“ Und wenn er so dachte, hat er da gearbeitet? — „Er hat nichts gethan“ — „er hat zum Fenster hinausgesehen“ — „er hat in die Luft gesehen.“ — Was wird er sich gewünscht haben? — „nur wieder an dem Hafen spazieren gehen zu können.“ —

Konnte er das nicht? — „Nein, denn sein Vater war ja bei ihm.“ — Ob wohl der Vater immer bei Robinson war? — „Manchmal musste er einen Weg besorgen“ — „er musste auch in die Niederlage.“ — (Erklärung:) Und was wird Robinson während-

---

these nicht augenscheinlich von einander scheiden. — Die Absätze fordern Zusammenfassungen.

[1]) Die Antworten sind der Praxis des Verfassers entnommen.

dessen gethan haben? — „Er hat nicht mehr gearbeitet“ — „er hat vielleicht alles liegen und stehen lassen und ist an den Hafen gegangen.“

Aber der Vater? — „wird es bald gemerkt haben.“ Was? — „Dass sein Sohn Robinson nicht fleissig arbeitete, sondern am Hafen spazieren ging.“ Was wird er gethan haben? — Er liess ihn eines Morgens zu sich kommen und sprach zu ihm: Sage mir nur, Robinson, was aus dir werden soll, wenn du immer so herumläufst und nicht arbeitest? Willst du denn durchaus ein Taugenichts werden und einst betteln gehn? — Was wird Robinson geantwortet — haben? Er sagte: „Ich will kein Kaufmann werden“ — „ich will lieber auf einem Schiffe in weite Länder fahren.“ —

Was hat wohl sein Vater zu diesen Worten gesagt? — Er sagte: Wenn du nichts gelernt hast, kann man dich auf dem Schiffe nicht brauchen, und in den fremden Ländern muss man auch arbeiten. Ohne Arbeit kannst du zu nichts kommen, du magst sein, wo du willst. Ein altes Sprichwort sagt: Müssiggang ist aller Laster Anfang! Wenn du aber ungehorsam bist und gar deinen Eltern wegläufst, so wirst du bald den „Jammer nach Hause“ spüren und es wird dir bald leid thun; denn wer seinen Eltern nicht gehorcht, dem wirds nicht wohlergehen. — Wie der Vater dies sagte, weinte er. Und als Robinson den Vater weinen sah, was wird er da gedacht haben? — „Mein Vater weint, weil ich nicht fleissig bin.“ — „Mein Vater hat recht.“ — „Ich will nun wirklich fleissig werden!“ — Und was wird er zu seinem Vater gesagt haben? — „Lieber Vater, weine nicht, ich will nun recht fleissig werden und dir gehorchen!“ —

Dieses Stück kann, je nach dem Stand der Klasse, in mehreren Abschnitten dargeboten werden. Der Entwicklung eines jeden kleinen Teiles folgt eventuell zur genauen Präcisierung des Textes eine Darbietung desselben durch den Lehrer.

Überschrift: Robinson als Lehrling.

Totalauffassung.

Besprechung: soweit sie sich noch nötig macht.

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: a. Die Eltern sind freundlich und gut gegen Robinson. Sie haben ihn noch zwei Jahre zur Schule geschickt sie wollen nun, dass er ein Kaufmann werden soll, um später einmal das Geschäft des Vaters übernehmen zu können. Und warum thun sie so viel an ihrem Sohne? Er ist ihr einziges Kind, sie haben

ihn lieb und sie wollen haben, ihr Sohn soll ein braver, fleissiger, ordentlicher Mensch werden. Und Robinson? Er sieht ein, dass die Eltern recht haben, und nimmt sich vor, fleissig und strebsam zu werden. Das war gut von ihm. Aber nur zu bald hatte er den Vorsatz wieder vergessen, dachte er wieder an den Hafen, die Schiffe, die fremden Länder, — und heimlich, ohne vom Vater gesehen zu werden, lief er wieder an den Hafen. Wie oft hatte er nun schon versprochen, fleissig zu werden! Wie oft hatte er sein Versprechen nicht gehalten!

Zusammenfassung: Robinson ist so vergesslich wie früher, er hat sich nicht gebessert; das war nicht schön von ihm.

b. Robinson dachte zu oft an den Hafen, die Schiffe, die fremden Länder etc., und daher kam es, dass er so leichtsinnig und vergesslich war. Aber war es denn eine Sünde, dass Robinson an die fremden Länder dachte? War es gut oder schlecht von ihm? —

Als der Vater Robinson fragte, was aus ihm werden solle, sagte Robinson seinen Gedanken, den er schon so lange mit sich herumgetragen, er sagte: ich möchte gern in die weiten Länder reisen. Erst das Vorhaben Robinsons, in die weiten Länder zu reisen, macht die Gedanken an diese verwerflich. Hätte sich Robinson über die fremden Länder, Schiffe, Gegenstände gefreut, wie wir uns freuen, wäre aber fleissig und strebsam dabei gewesen, so wären wir gewiss mit Robinson zufrieden. Aber so hat er die Absicht, in diese fremden Länder selbst zu reisen. Was will er denn dort thun? Er will sie sich ansehen; — aber er muss doch auch leben, und gar bald wird ihm die Nahrung fehlen, gar bald werden seine Kleider zerrissen sein, und wo soll er nur in den fremden Gegenden wohnen? Um sich da Nahrung, Kleidung und ein Unterkommen zu verdienen, müsste er fleissig arbeiten. Er würde dann Geld erhalten und könnte sich dafür das Nötige kaufen. — Aber was soll denn Robinson arbeiten? Was hat er denn gelernt? Womit könnte er sich denn Brot, Kleider und Wohnung verdienen? Robinson ist ja in seiner Jugend, in der Schule und in der Lehre immer faul gewesen, wie soll er da etwas gelernt haben? — Da müsste er gar bald in der Fremde Hunger leiden, mit zerrissenen, schmutzigen Kleidern gehen, gar oft im Feld oder im Walde schlafen, wo ihn nichts schützt vor Regen, Gewitter, wilden Tieren; — da könnte er sich nicht ernähren, und was wäre das Ende? Er müsste in dem fremden Lande zu den fremden Leuten gehen und um Brot und Kleidung bitten, wie ein Bettler. Hat sich Robinson wohl alles

dies überlegt, als er zu seinem Vater sagte: ich will in die fremden Länder reisen?

Zusammenfassung: Robinson war ein leichtsinniger Mensch, denn er überlegte nicht, was er wollte und sprach. Er gefällt uns nicht.

3.

Teilziel: Wird wohl Robinson sein letztes Versprechen halten?

Vorbereitung.

Welches Versprechen? Wem hatte er das Versprechen gegeben? Was meint ihr? Wird er wohl die fremden Länder endlich vergessen haben, oder wird er doch wieder an sie gedacht haben? Wen hat er vielleicht gefragt? Wo?

Darbietung.

Erzählung des dritten Stückes. „Doch schon in wenigen Wochen hatte Robinson sein Versprechen wieder vergessen“ bis „vergessen konnte er seine Reisegedanken nicht.“

Überschrift: Robinson bittet die Mutter.

Totalauffassung.

Besprechung: Wem hatte Robinson sein Versprechen gegeben? Wen bittet er jetzt? Um was bittet er die Mutter? Erlaubnis? Warum bittet er die Mutter? Wo hat er sie wohl gebeten? Kummer? Elternpflege der Kinder. Reisegedanken?

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: Der Vater hat Robinsons Bitte abgeschlagen. Nun geht Robinson zur Mutter. Warum wohl zur Mutter? (Rep.) Er bittet sie, doch mit dem Vater zu sprechen, dass er ihm nur eine kleine Seereise gestatte. Aber die gute Mutter weint (warum?) und sagt: Sieh doch, Robinson, du bist unser einziges Kind etc. Denkt euch, wie die brave Mutter vor Robinson steht, ihn an ihr Herz drückt und weinend zu ihm sagt: Mache uns keinen Kummer und verlasse uns nicht! — Was hätte Robinson da thun müssen? — Was hat er aber gethan?

Er sprach wohl nicht mehr von seinen Reisegedanken, aber vergessen konnte er sie doch nicht. — Wenn er immer noch an

die fremden Länder gedacht hat, wird er da wohl fleissiger geworden sein? Wird er seinen Eltern Freude bereitet haben? Vater und Mutter hatten ihn so liebevoll gebeten, doch anders zu werden, aber alle Mahnung, alles Bitten war umsonst gewesen. Hat Robinson wohl seine Eltern recht lieb gehabt? Was hätte er sonst gethan? — Woraus sieht man, dass er seine Eltern nicht liebte, wie er sollte? War es recht von ihm, dass er seine braven Eltern so wenig liebte? Liebte er sie mit ganzem Herzen? Wie zeigte er sich?

Zusammenfassung: Robinson liebte seine Eltern nicht von ganzem Herzen, denn er war undankbar gegen sie. Er versprach und hielt nicht Wort. Er wurde älter, wurde aber nicht fleissiger.

4.

Teilziel: Was ist nun aus dem faulen, leichtsinnigen, vergesslichen Robinson geworden?

Vorbereitung.

Was meint ihr? Er hat sich vielleicht gebessert und ist ein fleissiger, besonnener, ernster Mensch geworden. Was könnte aber auch geschehen sein? Wie ist es ihm da wohl später ergangen?

Darbietung.

Erzählen des vierten Stückes. „Robinson war nun 19 Jahre alt geworden“ bis „am 10. August befanden sich beide auf dem Schiffe.“

Überschrift: Robinsons Abfahrt.

Totalauffassung.

Besprechung: Zu erklären sind: er war 19 Jahre alt — sehnsüchtig — früherer Schulkamerad — Schiffskapitän — Amerika — Reisegeld — umsonst mitnehmen — Handschlag: Sinnbild — 10. August. — (Bei Erwähnung des Begriffes „Amerika“ werden die Kinder von selbst eine grosse Menge Stoff aus den Nachrichten ihrer Verwandten daselbst zusammentragen [1]).

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

[1]) Es wird dies namentlich in den Gegenden geschehen, die jährlich einen hohen Prozentsatz Auswanderer zu verzeichnen haben. Ein eklatantes Beispiel lieferte dem Verf. die Rhöngegend.

Vertiefung: Robinson war 19 Jahre alt geworden. Er ging immer noch gern am Hafen spazieren — war also immer noch nicht fleissiger geworden und seine guten Eltern liebte er also immer noch nicht mit ganzem Herzen.

Als der Schulkamerad Robinson erzählte, dass er heute nach Amerika fahre, wurde Robinson traurig und sagte: wenn ich doch nur auch mitkönnte. Robinson hatte sich auch diese Worte nicht überlegt (welche Worte vorher ebenfalls nicht?); denn was wollte er denn auf dem Schiffe und in den weiten Ländern thun? (vergl. oben). Er war leichtsinnig, dass er diese Worte seinem Freunde sagte; denn dieser merkte nun — dass Robinson Lust zur Mitfahrt hatte, und er suchte ihn nun erst mitzulocken. Er sagte: „Begleite uns doch!“ Da passte es sich auf einmal, ganz plötzlich, dass alle seine Wünsche in Erfüllung gehen konnten. Nun konnte er ja endlich in die fremden Länder kommen.

Aber — er konnte doch nicht sogleich abreisen, er hätte es doch erst seinen Eltern sagen müssen, hätte sich von ihnen verabschieden müssen. That er das nicht, so — suchten ihn ja seine Eltern, sie hatten dann Kummer und Sorge um ihn. Dachte Robinson aber an seine Eltern? Er hatte sie ja schon so lange nicht mehr von Herzen lieb gehabt, hatte nicht mehr auf ihre Mahnungen und Bitten geachtet, wie konnte er da jetzt auch an seine guten, braven, liebevollen Eltern denken! —

Da fällt ihm ein, dass er ja kein Reisegeld hat; — da müsste er doch noch einmal zum Vater, und der würde ihm gewiss die Abreise nicht erlauben. Aber der Freund hilft ihm. Robinson sollte umsonst mitgenommen werden. Und Robinson, der leichtsinnige (Ausführung!), undankbare und lieblose Mensch (gegen?), vergass alle Bitten und Mahnungen der Eltern: vergass, wie ihm der Vater gesagt: „Wer seinen Eltern nicht folgt, dem wirds nicht wohl ergehen!“ — wie ihn die liebe Mutter ans Herz gedrückt und weinend zu ihm gesagt: „Robinson, du bist unser einziges Kind. Wer wird uns pflegen, wenn wir alt und krank werden? Mache uns keinen Kummer und verlasse uns nicht!“ — Robinson vergass alles und dachte nur an die Abreise. Er war ein liebloser, undankbarer Mensch.

Zusammenfassung[1]).

---

[1]) Diese wird im Folgenden des öftern nicht gegeben werden, und zwar um die Präparationen nicht zu ausführlich zu gestalten und unnötigen Wiederholungen vorzubeugen.

Vergleichung.

1. Die Eltern meinten es gut mit Robinson und wollten haben, er sollte etwas Ordentliches lernen. Meinen eure Eltern es auch gut mit euch?[1]) Wollen sie auch haben, dass ihr etwas Ordentliches lernen sollt? Wie sind also eure Eltern gegen euch? Wie waren Robinsons Eltern gegen ihren Sohn? Wie Robinson gegen die Eltern? Und wie sollt ihr gegen eure Eltern sein? Was sie euch sagen, wollt ihr thun; ihr seid dann gehorsam. Ihr dürft nicht erst fragen, ob das recht ist, was eure Eltern von euch wollen, denn eure Eltern wollen nur euer Bestes. — Wie müsst ihr euch auch gegen euere Lehrer verhalten? — Wenn ihr Eltern und Lehrern gehorsam sein wollt, dann müsst ihr alles, was euch gesagt wird, pünktlich und schnell besorgen; — ihr müsst also gehorsam und fleissig sein.

Die Zusammenfassung bildet Stufe IV.

2) a. Robinson hatte seinen Eltern schon mehrmals versprochen, fleissig zu werden. War er auch fleissig geworden? auch gehorsam? Hast du auch schon einmal deinem Vater (oder deiner Mutter) etwas versprochen? Du deiner Mutter? Was habt ihr versprochen? — Ihr habt mir versprochen, eure Hefte stets ordentlich zu halten, gegen alle Leute recht höflich zu sein, stets die Wahrheit zu sagen etc. Was wollt ihr thun, wenn ihr ein Versprechen gegeben habt? Beispiele.

b. Robinson wollte gern in die fremden Länder fahren, aber er überlegte nicht, dass er ein fauler Mensch war und sich in der Fremde nicht ernähren konnte. Gehen denn heute noch Leute nach Amerika? Du kennst gewiss die Familie, die vorige Woche abgereist ist. Wie heisst sie? — Warum gingen diese Leute nach Amerika? Sie wollen sich etwas verdienen, sie wollen arbeiten und Geld verdienen. Können sie das aber hier nicht auch? Dort werden sie besser bezahlt, aber — arbeiten müssen sie. Warum kommen dann auch Familien wieder aus Amerika? Man konnte sie nicht brauchen. Sie wollten nichts thun und konnten sich deshalb nicht ernähren. (Nebenbei zu erwähnen sind die Motive: Sehnsucht und Reichtum.) Wer also im fremden Lande faul ist, der kann sich nicht ernähren. Warum kommen aber die Faulen

---

[1]) Zur eventuellen Korrektur irrtümlicher Ansicht der Kinder über Erziehungsmassregeln der Eltern kann diese Frage zugleich dienen.

wieder zu uns? Sie betteln hier; denn wer bei uns faul ist, der kann sich auch nicht ernähren und muss betteln.

Wie war es mit Robinson und wie ist es noch heute? Und wie wird es sein, wenn ihr gross geworden seid? Beispiele.

3. Wie Robinson, so habt auch ihr euern Eltern schon oft Versprechen gegeben. Habt ihr sie auch gehalten? Seid ihr immer fleissig, gehorsam und dankbar gewesen? Wie haben wir Robinson genannt, weil er nicht dankbar, gehorsam, fleissig gewesen? Hatte er seine Eltern recht lieb? Und wie ist es mit den Kindern, die ihr Versprechen nicht halten, ungehorsam sind, undankbar werden?

Sie lieben ihre Eltern nicht mit ganzem Herzen.

Und was will doch der liebe Gott von den Kindern?

Vergleichungsbeispiele.

4) a. Robinson wurde von seinem Kameraden verlockt, mit nach Amerika zu fahren. — Verlocken sich heute noch die Kinder untereinander? Wer kann mir ein Beispiel sagen? Ein Kind verlockt das andere, nicht die Schularbeiten etc. zu fertigen, sondern zu spielen. Andere Beispiele. Was sollt ihr thun, wenn jemand euch zu etwas Bösem verlocken will? Wer sieht alles! Wer sieht selbst das Verborgne? Beispiele: Liesel und Görgel in „Gott überall“.

b. Wie kam es, dass Robinson oft am Hafen war? Er war ein fauler Mensch. Er war ein Müssiggänger. Vergleichungsbeispiele aus dem Leben der Kinder.

Aus dem faulen Menschen, dem Müssiggänger, wird ein leichtsinniger Mensch, der sein Versprechen, seine lieben Eltern, den lieben Gott vergisst und an nichts weiter denkt, als an die fremden Länder. So ist er erst faul, dann vergesslich, dann leichtsinnig, endlich undankbar und lieblos gegen seine Eltern und den lieben Gott. Aus dem Müssiggange ging alles (was?) hervor.

Zusammenfassung.

1) Wir wollen gehorsam und fleissig sein.

2) a. Wir wollen unser Versprechen halten.

b. Wer faul ist, den kann man nicht gebrauchen, der kann sich nicht ernähren und muss betteln gehen.

3) Liebe Vater und Mutter von ganzem Herzen.

4) a. Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!

b. Müssiggang ist aller Laster Anfang.

Anwendung.

1. Wie wollt ihr euch gegen Eltern und Lehrer verhalten? Was wollt ihr thun, wenn euch die Mutter, der Vater, der Lehrer etwas befiehlt? Wollt ihr erst fragen, ob es recht? etc. Beispiele aus dem Leben.

Schuleifer von Hoffmann v. Fallersleben, Vers 3:

„Wer aber gerne lernet,
Dem ist kein Weg zu fern,
Im Frühling, wie im Winter
Geh' ich zur Schule gern!"

2) a. Anwendung des gewonnenen Satzes auf Einzelbeispiele aus dem Schul- und Hausleben der Kinder.

b. Ebenfalls. Zur Anwendung kann kommen:

„Vom dummen Hänschen" No. 77 [1]).

Ferner:

Erkläre: Sprüche Salomonis 26, 14: „Ein Fauler wendet sich im Bette, wie die Thüre in der Angel."

Sprüche Salomonis 6, 6 ff.: „Geh hin zur Ameise, du Fauler! sieh ihren Wandel und werde klug! Sie hat keine Gebieter, und doch bereitet sie im Sommer ihre Nahrung und sammelt in der Ernte ihre Speise. Wie lange willst du liegen, Fauler? wann willst du dich erheben von deinem Schlafe? Sonst kommt die Armut wie ein Räuber." [2])

Gedicht: Bienchens Lehren:

„Wenn das Bienchen sprechen könnt', weiss ich was es spräche:
Leutchen! ei, es wundert mich, dass ihr seid so träge" etc. 1—3.
Curtmann.

„Wo die Arbeit zieht ins Haus,
Läuft die Armut schnell hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armut zum Fenster hinein.

„Die kleinen Müssiggänger" von Münkel können benutzt werden.

3. Wie könnt ihr eure Eltern von ganzem Herzen lieben? Was wollt ihr thun, wenn ihr euren Eltern einmal Kummer bereitet

---

[1]) Die Nummerangaben beziehen sich auf das Lesebuch zum II. Schuljahr von den Verf. d. Schuljahre. Leipzig, Bredt. 1891, III. Auflage.

[2]) Die Veränderungen sind absichtlich erfolgt.

habt? Was dürft ihr nie vergessen, wenn ihr ein Versprechen gegeben habt? — Beispiele.

Wie passt der Spruch hierher:

„Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater.“ [1]) —

Gedicht:

O wie freu' ich mich der Gabe, dass ich gute Eltern habe etc.

4) a. Beispiele aus dem Leben. Die Kinder beurteilen den Knaben in dem Gedicht: „Versuchung“. No. 76.

b. Anwendung kann finden:

Der Faule:

Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist etc. Nr. 75.

II. Robinsons Seereisen.

Ziel: Wie mag es Robinson auf dem Schiffe ergangen sein?

1.

Vorbereitung.

Die Kinder sprechen sich aus über die Art der Abfahrt; über das, was Robinson wohl gehört und gesehen hat, über die Einladung von Waren, über den Abschied der Mitfahrenden, Kommandos etc., und zählen Möglichkeiten auf über das Schicksal Robinsons auf dem Schiffe.

Darbietung.

Erzählen des ersten Stückes, — bis „rechts und links sah er nichts als Wasser.“

Überschrift: Robinsons Abfahrt von Bremen.

Totalauffassung.

Besprechung: Zu erklären ist: Das Schiff wurde fertig gemacht — Matrose — Tau — Segel ballen — Anker — Lichtung

[1]) Agricola, Nr. 321.

desselben — Schiffskapitän — Warum wurde ein Kanonenschuss abgefeuert? — Wie ging es zu, dass Robinson von Bremen immer weniger sah? — u. s. w.

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: Die Leute auf dem Schiffe sahen bei der Abfahrt nach dem Lande. Dort standen ihre Verwandten und Freunde. Sie schwenkten die Hüte und riefen sich noch einmal „Lebewohl" zu. Warum thaten sie das?

Und Robinson? Hat er denn niemand, von dem er sich auch verabschieden könnte und müsste? Was werden seine Eltern thun, wenn Robinson nicht wieder nach Hause kommt? Weiss er denn, ob er seine guten Eltern jemals wieder sieht? Warum läuft er ihnen jetzt heimlich weg, ohne sie noch einmal zu umarmen und ihnen „Lebewohl" zu sagen? Weiss er denn gar nicht mehr, wie lieb ihn seine Eltern gehabt haben, wie gut sie es mit ihm gemeint, wie freundlich sie gegen ihn gewesen sind? Und wie lohnt er alle diese Freundlichkeit und Liebe der braven Eltern? Er läuft ihnen heimlich, ohne Abschied, ohne Dank weg. Wer weiss, ob er dem lieben Vater und der guten Mutter nun noch einmal danken kann für ihre treue Liebe. Was sagt ihr zu dem Benehmen Robinsons?

Zusammenfassung: Robinson gefällt uns nicht, denn er ist ein undankbarer Mensch.

2.

Teilziel: Rückgreifen auf das Hauptziel.

Vorbereitung.

Vergleiche die Vorbereitung zum ersten Stück. Vielleicht bringen die Kinder selbst Gedanken über die Veränderung des Wetters: Gewitter, Sturm etc., die dann weiter auszuspinnen sind.

Darbietung.

Erzählen des zweiten Stückes; bis: Robinson nahm sich vor, so bald er könnte, wieder nach Hause zurückzukehren.

Überschrift: Robinson bekommt die Seekrankheit.

Totalauffassung.

Besprechung: Zu erklären ist: Robinson wurde es ängstlich zu Mute — Das Schaukeln des Schiffes — Robinson wurde schwind-

lig — das Tanzen der Taue etc. — Seekrankheit. — Warum kümmerte sich niemand um ihn? — Der Freund tröstete ihn. — Sünde etc.

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: Erst die Krankheit, die Schmerzen und das Verlassensein wecken in Robinson Gedanken an seine Eltern. Er ist verlassen, krank liegt er auf dem Verdeck, kein Mensch kümmert sich um ihn: — da denkt er endlich an seine gute Mutter, wie sie ihn gepflegt hat bei Krankheit, wie sie um ihn besorgt war, Tag und Nacht nicht von seinem Bette ging etc. Da sieht er ein, wie lieb und gut seine Eltern gegen ihn gewesen sind, wie lieblos und undankbar er aber sich gegen sie betragen hat: da erkennt er seine Sünde, sein grosses Unrecht und fühlt Reue: er sagt, ich bin ein recht undankbarer Mensch gewesen. Zugleich nimmt er sich vor, so bald als möglich zurück und zu seinen Eltern zu reisen. (Vorsatz.)

Zusammenfassung: Robinson ist zu loben, dass er sein Unrecht erkennt, und sich vornimmt, zurückzukehren.

3.

Teilziel: Wird Robinson seinen guten Vorsatz ausführen?

Vorbereitung.

Welchen Vorsatz? — Hat sich Robinson schon früher einmal etwas vorgenommen? — Was? — Wann? — Hat er auch seine Vorsätze ausgeführt? Vorblick.

Darbietung.

Erzählen des dritten Stückes; bis: „nun gefiel ihm das Fahren auf dem weiten Meere ganz gut.“

Überschrift: Robinson wird wieder gesund und vergisst seinen Vorsatz.

Totalauffassung.

Besprechung: Wie kam es, dass Robinson wieder gesund wurde? etc.

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: Was hatte sich Robinson vorgenommen? — Aber nun gefiel es ihm ja auf dem Schiffe ganz gut. Womit beschäftigten sich seine Gedanken? Mit dem Schiffe, dem Meere etc. An wen hätte er aber denken sollen? Seinen Vorsatz? — hat er wieder vergessen. Gefällt euch Robinson noch?

Zusammenfassung: Robinson gefällt uns nicht, weil er nicht bei seinem guten Vorsatze geblieben ist, ihn wieder vergessen hat. (Es kann noch hervorgehoben werden, dass Robinson undankbar gegen Gott ist, der ihn doch aus der Krankheitsgefahr gerettet hat.)

Vergleichung.

1) Beispiele aus dem Leben der Kinder, wobei das Vergessen der elterlichen Ermahnung bei Spaziergängen, Besorgungen etc. als eine Undankbarkeit gegen die elterliche Fürsorge herausgehoben wird.

2) Ähnliche Beispiele, bei denen die der Undankbarkeit und dem Leichtsinn etc. entspringende Lieblosigkeit des Kindes gegen seine Eltern betont wird. Gleich Robinson, sieht das lieblose Kind ein, dass es Unrecht hat und fühlt Reue. Es fasst einen Vorsatz (bestimmte Beispiele) und führt ihn auch aus.

Aber ein braves Kind darf nicht erst durch Unglück etc. zur Liebe gegen die Eltern veranlasst werden, es muss immer daran denken, wie lieb und gut die Eltern sind, und darf ein liebloses Herz durch Unfleiss, Undankbarkeit, Leichtsinn, Vergesslichkeit nie zeigen.

3) Aus Beispielen und dem Märchen „Frau Holle" (die faule Jungfrau) wird gewonnen, dass oft nach einem Vergehen das Kind wohl einen Vorsatz fasst, aber ihn schnell wieder vergisst, dass aber ein gutes Kind sich nicht von den falschen Gedanken verlocken lässt, sondern das, was es einmal versprochen, auch hält.

Zusammenfassung.

1. Wir wollen dankbar gegen unsre Eltern sein.
2. Wir wollen nie vergessen, wie lieb uns unsre Eltern haben.
3. Wir wollen bei unserm guten Vorsatz bleiben und ihn nicht wieder vergessen.

Anwendung.

Beispiele aus dem Leben und der Schule werden unter Zugrundelegung der obengenannten Sätze beurteilt, die Handlung entweder verurteilt oder zur Nachahmung empfohlen.

Gedicht:

O, wie freu' ich mich der Gabe etc.

III. Der Schiffbruch.

Ziel: Wie es wohl Robinson weiter auf dem Schiffe ergangen ist.

1.

Vorbereitung.

Die Kinder sprechen ihre Vermutung aus. Er ist vielleicht nach langem Fahren in Amerika angekommen. Vielleicht hat er auch wieder an sein Versprechen gedacht. Vielleicht ist wieder ein starker Wind gekommen, — ein Sturm. Was ist das? — Was geschieht wohl mit einem Schiffe, wenn es sich bei einem Sturme in der Nähe des Landes befindet? Gefahr durch Felsenriffe. Und was geschieht mit den Leuten auf dem Schiffe?

Darbietung.

Erzählen des ersten Stückes; bis: „Da kam eine haushohe Welle und verschlang das Boot mit allen Leuten."

Überschrift: Der Schiffbruch.

Totalauffassung.

Besprechung: Sturm, Wirkung desselben — Gewitter, Blitz und Donner — die Furcht vor einem Ereignis im nächsten Augenblick, in der nächsten Minute — Leck — Rettungsboot.

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: a. Ein Unglück ist über das Schiff gekommen. Es wird von den Wellen verschlungen werden; alle sind in Gefahr, sterben zu müssen. Was thun alle? Sie rufen um Hilfe. Aber können ihnen Menschen helfen? Wen rufen sie um Hilfe an? Sie bitten Gott um Rettung. Warum? Weil sie in Not sind. Würden sie auch alle so laut und mit ganzem Herzen zu Gott gerufen haben, wenn die Not nicht gekommen wäre? — Dass sie beten und Gott um Hilfe anrufen, ist recht (aber?).

b. Hat auch Robinson zu Gott gerufen? nein! War das recht? Was hätte er thun sollen? Warum? Er hätte sich sagen sollen: Gott ist stark, er kann mich retten, er wird mich retten; und dieser Gedanke hätte ihn beruhigt, hätte ihm Trost und Hilfe gegeben. Die Ohnmacht der menschlichen Kraft den Naturgewalten

gegenüber ist besonders stark zu betonen; ebenso die Beruhigung durch das Gottvertrauen. Hätte Robinson Vertrauen besessen, hätte er gebetet, dann hätte er schon im Trost eine Hilfe gefunden.

Zusammenfassung.

2.

Teilziel: Was ist mit Robinson geschehen?

Vorbereitung.

Vielleicht ist er ertrunken. Wer hätte ihn denn retten können? Und hatte nicht Gott verheissen, nur die zu retten, die ihn anrufen? War Gott wohl noch freundlich und gut mit Robinson? Verdient er es noch, dass ihn Gott liebt? Hat er den lieben Gott nicht schon so oft beleidigt? Wodurch? Zähle auf! Ob Gott ihn wohl noch retten wird?

Darbietung.

Erzählen des zweiten Stückes; bis zum Schluss: „Er fiel auf die Knie und dankte Gott für die wunderbare Rettung.“

Überschrift: Der liebe Gott rettet Robinson.

Totalauffassung.

Besprechung: Die Macht der Wellen, das Land, die Klippen, — Robinson verlor die Besinnung — Lebensgefahr.

Mehrmaliges Erzählen.

Vertiefung: Robinson war gerettet. Wer hatte ihn errettet? Der gute, allmächtige Gott. Warum? Gott hatte Robinson lieb. Hatte Robinson so grosse Liebe verdient? Warum nicht? Weise es nach! Gott hatte sich seiner erbarmt. Gott war barmherzig und gnädig. Er schenkte ihm das Leben noch einmal, damit er nun — ein besserer Mensch werde. Er wollte ihm Zeit lassen zur Besserung. Gott hatte Geduld mit Robinson. — Und Robinson dankt auch dem lieben Gott. Er erkennt seinen mächtigen Retter und Schützer. Wie hat er dem lieben Gott wohl gedankt? Er ist auf die Knie niedergefallen, hat seine Hände zu Gott emporgehoben und gesprochen:

Noch lässt du, Herr, mich leben!
Mit fröhlichem Gemüt
Eil' ich, dich zu erheben,
Du hörst mein frohes Lied!

Du, Herrscher aller Welten,
Nimmst dich auch meiner an,
Wie soll ich dir vergelten,
Was du an mir gethan?

So will ich dir lobsingen,
Mich deines Namens freun,
Nach deiner Gnade ringen,
Mein ganzes Herz dir weihn![1])

So hat er wohl gebetet und seinem starken und guten Retter gedankt.

Zusammenfassung: Es freut uns, dass Robinson Gott als den guten, barmherzigen, gnädigen, geduldigen erkannt hat und ihm so herzlich dankt.

Vergleichung.

1) Aus Beispielen, die zum Text in Beziehung gesetzt werden, wird abstrahiert,

a. wie die Not zum Beten drängt; ferner, dass die Menschen Gott anrufen sollen, damit er ihnen Hilfe sende; dass sie ihn aber auch vorher nicht vergessen, sondern jederzeit an ihn denken sollen.

b. Dann wird ihnen Gott auch in der Not helfen mit Ruhe und Trost und wirklicher Rettung, denn er hat selbst den Menschen gesagt: S. IV, 1 b.

2) Rettung armer Leute aus Not (Sternthaler), Errettung der Eltern aus Krankheit. Die Kinder bringen gewiss eine nicht geringe Anzahl von Beispielen wunderbarer Rettung. Warum hat Gott alle diese Menschen aus der Not errettet? Haben sie wohl auch alle so grosse Liebe von ihm verdient? Warum hat er sie doch errettet? Wie ist Gott? Was sollen die Menschen thun, wenn Gott sie errettet hat?

Zusammenfassung.

1) a. Not lehrt beten.
b. Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!

---

[1]) Dies Gedicht ist nicht als „Darbietung“ anzusehen, sondern nur als Ausdruck des Gefühls, das Robinsons Gemüt nach der Rettung bewegte. Die Gedanken des Gedichts können daher auch in anderer Form entwickelt und vertieft werden.

2) **Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte.**

Anwendung.

Den gewonnenen Sätzen entsprechende Beispiele, Sprüche etc. werden einer Beurteilung und Betrachtung unterzogen.

IV. Die Insel.

Ziel: Wir wollen erfahren, wo sich Robinson befand und wie es ihm erging.

1.

Vorbereitung und Darbietung.

(Darstellender Unterricht.)

Die Wellen hatten Robinson an das Land geworfen. Wie hiess das Land? Robinson wusste es nicht. Zuerst kümmerte er sich auch gar nicht um das Land, sondern — er „betete“ — „er dankte dem lieben Gott für die wunderbare Rettung aus der Lebensgefahr.“ — Als er nun gebetet, was wird er dann gethan haben? — „Er hat sich umgesehen.“ — Warum? — „Er wollte wissen, wo er war.“ — Was wird er gesehen haben? — „Das Meer, das Ufer, Berge, Büsche etc.“ — Er sah Gebüsch und unfruchtbare Bäume. Ob er noch mehr sah? Er war allein. Was hat er sich gedacht? — „Vielleicht hat der liebe Gott noch mehr Menschen gerettet“ — „vielleicht haben die Wellen noch mehrere Leute vom Schiffe ans Land geworfen.“ — Wie konnte er diese Menschen aber finden? — „Er musste sie suchen“ — „er musste rufen, dass sie ihn hörten.“ — Robinson rief auch, so laut er nur konnte, aber — „niemand antwortete ihm.“ — Er war allein. Was war um ihn herum? — „Wildes Gebüsch.“ — Wusste er, was in dem wilden Gebüsche war? — „Nein,“ denn — „er war ja noch nicht von der Stelle gegangen.“ — Was konnte darin sein? — „Ein wildes Tier,“ z. B. „ein Löwe, eine Schlange“ etc. — Ob die wilden Tiere den Robinson schon gesehen hatten? — „Vielleicht“ — „nein, denn sonst wären sie schon gekommen.“ — Wodurch würden sie aber Robinson

bemerken? — „Durch sein Rufen und Schreien.“ — Das dachte Robinson auch, und deshalb — „rief er nicht mehr, er wurde still, denn er fürchtete sich.“ — Aber warum fürchtete er sich? — „Er glaubte, jeden Augenblick könnte ein wildes Tier kommen und ihn zerreissen.“ — Beim geringsten Geräusch glaubte er, — „es käme ein wildes Tier, um ihn zu töten.“ — Robinson ging nicht von der Stelle.

Aber warum fürchtete sich denn Robinson so sehr? Würdest du dich auch so sehr gefürchtet haben? — „Ich hätte ein Gewehr genommen und hätte die wilden Tiere erschossen“ [1]). Aber, — „Robinson hatte ja kein Gewehr.“ — „Er hatte gar nichts bei sich, womit er sich hätte wehren können.“ Was besass denn Robinson noch? — „Hose, Hemd, Jacke, Strümpfe“ — „was er noch auf dem Leibe trug.“ — Hut und Schuhe? — „Er hatte sie im Meere verloren.“ — Wie?

Wie lange war Robinson nun schon auf dem Lande? Wie lange hatte der Sturm gedauert? — Robinson hatte die lange Zeit ohne Nahrung gelebt. Was wird er verspürt haben? — „Er verspürte grossen Hunger und Durst.“ — Wie konnte er seinen Hunger und Durst stillen? — „Er musste sich Nahrung und Wasser suchen.“ — Aber wir wissen schon, was in seiner Nähe zu finden war: — „wildes Gebüsch und unfruchtbare Bäume.“ — Im Gebüsch getraute sich Robinson nicht zu suchen, denn — „er fürchtete, es könnten wilde Tiere darin sein.“ — Dazu ward es immer dunkler, — „die Nacht brach an.“ —

Was thut ihr des Nachts? Warum schlaft ihr? Ob Robinson wohl auch müde war? „Ja, denn er hatte ja so viel erlebt“ — „hatte sich im Meere sehr anstrengen müssen.“ Konnte er sich auch wie ihr in sein Bett legen und schlafen? — „Robinson hatte kein Nachtlager,“ — „er wusste nicht, wohin er sich legen konnte.“ — Wie hätte er sich da helfen können? — „Er hat sich vielleicht auf den Erdboden gelegt.“ — Ob das wohl ganz klug von Robinson gewesen wäre? — „Nein, er hätte sich erkälten können, denn der Erdboden war feucht“ — „Auch konnten die wilden Tiere kommen,“ — „dann hätte er sich nicht helfen können.“ — Warum nicht? — — Er hat sich vielleicht auf einen Baum gesetzt.“ — Jawohl; wem hat er es also nachgemacht? — Robinson dachte, ich will es machen, wie die Vögel. Was that er? — „Er setzte sich auf einen Baum.“ — Wie hat er das gemacht? —

[1]) Vergl. diesen Übereifer mit der Bemerkung auf S. 4.

Wir wissen, Robinson war sehr müde. Was wird mit ihm geschehen sein? — „Er ist sehr bald eingeschlafen.“ — Ob er wohl sogleich eingeschlafen ist? — Was thut ihr denn, bevor ihr einschlaft? — „Wir beten!“ — Und Robinson? — „Er wird auch gebetet haben.“ — Was hat er wohl gebetet? — Er hat gebetet:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schliesse beide Augen zu,
Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Hab ich unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an,
Vater, hab mit mir Geduld
Und vergieb mir meine Schuld.

Alle, die mir sind verwandt,
Herr, lass ruhn in deiner Hand,
Alle Menschen, gross und klein
Sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schliesse zu,
Lass den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn. Amen!

So hat Robinson gebetet. Besonders hat er Gott noch um Trank und Nahrung angefleht. Und dann? — „Dann erst ist Robinson eingeschlafen.“ —

Als nun am andern Morgen die Sonne wieder schien, die Vögel wieder sangen, da — „da wachte Robinson wieder auf.“ — An was wird er wohl zuerst gedacht haben? — An was dachte er, als er einschlief? — „Der liebe Gott möchte ihm Nahrung senden.“ — An was wird er zuerst gedacht haben, als er erwachte? — Und wie kam es, dass er wieder an Nahrung und Trank dachte? — „Der Hunger und der Durst quälten ihn noch viel stärker als erst.“ — Was hat er wohl nun gethan? — „Er hat gesucht.“ — Aber was hat er immer wieder gefunden? — „Unfruchtbare Bäume, Gebüsch und Gras.“ — Hunger und Durst aber plagten Robinson immer mehr, nirgends sah er etwas zu essen und zu trinken, — was wird er da gedacht haben? — „Ich armer Mensch werde wohl verhungern und verdursten müssen! Ich werde wohl jetzt sterben!“ — Und wie hat er das wohl gesagt? — „Er hat es laut weinend gesagt.“ —

Zusammenhängender Vortrag des Textes, wenn die Wiedergabe seitens der Kinder nicht präzis genug ist.

Überschriften: Robinson fürchtet sich.

Robinson übernachtet auf einem Baume und leidet Hunger und Durst.

Totalauffassung:

Besprechung: so weit sie sich nötig macht.

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: Jetzt erging es dem Robinson doch recht traurig. Nachweis! War es ihm, so lange er seine lieben Eltern verlassen, schon einmal gut ergangen? Was hatte er nun alles schon erlebt? Seekrankheit — Sturm — Schiffbruch — Todesangst — Kampf mit den Wellen; — und nun, nachdem er vom Tode des Ertrinkens errettet war, bemerkte er, dass kein Mensch in seiner Nähe war. Dazu kam noch die Angst vor wilden Tieren, die er nicht von sich hätte abwehren können, da ihm die Waffen fehlten. Nun musste er auch noch hungern und dursten, ja sogar wie die Vögel im Freien auf einem Baume schlafen. —

Robinson dankte Gott im Gebete und flehte ihn um Errettung an, und das war gut von ihm; aber am andern Morgen begannen die Leiden von neuem. Hunger und Durst quälten ihn furchtbar. — Er thut uns leid, der arme Robinson! — Wer schickte ihm diese Schmerzen und Leiden? Aber warum strafte ihn der liebe Gott? — Weil er ein ungehorsamer, pflichtvergessener Mensch gewesen war. Wann hatte sich denn Robinson so gezeigt? — Hatte er denn damals gewusst, was der liebe Gott haben wollte? — Gewiss! denn Vater und Mutter hatten es ihm gar oft gesagt. Der gute Vater hatte ihm vielmals, als Robinson immer nicht fleissig werden wollte, gesagt: Wer seinen Eltern nicht gehorcht, dem wird's nicht wohlergehen! Der liebe Gott will, dass alle Menschen arbeiten, dass auch die Kinder fleissig sein sollen. Und die liebe Mutter hatte gar oft mit ihm gebetet, gar oft zu ihm gesprochen:

„Thu' nichts Böses, thu' es nicht!
Weisst du, Gottes Angesicht
Schaut vom Himmel auf die Seinen,
Auf die Grossen, auf die Kleinen
Und die Nacht ist vor ihm Licht.
Sind auch Vater, Mutter weit,
Er ist bei dir allezeit;
Dass du ja kein Unrecht übest
Und sein Vaterherz betrübest,
Ach, das wär' dir künftig leid.“ (Hey.)

Robinson hat schon damals den Willen Gottes, seine Gebote ganz genau gekannt. Aber er hat sie nicht beachtet. Er war

zu leichtsinnig gewesen, zu lieblos gegen seine Eltern und den lieben Gott. Nun kommt die Strafe. Und alle Leiden, die Robinson jetzt ertragen muss, die Gott ihm schickt (warum?), hat er verdient.

2.

Teilziel: Was wird aus dem hungernden und durstenden Robinson geworden sein?

Vorbereitung.

Die Kinder sprechen ihre Vermutung aus. — Vielleicht hat er doch noch etwas gefunden. Gott hat ihn Speise und Trank (z. B.?) finden lassen; denn Gott ist ja barmherzig und gnädig. Vielleicht hat er aber nichts gefunden, ist er krank geworden. Was ist dann wohl geschehen? —

Darbietung.

Erzählen des zweiten Stückes; bis: „mit dem klaren Wasser löschte er seinen Durst."

Überschrift: Der liebe Gott schenkt Robinson Essen und Trinken.

Totalauffassung.

Besprechung: Die Maispflanze, die der Lehrer schon bei Beginn des Schuljahres oder noch früher gepflanzt hat, wird einer Besprechung unterzogen. Ebenso werden Maiskolben und -körner vorgezeigt. Zur Erklärung der Quelle wird eine solche der Umgegend besucht und besprochen. Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: a. Wir wissen schon, wie der liebe Gott mit Robinson (und mit allen Menschen) gewesen ist: nämlich barmherzig, gnädig, geduldig, gütig. Weist es nach! — Und nun zeigt Gott wieder seine grosse Liebe zu Robinson. Er hilft ihm wieder. Und wodurch? Er gibt ihm zu essen und zu trinken. Aber war es denn so dringend nötig, dass der liebe Gott dem Robinson half? Gewiss, denn sonst wäre ja Robinson verhungert und verdurstet. Weinend hatte er ja schon ausgerufen: „Ich Armer, ich werde wohl vor Hunger und Durst sterben müssen!" Und nun hilft ihm Gott, gerade, als die höchste Not war. Wie gut ist doch Gott mit Robinson. (Geduld: Nachweis!) —

b. Und womit half denn der liebe Gott dem Robinson? Er gab ihm zu essen, — gab ihm das Notwendigste, das tägliche Brot, (Erklärung). Gott wusste, was dem Robinson fehlte. Ob Robinson auch dankbar war? Was sagt ihr dazu?

Zusammenfassung.

3.

Teilziel: Es ist auf das Hauptziel zurückzugreifen.

Vorbereitung.

Wir wollen erfahren, wo sich Robinson befand. Wissen wir es schon? Wir wissen, dass er sich auf einem Land befindet, dass darauf Gebüsch, Bäume, Pflanzen, Quellen sind; — aber mehr wissen wir nicht. Wozu wird das Land gehören? Vielleicht zu Amerika. Ob Robinson das nicht gern wissen möchte? Was hat er vielleicht gethan? —

Darbietung.

Erzählen des dritten Teiles; bis zum Schluss: „Er überlegte, wie er zu dem Schiffe gelangen könnte.“

Überschrift: Robinson sieht, dass er sich auf einer Insel befindet und entdeckt das Schiff.

Totalauffassung.

Besprechung: Der Begriff „Insel“ wird klar gestellt. Warum war Robinson so unglücklich darüber, dass er sich auf einer Insel befand? — Wie kam das Schiff an die Küste? Wie hätte Robinson zu dem Schiffe gelangen können? Robinsons Freude ist zu erklären.

Nochmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: Robinson sieht, dass er sich auf einer Insel befindet. Da wird er wieder mutlos und ruft: „Ach, was soll aus mir werden!“ Warum sagt er das? Weil er sich fürchtet, — weil er nun zu andern Menschen nicht so leicht kommen kann. Er ist wieder mutlos und unglücklich. Gefällt euch das von Robinson? — Hatte er sich nicht kurz vorher auch gefürchtet? Warum? Wer hatte ihn gerettet aus aller Gefahr? An wen hätte er auch jetzt denken müssen? Wie ist er also? — Er ist ängstlich, furchtsam, er vergisst den lieben Gott und denkt nicht daran, dass Gott barm-

herzig etc. ist. — Und zeigt denn der liebe Gott auch, dass er Robinson in seinen Schutz nehmen will? — Ja, denn er zeigt ihm ja das Schiff. Könnte ihm denn das Schutz etc. geben? Nachweis.

Zusammenfassung: Es gefällt uns nicht, dass Robinson so schnell Gottes Güte und Freundlichkeit vergisst, dass er wieder furchtsam ist. Der gute Gott hat ihm so oft geholfen, und er hilft ihm auch jetzt.

Vergleichung.

1) Beispiele von hoher Not, von Unglück, Sorge etc. als Folgen eines schlechten Lebenswandels, werden zur Betrachtung gestellt. Einigen Kindern ist vom Kirchenbesuch oder von älteren Geschwistern „Der verlorene Sohn" bekannt, dessen Not, Hunger etc. mit Robinsons Leiden verglichen werden kann. Das Leben des Kindes an sich wird nicht viel Vergleichungsmaterial bieten, und muss daher der Lehrer die Beobachtung der Kinder oder selbst zu gebende Beispiele benutzen.

2) a. Der Nachweis, dass Gott barmherzig, gnädig, geduldig, gütig mit allen Menschen, ist aus Beispielen herauszuheben, welch letztere dem ersten Teile der Vergleichung entnommen sein können. Es ist zu folgern (Verlorner Sohn): Gott ist immer barmherzig, gnädig, geduldig und gütig, und zwar mit allen Menschen, in jeder Not und Qual. Er weiss, was den Menschen fehlt, und hilft allen, wenn Zeit ist. Wenn die grösste Not kommt, hilft Gott gewiss. Viele Menschen sehen es aber oft gar nicht ein, dass Gott ihnen in der grössten Not hilft, — sie halten es für Zufall. Später kommen sie aber doch zur Einsicht und erkennen Gottes Güte. —

b. Viele Menschen denken nicht daran, dass der liebe Gott ihnen mit dem täglichen Brot das Wichtigste, Notwendigste gibt. Das tägliche Brot wird gar nicht mehr als gnädiges Geschenk angesehen. Die Menschen bitten Gott nicht mehr darum, sie danken ihm aber auch nicht für seine Güte. — Wir wollen den lieben Gott stets herzlich bitten um das tägliche Brot und ihm auch von Herzen dankbar sein für sein gnädiges Geschenk.

3) Die verschiedenen Beweise von Furcht, die Robinson gegeben, werden mit einander verglichen. Es wird herausgehoben: Jedesmal, wenn Robinson sich gefürchtet, war seine Sorge vergeblich; seine Furcht bewies, dass er den lieben Gott vergessen hatte. Gott hat ihm stets geholfen. — Beispiele aus dem kindlichen Leben — Wegbesorgung bei Dunkelheit, Alleinsein, Furcht bei Sturm und

Gewitter — geben den Nachweis, dass Gott stets die Menschen schützt, dass nur die Furcht dem Menschen Sorge macht, dass die Menschen ruhig sind, die dem lieben Gott vertrauen. —

Die mutwillige Gefährdung der eignen Person ist mit in Rücksicht zu ziehen und zu verurteilen. —

Zusammenfassung.

1) Der liebe Gott wird alle Menschen strafen, die seine Gebote nicht halten.

2) a. Wo die Not am grössten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

b. Unser täglich Brot gieb uns heute.

3) Wir wollen uns nicht fürchten, denn der liebe Gott wird uns schützen.

Anwendung.

1) Kennt ihr Gebote Gottes? Wer sagt euch, was der liebe Gott haben will? Gebt mir Beispiele, wie ihr Gottes Gebote halten hönnt. Was wollt ihr thun, wenn euch Vater, Mutter, Lehrer etc. etwas befehlen? (konkrete Fälle!) Warum wollt ihr es thun? Weil ihr Strafe bekommen würdet? Nein? Aus Liebe zu Vater und Mutter und Lehrer etc. Aus Liebe zu Gott. Wenn ihr die Liebe nicht hättet, was würde geschehen? Ihr würdet ihm nichts zu Liebe thun. Ihr würdet gegen seinen Willen handeln. Dann müsste euch der liebe Gott strafen. Warum? — Weil er haben will, ihr sollt seine, der Eltern, des Lehrers Liebe einsehen und darum seine Gebote halten. (Bestimmte Fälle!)

Zur Betrachtung kann gelangen:

„Thu' nichts Böses, thu' es nicht!" (s. S. 23.)

2) a. Seid ihr schon einmal in grosser Not gewesen? Die Kinder geben Fälle an von Krankheit, Verirrung im Walde, bei Gewitter etc. Was habt ihr gethan? Was wollt ihr thun, wenn ihr wieder einmal in Not geratet? Warum wollt ihr es thun? Ich will euch sagen, was ihr in grosser Not denken sollt:

„Ich weiss, es kann mir nichts geschehen
In meiner ganzen Lebensfrist,
Als was des Höchsten Rat ersehen,
Und was mir gut und nützlich ist.
Herr, mach' es, wie du willst mit mir,
Ich bleibe dennoch stets bei dir!" (Sal. Frank.)

Hätte Robinson das auch denken können? Weise es nach! — Wann hättest du dir schon einmal diesen schönen Liedervers sagen können? Wann wollt ihr an ihn denken?

b. Was wollt ihr thun, ehe ihr zu essen anfangt? Kannst du ein Tischgebet? Nenne mir's? Einige kleine Tischgebete werden hinzugelernt. Was gehört alles zum täglichen Brot? Um was bittest du also, wenn du sagst: Unser täglich Brot etc.

3) Wer hat sich von euch schon einmal gefürchtet? Wann? wo? War es recht? Was hättet ihr thun sollen? Was wollt ihr thun, wenn ihr allein zu Hause bleiben müsst, wenn ihr bei Dunkelheit einen Weg besorgt? wenn es blitzt und donnert? etc. Wollt ihr euch fürchten? Warum nicht?

Wie passen die Sprüche hierher:

„Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Gott, bist bei mir!"

„Welt, wie du willt, Gott ist mein Schild!"

„Befiehl du deine Wege
Und, was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuss gehen kann." —

Je nach dem Stand der Klasse können auch Bruchstücke aus Psalm 139 benutzt, angewandt und gelernt werden.

Bemerkung: 2) a. und 3) können auch auf der Stufe der Anwendung vereinigt werden.

V. Robinson besucht das Schiff.

Ziel: Was hat Robinson wohl auf dem Schiffe gefunden?

Vorbereitung.

Was meint ihr? Wie ist er denn auf das Schiff gekommen? Er musste vielleicht durch das Wasser schwimmen. Was wird er gefunden haben? Menschen? — Gegenstände. — — Die Kinder sprechen sich aus. Was wird Robinson zuerst gesucht haben? Dann? etc.

Darbietung.

Erzählen des Textes — der auch durch darstellenden Unterricht erarbeitet werden kann — in zwei Abschnitten.

Überschrift: 1) Robinson findet Barri.
2) Robinson schafft nützliche Gegenstände ans Land.

Totalauffassung.

Besprechung: Flach — heranwaten — einige hundert Schritte — Tau — unversehrt — Schiffszwieback. — Besonders wichtig ist nun die Begründung, warum Robinson die Gegenstände vom Schiffe nach dem Lande schafft. Er hat eingesehen, dass er von der Insel sich nicht entfernen kann, dass er die Gegenstände, die er auf dem Schiffe gefunden, nirgends wiederfinden wird, dass sie sehr gut zu gebrauchen sind. — Ferner ist zu erklären: Zimmermannswerkzeuge — Floss (Art des Baues) — Säbel, Flinte, Pulver, Schrot, Kleidungsstücke. — Bohrer, Schleifstein — Segeltuch, Bettzeug. — Zelt: Errichtung eines solchen. — Warum freute sich Robinson mehr über Schere und Messer, als über das Geld? Warum weinte Robinson. Was hätte er anfangen sollen? — etc.

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung. —

Vertiefung: Der Hund bellte Robinson an. Warum? Er war ein zutrauliches, gutes, treues Tier. Und was that Robinson? „Er streichelte ihn“ — „er meinte es gut mit ihm.“ Warum? Er freute sich, dass er ein lebendes Wesen um sich hatte. Schon zwei Tage lang hatte er ja keinen Menschen sprechen hören, kein Tier gesehen, das so freundlich zu ihm kam. — Und als der Hund nachschwamm — (Treue) — da nahm ihn Robinson auf. Wie Gott den Robinson aus dem Wasser gerettet, so nahm jetzt Robinson den Barri zu sich auf. Warum handelte Robinson so freundlich gegen das Tier? Was wäre sonst mit Barri geschehen? Robinson war freundlich gegen Barri, barmherzig, gütig, und das freut uns. —

Zusammenfassung.

Diese Einheit würde sich auch eignen, Robinsons Umsicht und Klugheit bei Auswahl der Gegenstände vom Schiffe gipfeln zu lassen in einer entsprechenden allgemeinen Erkenntnis; da jedoch dem Stoffe zu wenig Vergleichungs- und Anwendungsmaterial aus dem Leben der Kinder geboten werden kann, so begnüge man sich mit der Betonung bei dieser vertiefenden Besprechung, dass Robinson klug und umsichtig handelt, und dies anzuerkennen ist.

Die Zusammenfassung ist für diese letzte Betrachtung abschliessend.

Vergleichung.

Der grossen Menge von Belegen, welche die Kinder bringen im Anschluss an die erwähnte Hundetreue, Barmherzigkeit gegen die Tiere etc., sind noch Beispiele für unbarmherzige Behandlung von Tieren zuzufügen. Es wird geschlossen, dass Gott, der alle Tiere geschaffen, die Tiere barmherzig behandelt haben will, dass die Menschen, die Gott lieben, auch seine Geschöpfe lieben und ihnen nichts zu leide thun.

Dasselbe Thema wird in der folgenden Einheit nochmals einer Betrachtung unterzogen.

Als Beispiele können gelten: Bremer Stadtmusikanten. Das Kätzchen und die Stricknadeln. —

Zusammenfassung,

Der gute Mensch ist freundlich mit den Tieren und quält sie nicht.

Anwendung.

Was wollt ihr thun, wenn ihr seht, wie ein Tier Schmerzen leidet, wenn ein Hund gequält wird, wenn ein Tier hungert, dürstet etc. etc. (Konkrete Fälle.) Warum sollt ihr so handeln? Wie seid ihr dann?

Zur Beurteilung und Aneignung:

„Gottes Auge:“ „Keinem Würmchen thu' ein Leid;
Sieh', in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern.
Führt es zu dem Grashalm hin,
Dass es isst nach seinem Sinn;
Zeigt den Tropfen Tau ihm an,
Dass es satt sich trinken kann;
Gibt ihm Lust und Fröhlichkeit,
Liebes Kind, thu' ihm kein Leid!“

„Was unser Gott geschaffen hat,
Das will er auch erhalten!“ —

Bemerkung: Will man bei dieser Einheit Robinsons Frömmigkeit, sein Gebet morgens und abends einer Betrachtung unterziehen,

wiewohl das zugrundeliegende Willensverhältnis an diesen Stellen nicht zur Behandlung drängt, so lassen sich folgende Gebete verarbeiten oder anschliessen:

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht!“

„Ich thu' die hellen Augen auf
Und schau', o Gott, zu dir hinauf.
Du hast mich in der dunklen Nacht
Sanft schlafen lassen und bewacht.
Behüte mich auch diesen Tag,
Dass mich kein Übel treffen mag!
Und wirst du gnädig bei mir sein,
So bin ich dein, so bleib ich dein!“ (Güll.)

„Wenn das Kind aufwacht“ von Eckelmann.

„Müde bin ich, geh' zur Ruh'!“ (L. Hensel.)

Am Abend (Güll): „O Gott, nun möcht' ich legen
Den müden Leib zur Ruh';
So gieb mir deinen Segen
Und Frieden auch dazu!“ u. s. w.

VI. Robinson richtet sich ein.

Ziel: Wie hat Robinson wohl die Gegenstände vom Schiffe benutzt?

1.

Vorbereitung und Darbietung.

(Darstellender Unterricht.)

Wir haben schon einmal gefragt, was Robinson wohl angefangen, wenn er die Gegenstände vom Schiffe nicht gehabt hätte. Was haben wir damals geantwortet? Nun hatte er ja aber eine Menge nützlicher Gegenstände vom Schiffe gerettet. Nenne sie mir! Die Kinder zählen alle auf, die sie kennen. — Was wollen wir nun wissen? „Was er mit den Gegenständen gemacht hat.“ Was meint ihr wohl? — — Er hatte Papier, Feder und Tinte vom Schiffe mitgenommen; wie hat er wohl das alles benutzt? — „Er hat sich ein Buch geheftet“ — „vielleicht ein Tagebuch.“ — Und warum? — „Er schrieb hinein, was er erlebt hatte.“ — Was hat er da wohl hineingeschrieben? — „An welchem Tage

er gerettet worden war" — „was er für Angst ausgestanden" — „wie ihn der liebe Gott gerettet hatte" — „wie er das Schiff gefunden" etc. Wie hat er das wohl in das Buch geschrieben? Gebt mir ein Beispiel! — „Am 11. Dezember war der furchtbare Sturm, da ging das Schiff unter. Der liebe Gott hat mich an diesem Tage vom Tode errettet." „Heute, am Montag, den 12. Dezember, habe ich die Maiskolben gefunden" etc.

Aber wie konnte Robinson wissen, dass am Montag gerade der 12. Dezember war? Konnte er alle die Tage sich merken? — „Er musste im Kalender nachsehen."[1]) — Aber einen Kalender besass Robinson nicht. Wie hat er sich da wohl geholfen? — „Er hat sich einen gefertigt." — Wie? — Wie ist denn unser Wandkalender beschaffen? — (Es erfolgt eine kleine Besprechung des Kalenders und Angabe, wie Robinson sich einen solchen angelegt haben mag. Der übrige Stoff wird in der Heimatkunde bei Behandlung der Jahres- und Tageszeiten Berücksichtigung finden.) —

Robinson hatte auch eine Bibel vom Schiffe gerettet. Was that er wohl damit? Was steht in der Bibel? — „Robinson hat in der Bibel vom lieben Gott gelesen." — Warum hat er das gethan? — „Er wollte nicht mehr furchtsam sein" — „er wollte zum lieben Gott beten" — er wollte immer an den lieben Gott glauben, denken, ihm dankbar sein" etc. — Um stets an den lieben Gott erinnert zu werden und immer an Gottes Güte und Freundlichkeit zu denken, that Robinson noch etwas, was wir nicht vergessen wollen. Er errichtete an der Stelle, wo er ans Land geworfen worden war, ein Kreuz zum Andenken. Stets, wenn er das Kreuz ansah, dann erzählte es ihm eine lange Geschichte von einem Knaben, der zu Hause die Eltern und Gott vergessen hatte, den Gott aber trotzdem noch in keiner Not und Gefahr verlassen. Robinson wollte, das Kreuz sollte ihn stets an Gottes Liebe erinnern; es sollte ein Andenken sein. —

Überschrift: Robinson macht sich ein Tagebuch, — einen Kalender und ist dankbar gegen den lieben Gott.

Totalauffassung:

Besprechung: so weit sie sich noch nötig macht.

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: Robinson errichtet ein Kreuz zum Andenken, er benutzt die Bibel. Warum? Er wollte dankbar gegen den lieben

[1]) Siehe Anmerkung auf S. 4.

Gott sein, er wollte mehr von ihm kennen lernen; er wollte sich immer wieder an den lieben Gott erinnern, ihn nie wieder vergessen, um nicht so leicht wieder Furcht und Angst zu bekommen, um immer dem lieben Gott vertrauen zu können. Und, um nichts zu vergessen, wenn ihn einmal Gott aus grosser Gefahr errettet, um jeder Wohlthat, die ihm Gott erwiesen, auch später noch zu gedenken, fertigte er sich ein Tagebuch und schrieb alles nieder, was er erlebt. Robinson ist gegen den lieben Gott dankbar und nimmt sich vor, niemals Gottes Güte, Barmherzigkeit und Gnade zu vergessen, und das ist gut von ihm.

Zusammenfassung.

2.

Teilziel: Wohin hat Robinson alle Gegenstände gethan?[1]

Vorbereitung und Darbietung.

(Darstellender Unterricht.)

Robinson hatte eine grosse Menge Gegenstände vom Schiffe gerettet. Wo lagen sie? Im Zelt. (Wie hatte er sich das Zelt gebaut?) Konnte er auch in dem Zelte wohnen? Wenn nun ein starker Wind und ein starker Regen kam? — „Dann liess das Segeltuch das Regenwasser durch“ — und — „die Gegenstände wurden nass.“ — War denn dies nachteilig für die Dinge? — Nachweis: Pulver, Waffen, Nahrung etc. — Wie konnte sich Robinson da helfen? — „Er musste sich ein festes Haus bauen.“ — Aber wie konnte er das? — Einst ging er wieder nach dem Berge, den er schon früher einmal bestiegen hatte; da fand er an einer Felsenwand eine Höhle.[2] Ob ihm das wohl recht war? — „Ja, da brauchte er nicht viel zu bauen.“ — Die Höhle war gross und trocken. Was wird Robinson da zuerst gethan haben? — „Er schaffte die Gegenstände vom Schiffe in die Höhle.“ — Warum? — „Weil die Höhle trocken war, das Zelt aber den Regen durchliess.“ — So hatte Robinson eine schöne Wohnung.

In der Nähe war eine Quelle. So hatte er denn auch frisches, klares Wasser. Was fehlte ihm da noch? — Brauchte er nun noch ein Haus? — „Jetzt nicht.“ — Was hatte er wohl noch nötig? — —

[1]) Hier ein sachgemässes, umfassendes Ziel zu bieten, ist schwierig, weshalb ja des öfteren Teilziele bei den einzelnen Abschnitten des zweiten Stückes auftreten können.

[2]) Vielleicht kommen die Kinder auch selbst auf den Gedanken, dass Robinson sich eine Höhle gesucht hat. — Die Entstehung dieser natürlichen Höhle kann ev. kurz mit erörtert werden.

Bedenkt, seine Höhle war offen; was konnte geschehen, wenn er nicht zu Hause war? „Es konnten Tiere in seine Höhle dringen." — Wie konnte er das verhindern? — „Er baute sich eine Mauer, — einen Wall um seine Höhle." Und wie hat er das wohl gemacht? Am Gongolfiberg ist eine kleine Höhle. Sie ist ja zwar kleiner, als Robinsons Höhle war, doch wie könnten wir um die Höhle herum eine Pfahlwand bauen? — Wir wollen hingehen und es versuchen.[1]) — Am Orte wurde der Raum und die Höhle besichtigt. Dann wurden gleiche Entfernungen nach beiden Seiten der Höhle abgeschritten und der Halbkreis durch Aufstellung der Kinder markiert. Stets wurden die Angaben der Kinder zuerst berücksichtigt, ausgeführt oder korrigiert. — Robinson baute sich auf diesem Halbkreise eine Pfahlwand. Wie hat er das gethan? — „Er schnitt Stangen und Balken." (Womit?) „Er hat sie dicht nebeneinander eingeschlagen." „Oben und unten hat er Querbalken angenagelt"[2]) etc. Nun hatte er die Pfahlwand fertig. Warum hatte er sie denn gebaut? — „Zum Schutz vor den Tieren." „Die Tiere sollten nicht in die Höhle kommen können." — Aber wie konnte denn Robinson hinaus und herein? Was fehlte? — „Das wichtigste fehlte noch: die Thüre!" — Wie sollte er sich nun da helfen? Was brauchte er alles dazu? — „Er brauchte Thürbänder, Bretter, Schloss und Schlüssel." Das alles hatte er nicht. — „Er hätte eine Öffnung lassen müssen." Aber dann — „war ja die Pfahlwand umsonst da." — Wie hat er sich wohl geholfen? — „Er ist darüber geklettert." Ob das wohl ging? Wie hoch war sie? — „Er hat sich vielleicht eine Leiter gemacht" — aus? — „den Tauen vom Schiffe." (Erinnerung an die Strickleitern der Feuerwehr.) — Und wie hat er sie benutzt? — — Diese Arbeit hatte ihn viele Mühe gekostet. Er hatte vom 3. Januar bis zum 14. April daran arbeiten müssen.

Robinson hatte nun eine Schutzvorrichtung. Was fehlte ihm nun noch! Denkt an die Speisen Robinsons und an die heissen Tage auf der Insel! — Was thut eure Mutter mit den Speisen, wenn es sehr heiss ist?[3]). — „Sie stellt sie in den Keller." — Hatte Robinson einen Keller? — Wie hätte er sich einen solchen verschaffen können? — Wo hat er ihn wohl angelegt? — „Viel-

[1]) Der erwähnte Gongolfiberg liegt 50 Schritte von der Schule des Verf. entfernt.

[2]) Wenn die Schüleranzahl ausreicht, stellt man die Kinder dicht nebeneinander im Halbkreise auf.

[3]) Die zweite Hilfsfrage ist nur erforderlichenfalls zu berücksichtigen.

leicht in der Höhle" — „denn da war es am kühlsten." Er fand in der Höhle auch ein Loch; was brauchte er nur noch zu thun? — „Er musste es tiefer und grösser machen." Aber womit? — War wohl lockerer Erdboden in der Höhle? — „Nein, fester Boden, denn die Höhle war im Felsen." — Und womit gräbt man denn in einen Felsen hinein? — „Mit einer Hacke und einem Brecheisen, Meisel" etc. — „Mit diesen Dingen grub er sich einen Keller." Wie machte er das? Wie lange wird er wohl daran gearbeitet haben? — Er brauchte drei Tage dazu. —

Robinson hatte nicht alle Gegenstände in die Höhle schaffen können. „Es war zu viel gewesen." Das Zelt aber — „liess den Regen durch". Was fehlte ihm also doch noch? — „Es fehlte ihm noch ein festes Haus" — „eine feste Hütte." — Wie konnte er sich nun diese bauen? — Am Wege nach Vacha steht das Haus des alten Kilian. Ihr kennt es alle! Genau so, wie das Haus gebaut ist, so baute sich Robinson seine Hütte. — „Er lehnte sie an den Felsen an." — Ja! aber wie hat er wohl die Hütte gebaut, wie hat er es von Anfang an gemacht? — „Er hat Pfähle eingeschlagen" — „er hat den Raum abgeschritten." — Wie viele Schritte? — „Vielleicht 10!" — „Er schlug Pfähle ein, die 10 Schritte voneinander entfernt waren." — Die hintern Pfähle? — „standen dicht am Felsen." — Was that er dann? „Er legte Querbalken auf die Pfähle" — „er nagelte sie fest." — Wie machte er die Wände? — „Er hatte keine Bretter, da nahm er Stangen und stellte sie dicht nebeneinander". — Aber da blieben doch noch kleine Zwischenräume. Wie füllte er diese aus? — „Er drückte in die Zwischenräume Moos und Lehm." — „Auf dem Schleidsberg steht eine Schutzhütte, die hat solche Wände." — Gut! Wie fertigte aber Robinson die Stubendecke, Fenster, Thüre? — „Die Decke machte er wie die Wände." — „Fenster brauchte er nicht, er hatte ja auch kein Glas etc. Das Licht fiel durch die Thür in die Hütte." — „Eine Thür konnte er sich nicht herstellen, denn es fehlten ihm die Thürbänder." — Wie hat er die Thür ersetzt? — „Er hat vielleicht Tücher vorgehängt!" — Gewiss! Robinson hängte das Segeltuch vor den Eingang. — Was fehlte nun noch an seiner Hütte? — „Das Dach". — Wie stellte er das Dach her? — „Er legte Stangen" — Dachsparren, Erklärung! — „von dem vordern Querbalken nach dem Felsen, schräg aufwärts". — „Er musste die Dachsparren am vordern Querbalken festnageln und oben durch einen Querbalken verbinden." — Und die Zwischenräume? — „verstrich er mit Lehm und verstopfte sie mit Moos." — Da konnte aber doch noch leicht

der Regen eindringen. „Der Lehm wäre im Regen weich geworden und hätte dann den Regen durchgelassen.“ — Was legen wir denn auf die Dächer? — „Ziegel.“ — Ob das Robinson auch konnte? — Aber warum legen wir Ziegel auf das Dach, und wie legen wir sie denn darauf? — „Damit der Regen abläuft.“ — „Eine Ziegelreihe liegt höher, wie die andere.“ — Ob Robinson wohl etwas Ähnliches hätte thun können? — „Er konnte grosse Blätter von Pflanzen“ — Erinnerung an den Huflattich auf unsern Feldern etc., „übereinanderlegen.“ — Das that Robinson auch. — Ob wohl das Dach auch lange hielt? — „Die Blätter wurden bald dürr.“ Und dann? — Was musste Robinson deshalb thun? — „Er musste öfters frische Blätter auf sein Dach legen.“ — Nun war die Hütte von aussen fertig. Gab es wohl auch innen noch recht viel zu thun? Was fehlte da noch? — — Was ist denn bei euch zu Hause alles in der Stube? — Was fehlte also Robinson noch? — „Ein Bett, ein Feuerherd, — Tisch und Stuhl.“ Wie er sich wohl das alles noch gemacht hat? Ob das wohl eine leichte Arbeit war? Wie kam es, dass sie schwer war? — „Er musste viel überlegen und sehr fleissig arbeiten.“ — Nachdem nun Robinson die Höhle, den Keller und die Hütte fertig hatte, was wird er dann mit seinen Sachen gethan haben? — „Er hat jedem Ding einen bestimmten Platz gegeben“, „er hat sie geordnet.“ Wie?

Nun hatte Robinson um sich her Ordnung. Er hatte viel überlegen und fleissig arbeiten müssen. Wann hatte er da gearbeitet? — „Am Tage.“ — Wann hat er wohl angefangen zu arbeiten? — „Früh um 6 Uhr.“ — Aber wie wusste er, wann es 6 Uhr war? — „Er hatte keine Uhr“ — „er konnte es nicht wissen.“ — Ob sich Robinson da wohl auch hat helfen können? — — Der Vater vom Gustel hat am Hause eine Vorrichtung, woran er ganz genau sehen kann, wie viel Uhr es ist. Was ist das? — „Eine Sonnenuhr.“ — „Robinson fertigte sich eine Sonnenuhr?“ — Wie? — (Folgt die Angabe).

Nun wusste er genau, wie viel Uhr es war. Wie lange hat er wohl früh gearbeitet? — „So lange wie wir!“ — Frühmorgens machte er schon vor 6 Uhr einen Spaziergang; dann arbeitete er bis 11 Uhr. Was that er wohl dann? „Dann ass er zu Mittag.“ — Und dann? Ob er wohl gleich wieder gearbeitet hat? — „Er hat es gemacht wie die Arbeiter, er hat etwas geschlafen.“ — Wie lange? — „Bis 2 Uhr.“ — Dann? — „hat er wieder gearbeitet“ — bis? — „zum Abend“ — „bis 6 Uhr.“ Was hat er wohl nach 6 Uhr noch gearbeitet? — „Er hat nichts mehr gethan“ — „er hat sich vielleicht überlegt, wie er die Gegenstände fertigen könnte, die

ihm noch fehlten“ — „er hat vielleicht auch in sein Tagebuch geschrieben, was er erlebt hatte.“

So hatte Robinson auch in seine Zeit Ordnung gebracht.

Überschrift: Robinson richtet sich die Höhle ein. Robinson baut einen Keller und eine Hütte. Robinson ordnet seine Sachen und seine Zeit.

Totalauffassung.

Besprechung.

Mehrmalige Wiedergabe der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: a. Robinson arbeitet! Konnte Robinson denn arbeiten? Haben wir ihn denn schon einmal arbeiten sehen? — Früher war er doch faul gewesen, hatte er die Bitten und Mahnungen seiner guten Eltern nicht beachtet und nichts gelernt in der Schule und in der Lehre. Und jetzt? — Robinson ist ja ganz anders geworden. Aus dem faulen, leichtsinnigen Menschen ist auf einmal ein fleissiger Mensch geworden, der alles gründlich überlegt! Wie ist denn das nur gekommen? — Robinson musste arbeiten, sonst hatte er keine Nahrung, keine Kleidung und keine Wohnung. Auf der Insel konnte Robinson nichts andres thun, als arbeiten. Denn, hätte er auch faul sein wollen, dann hätte er gar bald seine wenigen Maiskolben aufgezehrt, seine Kleidung hätte bald zerrissen an seinem Körper gehangen, von dem Schlafen auf den Bäumen wäre er gewiss bald krank geworden; kurz: Wäre Robinson auch auf der Insel faul gewesen, dann wäre er elend umgekommen. — So aber war Robinson fleissig und strebsam, und das gefällt uns. Es ist gut von Robinson, dass er nicht mehr faul war, sondern fleissig arbeitete.

Zusammenfassung: Robinson muss arbeiten und findet an der Arbeit Gefallen; das freut uns.

b. Um sich bei seiner Arbeit nicht unnütz aufzuhalten, um keine Zeit zu verlieren, teilte er sich seine Arbeitszeit genau ein. Er wusste genau, was er in den Vormittags- und Nachmittagsstunden zu thun hatte. Nämlich? Auch seine Sachen — nämlich? — brachte er in Ordnung, er gab jedem Gegenstande einen ganz bestimmten Platz. Dann wusste er auch genau, wo er seine Werkzeuge etc. finden konnte. Er brauchte keine Zeit mit Suchen zu verlieren. Seine Sachen lagen in schöner Ordnung da. Wie? — Es gefällt uns von Robinson, dass er nicht nur fleissig, sondern auch ordnungsliebend war; denn wenn er seine Zeit und seine Sachen

nicht gründlich geordnet hätte, wäre sehr viel Fleiss umsonst gewesen. Nachweis!

Zusammenfassung: Es freut uns, dass Robinson ordnungsliebend geworden ist.

3.

Teilziel: Wie sich Robinson Nahrung und Licht verschafft.

Vorbereitung.

Was meint ihr wohl? Wie konnte Robinson zu Nahrung kommen? Was hätte er benutzen können? — Wie musste er da seine Flinte benutzen? Was hätte er schiessen können. — Auch Licht hat sich Robinson verschafft. Brauchte er denn Licht? Wann? Wozu? — Wie wird er sich wohl Licht verschafft haben? —

Darbietung.

Erzählen des dritten Stückes. „Eines Tages schoss Robinson eine Ziege" — bis zum Schluss. Darstellender Unterricht ist hier ebenfalls anzuwenden.

Überschrift: Robinson fängt Ziegen ein. Er verschafft sich Nahrung und Licht.

Totalauffassung.

Besprechung: Wie hat Robinson geschossen? — Wie kam es, dass die kleine Ziege bei der toten Mutter blieb und dann Robinson folgte? — Warum frass sie nichts? — Wie hat er die verwundete Ziege verbunden? — Die Ziege wurde zahm, das heisst? Wie schaffte sich Robinson Licht? — Hat Robinson alles gut verwendet? —

Mehrmaliges Erzählen der gereinigten Totalauffassung.

Vertiefung: a. Robinson schoss eine Ziege. Er raubte der kleinen Ziege die Mutter! War das recht von ihm? Durfte er der Ziege das Leben nehmen? Hatte er ein Recht dazu? Was hatte ihm denn die arme Ziege gethan? — Robinson schoss die Ziege, um ihr Fleisch zur eignen Nahrung zu gebrauchen. War das recht von Robinson? Will es der liebe Gott, dass die Menschen Tiere töten, um ihr Fleisch zu essen? — Gott hat die Tiere geschaffen,

damit der Mensch ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Fell etc. benutzen soll, damit der Mensch leben kann. Robinson hatte also nicht unrecht gehandelt.

b. Dass er der kleinen Ziege die Mutter tötete, thut uns ja recht leid und hat auch Robinson wehe gethan; — Robinson wollte ja auch an Stelle der toten Mutter die kleine Ziege aufziehen; weil sie aber nichts frass, tötete er sie und benutzte das Fleisch und Fell. Es thut uns auch ferner leid, dass Robinson der Ziege das Bein verletzte, denn dadurch musste das arme Tier Schmerzen leiden. Und der liebe Gott will nicht, dass die Menschen die Tiere quälen sollen (warum nicht?): Aber Robinson that es ja auch leid, und er bemühte sich auch sofort, der verwundeten Ziege zu helfen. Er verband ihr die Wunde. — Hat also Robinson die Ziege gequält? Die übrigen? Wie zeigt sich Robinson? Er ist mitleidig und barmherzig, und das gefällt uns von ihm.

Zusammenfassung.

Vergleichung.

1) Auch heute noch setzen die Leute Kreuze und Gedenksteine, und zwar auf Gräber und Plätze zum Andenken an Verstorbene oder an wichtige Tage. Beispiele! Am Gongolfiberg steht ein Denkmal mit dem Standbild der Germania. Es ist zur Erinnerung an den Krieg 1870/71 (Erklärung!) errichtet worden. Das Kriegerdenkmal soll für die Gefallenen, deren Namen auch in den Stein desselben eingehauen sind, ein Zeichen der Dankbarkeit sein, für die Lebenden ein Zeichen der Erinnerung. Die es mit erlebt haben, wie Gott unser Vaterland vor den Feinden beschützt hat, wie er uns geholfen, denen soll der Stein eine Erinnerung an Gottes Güte und Barmherzigkeit sein; uns, die wir erst jetzt leben, uns soll der Stein ein Beweis sein, dass Gottes Güte und Barmherzigkeit niemals diejenigen verlassen wird, die ihn lieben. Um alle Menschen — auch die Kinder — an unsere Siege zu erinnern, werden die Kriegsdenkmäler jeden 2. September geschmückt. Was sollen dann die Menschen thun? — Sie sollen auch in der Zwischenzeit nicht vergessen, wie oftmals der Herr uns Gutes erwiesen, uns wohlgethan hat. Was erzählt uns also das Kriegerdenkmal? Welche Geschichte berichtet es? — Hat Gott euch in eurem Leben auch schon einmal etwas wohlgethan? Gebt mir Beispiele! Setzt man da auch Gedenksteine? — Nein, — nur manchmal! Erinnerung an

etwa vorhandene Gedenksteine an eine wunderbare Rettung; — aber im Herzen sollen wir uns die Beweise göttlicher Gnade und Güte und Barmherzigkeit fest einprägen, sollen sie nie vergessen, damit wir in Furcht und Gefahr niemals denken, der gütige Gott könnte uns verlassen!

2) a. Robinson arbeitete, überlegte, war strebsam. Arbeiten eure Eltern, unsre Nachbarn auch? Warum? Sie arbeiten, — wie Robinson — um zu leben, um Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verdienen. Würden sie nicht arbeiten, dann? — — Arbeitet ihr auch schon? Was? Und warum müsst ihr denn jetzt schon arbeiten? Damit ihr als erwachsene Menschen schon etwas gelernt habt und nicht „von vorn“ anfangen müsst; damit ihr alles, ener Geschäft, das ihr einmal lernen wollt, leichter versteht. Wie war es bei Robinson? Er war faul gewesen in der Jugend; jetzt kam ihm freilich die Arbeit sauer an; jetzt musste er wirklich „von vorn“ anfangen. Und wie wollt ihr sein? Wie wollt ihr euch schon jetzt zeigen, damit ihr später nicht wie Robinson bedauern müsst, in der Jugend nichts gelernt zu haben? — Wie steht es denn mit den faulen Leuten? (Beispiele!) Die haben gar bald ihr Brot aufgezehrt, ihre Kleidung ist gar bald zerrissen, und kein Mensch leidet sie mehr im Hause. Dagegen verdienen die fleissigen Leute Geld, dass sie sich Nahrung, Kleidung und Wohnung schaffen können; die Leute können sich durch ihren Fleiss ernähren, die faulen nicht. — Wie wollt ihr sein? — Denn?

b. Ihr wollt fleissig sein, damit ihr euch später einmal ernähren etc. könnt. Robinson war auch fleissig; um aber keine Zeit zu verlieren, teilte er seine Arbeitszeit ein, ordnete er seine Sachen. Habt ihr denn auch Ordnung in eurer Zeit und in euren Sachen? — Eure grossen Mitschüler haben sich die Tageszeit recht schön eingeteilt. Wie? Sie stehen um 6 Uhr auf. Von 7—11 Uhr haben sie Schule. Dann helfen sie von 11—12 den Eltern. Um 12 essen sie zu Mittag. Von 1—3 haben sie wieder Schule, von 3—5 spielen sie oder gehen sie spazieren, von 5—7 arbeiten sie ihre Schulaufgaben. So ist die Zeitordnung der grossen Schüler an 4 Wochentagen, an den 2 andern Tagen ist die Zeitordnung etwas verändert. Wie? — Wie ist eure Zeit eingeteilt? — Robinson ordnete auch seine Sachen schön. Warum? Wie ordnen die grossen Schüler ihre Bücher, Kleider etc. Wie thut ihr es? Ihr habt gesagt, es war gut von Robinson, dass er ordnungsliebend war; wie wollt ihr sein? — Was wollt ihr thun?

3) a. Werden bei uns auch Tiere getötet? Von wem? warum? Darf der Mensch die Tiere töten? Welche Tiere schlachtet der Fleischer? Wie schlachtet er sie? Will es denn der liebe Gott auch haben, dass die Menschen die Tiere töten sollen? Warum? Aber wie sollen sie getötet werden? — Gott hat den Menschen über die Tiere gestellt, der Mensch darf die Tiere töten, ihre Kraft (Zugtiere) und ihre Milch benutzen. Der Mensch ist der Herr über die Tiere, und warum wohl? — Wie benutzen wir — eure Eltern die Tiere? (Die Kinder sprechen sich aus!)

Wir haben eine Käfer- und Schmetterlingssammlung. Da töten wir ja auch eine Menge schöner Tiere. Ist das recht von uns? — Warum sammeln wir denn die Tiere? Um daran zu lernen; es sind Geschöpfe Gottes, Dinge, die Gott geschaffen, an denen wir erkennen, wie weise Gott alles eingerichtet. Will Gott wohl haben, dass wir ihn erkennen sollen, dass wir uns mit ihm beschäftigen sollen? Ist es also unrecht von uns, wenn wir uns eine solche Sammlung anlegen? Warum nicht?

b. Aber wir sollen dabei nicht zu viele Tiere töten, nur so viel, als wir unbedingt brauchen. Auch sollen wir die Käfer und Schmetterlinge nicht quälen; — sondern? — Aus Langeweile oder Schadenfreude die Tiere quälen, ist grausam, unrecht, roh! Ein Tier fühlt, wie ein Mensch. Wenn ihm ein Bein verletzt oder gar ausgerissen wird, so hat es dieselben Schmerzen, die ein Mensch dabei empfinden würde.

Zusammenfassung.

1) Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten uns der liebe Gott erwiesen hat.
2) a. Fleiss ernährt, Faulheit verzehrt!
   b. Wir wollen uns an Ordnung gewöhnen.
3) a. Der Mensch soll herrschen über die Tiere auf Erden und sie sich nützlich machen.
   b. Quäle nie ein Tier zum Scherz,
      Denn es fühlt wie du den Schmerz!

Anwendung.

1) Erinnerung an Wohlthaten; an ausserordentliche, bei Krankheiten, Unglücksfällen etc. und an solche, die Gott täglich und stündlich erweist; ferner an Gedenktage, die grossen Brände der

Stadt, die Feste, Kriegsfeier etc. Was wollt ihr an so wichtigen Tagen thun? Was wollt ihr thun, wenn euch Gott täglich neue Wohlthaten erweist? Beispiele. Benutzt werden kann:

„Wo die Not am grössten ....“ Rep. von IV. 2. a.
„Wir wollen uns nicht fürchten ....“ Rep. von IV. 3.

Ferner:

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht ....“ Gebet.
„Gott, wie dank' ich dir von Herzen,
Dass du mich in dieser Nacht
Vor Gefahr, Angst, Not und Schmerzen
Hast behütet und bewacht!“

Auch ein Klassentagebuch kann angelegt werden, in das alle frohen und trüben Ereignisse, die die Klasse mit berühren, einzutragen sind. Vergl. Barth, Umgang. S. 73ff.[1]).

2) Wollt ihr fleissig und ordnungsliebend sein? „Warum? — Warum strafe ich euch, wenn ihr faul seid, wenn ihr nicht ordentlich zur Schule kommt? Nur um euch zu strafen? — Ihr sollt einsehen, dass Fleiss und Ordnung schon jetzt erlernt werden müssen, damit einmal fleissige, strebsame, ordnungsliebende Menschen aus euch werden. Konkrete Fälle! Wie verhalten sich brave Kinder. Warum sind sie fleissig, strebsam, ordnungsliebend? Um der Strafe zu entgehen? — Nein! Einsicht und Liebe. —

Wie wollt ihr eure Zeit einteilen? Genaue Angabe. — Aufstellung eines genauen Tagesstundenplanes. Auch der Schulstundenplan findet hier seine Erklärung. Wo hast du deine Bücher, deine Kleider liegen? Weisst du nachts genau, wo deine Sachen zu finden sind? Zeige mir den Platz, wo deine Kleider während der Schulzeit hängen? Wo liegt dein Bücherranzen stets? Wie willst du deine Bücher ins Fach legen, wie deine Kleider aufhängen? Was willst du thun, wenn in eurer Stube, in unserer Schulstube Unordnung ist? etc. etc. Wie willst du deine Hefte halten? Du dein Tagebuch, du deine gedruckten Bücher, die du so oft beschmutzt und beklext hast? Warum? — Wie willst du deine Schuhe behandeln von nun an? Wie soll von heute ab deine Tafel

---

[1]) C. G. Scheibert sagt dies betreffend in seiner Schrift „Wesen und Stellung der höheren Bürgerschule“ (Berlin 1818, G. Reimers Verlag): „Hält man dies in der Schule für eine Spielerei, so weiss man nicht Kinder- und Mannesleben zu scheiden, weiss nicht, dass das Kinderleben nur dann zu keiner Lüge wird, wenn es ein Leben der Kinder bleibt; hält sich ein Lehrer für ein solches Schulleben für zu vornehm, der bleibe auch aus der Schulstube weg.“ S. S. 254.

immer aussehen? Wie willst du dein Haar halten, du deine Finger, du deine Nägel, du dein Taschentuch etc. (Fragen, die sich auf den einzelnen beziehen.) Und warum wollt ihr das alles ordentlich und fleissig besorgen? Es sind alle Schlussfolgerungen zu ziehen.

Rep. von: „Wir wollen gehorsam und fleissig sein." I. 1.
„Wer faul ist, den kann man nicht gebrauchen." I. 2. b.
„Müssiggang ist aller Laster Anfang." I. 4. b.

Wie passt dieser Spruch hierher?

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, da niemand wirken kann"[1].

3) Welche Haustiere pflegen wir? pflegst du besonders? hier? zu Hause?

Wie wollt ihr eure Haustiere behandeln? — Welche Haustiere halten eure Eltern? Warum? Wie werden sie gepflegt? Was geschieht, wenn ein Tier krank ist? Was wollt ihr thun, wenn sie von den Knechten misshandelt werden? — Wie wollt ihr Käfer und Schmetterlinge sammeln? — Wie wollt ihr sie töten? Wie wollt ihr eure kranken Ziegen, Hühner, Stubenvögel behandeln? Warum? Wie könnt ihr sie vor Krankheit bewahren? Stellt eine genaue Ordnung auf, wie ihr eure Tiere pflegen wollt; ihr wollt ja ordnungsliebend in allen Dingen werden. —

Rep. von: „Der gute Mensch . . . . ." V. 1.

Zur Benutzung eignen sich:

„Keinem Würmchen thu' ein Leid." (s. S. 30.)

„Was unser Gott geschaffen hat . . ."

„Klaus ist in den Wald gegangen,
Weil er will die Vöglein fangen . . ." No. 50.

„Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann,
O rühre mein kleines Nest nicht an . . ." Hey. No. 49.

„Steigt das Büblein auf den Baum . . ." Rep.

Ferner: „An das Fenster klopft es: Pick, pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick." Hey.

Bemerkung: Robinsons Tierpflege gebe den Anlass zu gleicher durch die Kinder. Den Zweck derselben charakterisiert Barth („Umgang" S. 25) mit folgenden treffenden Worten:

„Erinnere man sich, dass das Mitgefühl der Schlüssel der Teilnahme ist. Dieses nachempfindende Merken auf die Gemütsregungen anderer ist die Conditio sine qua non für das sympathetische Interesse. Wo treten uns nun die in dem Innern entstehenden und dort wieder verklingenden

[1] Goethe, Sprüche.

Gefühle und Empfindungen reiner und unzweideutiger entgegen, als in der Tierwelt? Das sympathetische Interesse ist ein begleitendes Verweilen bei den Gemütszuständen anderer, es ist ein Übergehen aus dem Merken ins Erwarten, Fordern und Handeln. Welcher Gemütszustand ist nun leichter zu erforschen und zu umspannen, als der der Tierwelt? Hat man darum schon längst die Tiere in allerhand Bild- und Spielwerk dem Kinde nahegebracht, und sind wir von einem ganz anderen Standpunkte aus[1]) zu der Annahme hingedrängt worden, dass, soweit vom Unterricht im Kindergarten die Rede sein kann, in der Oberstufe desselben die Tierfabel den Mittelpunkt einzunehmen hat, und gilt ein Gleiches auch für einen Teil der in die unterste Schulklasse einzuführenden Märchen, so müssen wir hier, um der Einfachheit der in der Tierwelt hervortretenden seelischen Zustände willen fordern, dass mindestens den Zöglingen des Kindergartens und der Elementarschule zum Umgange mit Tieren Gelegenheit und Veranlassung geboten werde. Eine Schule also, welche sich vornimmt, den Umgang zu pflegen, wird, wenn es nicht möglich ist, sie mit einem Ökonomiehof in enge Berührung zu bringen, wenigstens einen kleinen Tierhof oder eine Vogelstube einzurichten haben.“ Siehe ferner S. 52 ff.

Bei Einrichtung eines Tierhofes beachte man die leider noch zu wenig geschätzten Winke von Blosche, die derselbe in seiner 1800 in Gotha erschienenen Schrift: „Werkstätte der Kinder“ giebt.

VII. Robinson wird krank.[2])

Ziel: Wie Robinson krank geworden ist.

1.

Vorbereitung.

Wer liess den Robinson krank werden? Gott, der allmächtige! Aber warum? — und wie? — Wie mochte wohl Robinson zu der Krankheit gekommen sein? — Die Kinder sprechen ihre Vermutungen aus. Wie mag sich die Krankheit gezeigt haben? — Wie ist sie wohl abgelaufen? — — etc.

---

[1]) Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. Bd. II. S. 96 ff.

[2]) Die folgenden Präparationen werden zu regelmässig wiederkehrenden Schritten der einzelnen Stufen, z. B. zur Totalauffassung, nicht besonders auffordern.

Darbietung.

Erzählen des ersten Stückes, bis: „Noch einmal hob er den Kopf empor und blickte starr umher. Dann sank er zurück und wusste nichts mehr von sich.“

Überschrift: Robinson wird krank und bittet seine Eltern und den lieben Gott um Verzeihung.

Besprechung: Wie war wohl Robinson krank geworden? Wer ist von euch schon einmal krank gewesen? Wie ist's euch da ergangen? Ihr seid auch bald heiss, bald kalt gewesen. Wie nennt man diese Krankheit? Wie kam es, dass Robinson mit den Zähnen klapperte? Habt ihr auch, während ihr Fieber hattet, heftigen Durst verspürt? u. s. w. u. s. w.

Vertiefung: Ganz plötzlich, vielleicht durch einen kalten Trunk, durch eine Erkältung wird Robinson krank. Er bekommt Schüttelfrost und heftiges Fieber, Durst, leidet Qualen, — und wie er nun so einsam in seiner schweren Krankheit auf dem harten Lager von Seegras in seiner Höhle liegt, da steigen vor seiner Seele Gedanken an seine Heimat auf. Er denkt nach, wie es zu Hause war, wenn er einmal krank zu Bett lag. Wie da Vater und Mutter, die lieben Eltern, besorgt an seinem Lager standen, ihre Hand auf seine heisse Stirne legten, ihn zudeckten, ihm jeden Wunsch erfüllten, wie sie weinend ihn küssten, wenn die Krankheit sich verschlimmerte, ihn herzten und küssten vor Freude, wenn sich die Krankheit hob. — Und jetzt? Jetzt war er allein, kein Mensch war bei ihm, der ihm helfen konnte, der ihm etwas Milch oder Wasser reichte, der ihn zudeckte, wenn er fror, jetzt war er verlassen. Wer hätte sich um ihn gekümmert, wenn die Krankheit sich noch mehr verschlimmert hätte? Wer hätte ihn begraben, wenn er gestorben wäre, wer hätte um ihn geweint? —

Und wie war es so weit gekommen?

Heimlich war er als leichtsinniger, pflichtvergessener Mensch seinen Eltern, die ihn so von ganzem Herzen geliebt, weggelaufen, ohne Erlaubnis, ohne Abschied; Gottes Gnade hatte ihn aus der Gefahr des Ertrinkens errettet — nun lebte er einsam und verlassen auf der Insel, ohne Menschen, ohne Hoffnung, einmal wieder Menschen zu sehen, seine teuren Eltern wieder umarmen zu können und um Verzeihung anzuflehen. Und nun war er sogar noch krank geworden! Wie schwer hatte er sich gegen seine braven Eltern

versündigt! Was für ein böser Mensch war er gewesen; Gott will, dass die Kinder den Eltern gehorchen sollen, sie in gleicher Weise wieder lieben sollen, — er hatte aber seine guten Eltern in so tiefen und bitteren Kummer und Schmerz versetzt, hatte sie so unglücklich gemacht: wie oft mochten sie sein gedacht haben, wie oft um ihn bitter geweint und geklagt haben! Wie sehnlich haben sie ihn wohl täglich, stündlich zurückerwartet, um ihn an das Herz zu drücken, zu herzen vor Freude! Aber sie hatten nun schon lange vergeblich gewartet: vor Kummer und Gram waren die braven Eltern vielleicht schon grau und alt geworden, so gebückt, grau, alt, wie Robinson seinen guten Vater im Traume gesehen. Noch immer erwarteten sie ihn zurück, noch immer liebten sie ihren einzigen Sohn, hätten sie ihn gern umarmt, geherzt und geküsst! — Im Traum erschien dem kranken Robinson des Vaters gebückte und abgesorgte Gestalt, — des Vaters Stimme rief seinen Namen: „Hier bin ich!“ rief Robinson laut vor Schmerz und Freude, — — o wie gern wäre er seinem Vater um den Hals gefallen, wie gern hätte er seine Eltern fussfällig um Verzeihung gebeten; — ach, dass es nur ein Traum war, ein Gedanke, den er so oft schon gedacht! — —

Die Krankeit verschlimmerte sich immer mehr. — Da dachte er an seinen Tod. Vielleicht war es ihm nie wieder möglich, seine Eltern auf Erden zu sehen, vielleicht konnte er sie nie um Verzeihung bitten! Wie schmerzlich war dieser Gedanke für ihn! — Vielleicht konnte ihm doch noch geholfen werden, vielleicht half ihm der, der ihn nun schon so oft aus jeder Gefahr errettet: Gott! Darum flehte er zu Gott: Lieber Gott, hilf mir doch, denn ich sterbe! Doch da überlegte er sich, ob denn Gott ihm wohl helfen werde, hatte er sich doch so oft und schwer gegen ihn vergangen, hatte er doch die letzten Wochen bei seiner Arbeit den lieben Gott wieder ganz vergessen, hatte er ihn doch lange Zeit wieder nicht gedankt, ihn nicht angefleht, nicht zu ihm gebetet! Hatte er doch den lieben Gott in seiner Jugend und auch jetzt wieder vergessen, vielleicht hatte Gott auch ihn jetzt — vergessen! Es war also keine Hoffnung auf Errettung mehr vorhanden, denn Robinson glaubte, der barmherzige, gnädige, geduldige Gott habe ihn vergessen! —

Und nun, als sei es wirklich so, wurde die Krankheit von Stunde zu Stunde schlimmer, die Adern schwollen an, das Blut wallte in seinem Körper, — jetzt glaubte Robinson, das Ende sei gekommen. Nie wieder konnte er seine teuren Eltern um Verzeihung bitten, nie zu ihnen kommen; — da faltete er seine Hände,

und bat im Geiste seine Eltern um Verzeihung aller seiner Sünden. Wie mag er da wohl für sich geredet haben? — Vielleicht sagte er: Meine lieben Eltern! Ach, verzeiht mir alle meine Fehler, die ich gegen euch begangen; sie thun mir alle herzlich leid. Ich bin ein schlechter Mensch gewesen! Verzeiht mir! Nehmt mich wieder auf als euren Sohn, wenn ich euch im Himmel wiederfinde u. s. w. — — —

Robinson sieht sein grosses Unrecht ein, das er gegen seine Eltern und gegen den lieben Gott begangen hat. Es thut ihm von Herzen leid. Er bittet seine Eltern (und Gott!) um Verzeihung aller seiner Fehler. In alledem gefällt uns Robinson, wenn er auch während der Krankheit mehr Gottvertrauen hätte zeigen müssen. Es ist gut von ihm, dass er sein Unrecht einsieht, dass es ihm leid thut, dass er um Verzeihung bittet![1])

2.

Teilziel: Was ist aus dem kranken Robinson geworden?

Vorbereitung.

Was meint ihr wohl? Wer hätte ihn retten können? Ob Gott ihn wohl noch einmal barmherzig aus der grossen Gefahr errettet hat? Was meint ihr? — Wie wäre eine Besserung wohl möglich gewesen? — Man lasse die Kinder aus ihrer Erfahrung reden. — Was wäre bei Robinsons Tod geschehen? — (Kurz!)

Darbietung.

Erzählung bis zum Schluss.

Überschrift: Robinson wird gesund und dankt dem lieben Gott.

Besprechung: Wie mag Robinson gesund geworden sein? — Warum konnte er nicht gehend die Flasche Wasser holen? — Warum freute sich der Hund? — Wie kam es, dass Robinson so schwach war? — dass er nicht lesen konnte? — Warum that er

---

[1]) Die Frage, ob denn nicht der Tod und die Erlangung des Himmels das beste für Robinson gewesen wären, ist nicht zu beantworten, indem das Kind das Leben als das schönste hinnimmt, jenen Gedanken gar nicht verstehen würde und erst mit der wachsenden Erkenntnis der weltlichen Unvollkommenheit und mit dem Steigen der Sehnsucht nach Erkenntnis des Himmlischen in diesen hohen Gedanken voll und ganz eingeweiht werden soll. — Vergl. Herbart, Über ästhet. Darstellung der Welt. Mannsche Ausgabe II, S. 214.

Fett auf seine Lampe? — Stets ist zurückzugreifen auf das eigene Erlebnis, auf die Krankheiten der Kinder selbst.

Vertiefung: a. Robinson ist wieder gesund geworden! Wer hat ihn vom Tode errettet? Gott, der barmherzige, gnädige, etc. (Erinnerung an „Barmherzig und gnädig etc.") Vater der Menschen, der ihm schon so oft Wohlthaten erwiesen. (Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten etc. S. VI. 1.) Dieser gute Gott hat sich nun Robinson auch als ein allmächtiger Gott gezeigt, der Macht hat über Leben und Tod, der die Menschen sterben lässt, wenn er es für gut findet.

b. Hat Robinson aber auch eingesehen, dass Gott ihn errettet? — Ja, er holte die Bibel, um zu beten. Dabei war ihm das Herz schwer, denn er fühlte ja Reue, so oft den lieben Gott beleidigt zu haben. Und es ward ihm wieder leichter ums Herz, er empfand Trost, als er las, dass ihn Gott in der höchsten Not nicht verlassen hatte. Gott hatte ihn nicht vergessen; vielleicht (Vorblick!) wollte er Robinson noch einmal Gelegenheit geben, seine Eltern auf Erden um Verzeihung bitten zu können.

Es gefällt uns, dass Robinson dem lieben Gott dankt für die Rettung.

Vergleichung.

1. Robinson war krank geworden. Er musste viele Qualen leiden; doch sein grösster Schmerz war, seinen braven Eltern so viel Kummer bereitet zu haben. Nun war er einsam, krank, verlassen; — kein Mensch kümmerte sich um ihn. — Bist du auch schon einmal krank gewesen? Wodurch wurdest du krank? Wie war es dir während der Krankheit? Hast du auch viele Schmerzen ausstehen müssen? Auch Durst? Wer gab dir zu trinken, wer deckte dich zu, wer gab dir die Arznei, wer freute sich, als es besser wurde mit dir? etc. Deine lieben Eltern haben dich so sorgsam, so treu gepflegt. Gewiss wäre es dir recht traurig ergangen, wenn niemand dagewesen zu deiner Pflege. Und warum pflegten dich deine Eltern so freundlich. Sie haben dich lieb. Hast du sie auch lieb? Hast du ihnen niemals einen Schmerz bereitet, hast du sie noch nie betrübt? Und wodurch? Wie oft hast du deinen lieben Eltern nicht gehorcht, wie oft bist du unfleissig gewesen — aber trotzdem pflegten sie dich, trotzdem lieben sie dich mit ganzem Herzen. Sie denken gar nicht daran, dass du sie einmal beleidigt,

betrübt. Hast du aber einmal daran gedacht, dass die Eltern so lieb und gut gegen dich sind, ohne dass du es verdient hast? Hat es dir auch wirklich leid gethan, ihnen Schmerz bereitet zu haben? Hast du sie auch um Verzeihung gebeten? deine Fehler bereut, ihnen versprochen, nun brav und folgsam zu sein, ein gutes Kind zu werden? — Wie viele Kinder denken gar nicht daran, danken den guten Eltern nie, bitten sie nie um Verzeihung. Können sie denn das noch nachholen? Können sie das denn später auch noch thun? —

Vorige Woche ist Frau N. gestorben[1]). Ihre Kinder sind schon gross, so gross wie ihr und eure Mitschüler. Wer hat die Kinder wohl grossgezogen? Wer hat sie gepflegt, genährt, gekleidet? etc. Wer hat an ihren Krankenlagern gesessen, wenn sie krank waren, wer hat sie sorgsam bewacht, um sie gesorgt zu Tag und Nacht? — Die Mutter! — Jetzt ist sie tot. Nie wieder kann sie die Kinder pflegen, kann sie ihnen sagen, was gut und böse ist, nie mehr kann sie für ihre Kinder, die sie so innigst geliebt, sorgen. Ob ihr wohl die Kinder immer recht dankbar für ihre Liebe gewesen? Ob sie ihr wohl stets Freude bereitet? Ob sie ihr wohl immer gehorcht haben, sie nie beleidigt haben? — Und ob sie die gute Muter wohl auch um Verzeihung gebeten, wenn sie dieselbe betrübt hatten? — Vielleicht — vielleicht nicht immer! Können sie es nun noch? Nun ist's zu spät! nun ist die brave Mutter kalt und stumm; nie wieder küsst sie ihre Kinder, nie wieder kann sie zu ihnen sagen: „Ich verzeihe euch!" — Ihr habt gesehen, wie bitterlich die Kinder am Grabe weinten, wie leid es ihnen that, ihr liebes Mütterlein so früh schon verloren zu haben. Warum wohl weinten sie so sehr? Was hätten sie so gern noch einmal gethan? — Aber? —

Ihr, meine lieben Kinder, habt alle euer liebes Mütterlein, euren guten Vater noch, ihr könnt sie alle noch von ganzem Herzen lieben, wie ihr es euch vorgenommen habt. Wollt ihr eure Eltern, die euch alle so herzlich lieben, wieder betrüben? wollt ihr sie wieder beleidigen, ihnen Kummer und Schmerz bereiten? — Was wollt ihr sofort thun, wenn ihr ihnen Sorgen und Schmerzen ge-

---

[1]) Es empfiehlt sich, nur in den allerseltensten Fällen ähnliche zu Herzen gehende Beispiele, die dem Leben der Zöglinge selbst entnommen, — vielleicht den Tod der Mutter eines Zöglings — in Anwendung zu bringen. Die unterrichtliche Einwirkung beschränkt sich zu leicht auf das betreffende Kind, dem die trübe Erinnerung zudem nur bei ganz besonders wichtigen Augenblicken, vielleicht beim Beginn eines moralischen Defekts, vor Augen geführt werden soll. Selbst dann ist noch die Gegenwart der Mitschüler bedenklich. —

schaffen, wenn ihr ihnen nicht gefolgt habt, etc. etc.? — Und wie wollt ihr euch gegen eure Lehrer und gegen fremde Leute verhalten? — Und wenn ihr etwas Böses gethan, was wollt ihr dann thun? — Was wollt ihr euch vornehmen?

2) a. Viele von euch sind schon einmal krank gewesen, wie ihr mir erzählt habt. Wie wurdet ihr krank? Jetzt seid ihr wieder gesund. Wie seid ihr wieder gesund geworden? Wie war es bei euch? — bei Robinson? Wer hat euch wieder gesund gemacht? — Wessen Eltern waren schon einmal schwer krank? Wer hat auch sie wieder gesund gemacht?

b. Was wollt ihr thun, wenn euch der liebe Gott von schwerer Krankheit errettet, wenn er euch eure Eltern gesunden lässt, sie euch gesund erhält? — Warum?

Zusammenfassung.

1) Wenn wir etwas Böses gethan haben, so wollen wir um Verzeihung bitten. Wir wollen nichts Böses wieder thun.

2) a. Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!

b. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!

Anwendung.

1) Gegebene Fälle werden von den Kindern beurteilt. Die Kinder sprechen sich aus, wie sie sich verhalten wollen.

Zur Besprechung:

Die Mutter. No. 84.

„Wer hat das Kind am liebsten?
Das ist sein Mütterlein,
Und keiner auf der Erde
Wird je ihm teurer sein“ etc.

Vergiss nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist. No. 85:

„Ich war so jung und schwach und klein,
Da wiegte mich die Mutter ein“ etc.

Zum Geburtstage der Mutter. No. 86.

„Wer nährte mich an treuer Brust?
Wer trug und küsste mich vor Lust?“ etc.

Ferner ist auf die bekannten Sprüche Bezug zu nehmen:

„Wir wollen gehorsam", I, 1. — „Liebe Vater und Mutter", I, 3. — „Wir wollen dankbar", II, 1. — Wir wollen nie vergessen", II, 2. — „Rufe mich an in der Not", III, 1b. — „Der liebe Gott wird alle Menschen", IV, 1. —

Wie wollt ihr zu euren Eltern sagen, zu euren Lehrern, zu fremden Leuten, wenn ihr sie um Verzeihung bittet? Was wollt ihr euch vornehmen? Wie wollt ihr da sagen?

2) Benutzung der bekannten Sätze:

„Wo die Not", IV, 2a. — „Barmherzig und gnädig", III, 2. — „Rufe mich an", III, 1b. — „Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten", IV, 1. —

Besprechung von:

„O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst."

Einige Strophen.

„Herr, der du mir das Leben
Auch diesen Tag gegeben,
Dich ruf' ich kindlich an.
Ich bin viel zu geringe
Der Dinge, die ich singe,
Die du auch heut' an mir gethan."

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der grosse Dinge thut
An uns und allen Enden;
Der uns von Mutterschoss
Und Kindesbeinen an
Unendlich viel zu gut
Und auch noch jetzt gethan."

Gelernt werden kann nach eingehender Besprechung:

Die Bibel.

„Die Bibel ist ein heilig Buch,
Es steht vom lieben Gott darin,
Und wer es liest mit frommem Sinn,
Dem bringt es Freud' und Glück genug.

Es steht vom Himmel auch darin,
Wie ich hinein einst kommen kann" etc.[1] Hey.

[1]) Die Veränderung ist absichtlich erfolgt. Ebenso oben! Vers 2 tritt später (s. Einheit XIX.) auf.

VIII. Eine unverhoffte Freude.

Ziel: Wie Robinson ganz unverhofft eine grosse Freude erlebt.

Vorbereitung.

Robinson erlebt eine Freude; unverhofft, d. h.? — Was mag es wohl gewesen sein, das ihn so sehr erfreut hat? — Hat er denn schon öfters Freude erlebt? — Ja; aber in der letzten Zeit waren doch auch recht trübe Stunden gekommen, — während der Krankheit. Wer schickt dem Robinson die Freude? Ob Robinson wohl auch sofort an den lieben Gott gedacht hat?

Darbietung.

Erzählen des Textes.

Überschrift: Robinson findet Gerste und freut sich sehr darüber.

Besprechung: Wie kam es, dass Robinson die Pflänzchen nicht eher beobachtet hatte? (Krankheit.) Gerstenähren. Betrachtung derselben. Wie war die Gerste dahin gekommen? Warum verteilte Robinson sein Pulver? Was wäre geschehen, wenn ein Funke in das Pulver gefallen? — Wie entstand das freudige Ereignis? Wie konnten ihm die Körner etwas nützen? Zwei Hände voll? —

Vertiefung: Robinson hatte ja zu essen. Mit seinem Gewehre konnte er sich täglich frisches Fleisch verschaffen. (Wie?) Fehlte ihm noch etwas? — Das Kostbarste, Wichtigste: das Brot fehlte ihm noch. Nun hatte er eine kleine Menge Gerstenkörner, nun konnte er hoffen, nach einigen Ernten auch Brot bereiten zu können. Und wer hatte die Pflänzchen wachsen lassen? Gott hatte ihm die grosse Freude so unverhofft bereitet. Gottes Liebe und Gnade will nicht aufhören für Robinson. Was that Robinson, als er die grosse Liebe Gottes erkannte? — Er dankte Gott und sprach betend: „Unser täglich Brod gieb uns heute!"

Gefällt es euch von Robinson, dass er dem lieben Gott sofort für die Gnade und Liebe dankt? — Robinson erkennt die Gnade und Liebe Gottes und zeigt sich dankbar; und das ist gut von ihm.

Bemerkung. Robinsons Vorsicht mit dem Pulver wird gebührend hervorgehoben. Event. kann ja auch ein entsprechender ethischer Satz erarbeitet werden.

Vergleichung.

Gott schenkte dem Robinson Brot. Schenkt es Gott uns auch? Wer giebt uns zu essen? (Nachweis!) Wer den Tieren in Wald und Feld? Wer sorgt für alle Wesen? Wie geschieht es? Brauchen die Menschen und die Tiere zu sorgen? Um das Wachstum braucht der Mensch und das Tier nicht Sorge zu tragen, aber? Was soll aber der Mensch thun, wenn er erkannt hat, dass Gott ihm Nahrung spendet? — Aber wie ist es mit dem Bettler? Sorgt Gott auch für den? Sorgt er auch für die Armen? — Gewiss! „Wenn die Not am grössten, dann ist Gottes Hilfe am nächsten?" Gott hilft dann schon durch barmherzige Menschen. Freilich straft er auch manchmal die faulen Menschen damit, dass er ihnen kein Brot giebt: sie sind faul, verdienen nichts und kein Mensch will ihnen etwas geben. Wenn sich aber die Menschen bessern, von der Not getrieben wieder zum lieben Gott beten und zur Arbeit zurückkehren, dann sendet ihnen Gott auch wieder Speise und Trank.

Aber giebt denn Gott den armen Menschen selbst Speise und Trank? — Gute Menschen sind seine Werkzeuge. Durch diese sorgt er für alle. — Wir wollen uns bestreben, ein solches Werkzeug Gottes zu sein. Das soll unsre Dankbarkeit gegen Gott sein.

Zusammenfassung.

„Lieber Gott, du giebst zu essen
Allen Wesen in der Welt,
Was da springt in Wald und Feld,
Niemals hast du uns vergessen.

Sorgest auch für mich und schenkest
Heut mir wieder Speis' und Trank;
Lieber Vater, habe Dank,
Dass du so an mich gedenkest!"

Anwendung.

Was wollt ihr beim Mittags- und Abendessen thun? Wer giebt uns auch jede Nahrung? (Beispiele, Nachweis.)

Ist es recht, dass Kinder das Brot verachten, es wegwerfen? Was wollt ihr thun? — wenn ihr Brot im Wege seht?

Gedicht: Das Brot im Wege:

„Im Weg das Krümchen Brot
Tritt nicht mit deinem Fuss“ etc.

Berücksichtigung der bekannten Sätze:

„Wer faul ist, den kann man“ etc., I. 2b. — „Barmherzig und gnädig“, III. 2. — „Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten“ VI. 1. — „Danket dem Herrn“ VII, 2b etc.

Wie passt dieser Spruch hierher: „Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was sollen wir essen“ etc. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an“ etc.

Benutzung von: „Gott sorgt“ von Hey.

„Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
Es hat sein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Not“ etc.

„Lieber Gott, lass uns beim Essen
Deiner Güte nicht vergessen.“

„Du schenkst uns unser täglich Brot;
Auch heute giebst du's, guter Gott.
Wir sagen dir für Speis' und Trank
Von ganzem Herzen Preis und Dank!“

„Zur Saatzeit.“ No. 35.

„Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land“ etc.

„Das Lied vom Samenkorn.“ No. 36.

„Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land“ etc.

„Es regnet, Gott segnet“ etc. 41.

„Sink, o Körnlein, denn hinab,
Sink ins stille, kühle Grab“ etc. 40.

„Wer merkt's am Samenkorn, so klein,
Dass drin ein Leben könnte sein“ etc. 37.

„Ich ging im Walde so für mich hin.“ Goethe.

Der Schulgarten[1]), in dem jedem Kind zu selbständigem Handeln: Säen, Pflanzen, Instandhalten etc., ein Beet überwiesen wird, findet im Anschluss an diese Einheit eine besonders eingehende Würdigung. Die Kinder führen Buch über die Fortschritte ihrer Pflanzen, schreiben die an einzelnen Individuen gemachten Beob-

[1]) Vergl. Barth, Umgang, S. 74 ff.

achtungen selbst in besonders zu dem Zwecke eingerichtete Tabellen oder Hefte, oder lassen sie sich von grösseren Mitschülern eintragen [1]).

IX. Die Ernte.

Ziel: Wie hat Robinson seine Gerstenkörner verwendet?

Vorbereitung und Darbietung.

(Darstellender Unterricht.)

Wieviel Gerste hatte Robinson geerntet? — „Zwei Hände voll." — Was that er damit? — „Er hob sie sich auf bis zur nächsten Aussaat." — Wann war diese? — Auf Robinsons Insel gab es nur zwei Jahreszeiten [2]), eine schöne (d. h.?) und eine Regenzeit. Wann wird Robinson da wohl gesäet haben? (Erinnerung an unsre Winterfrucht.) — „Wenn es regnete." — Und warum? — „Da ging die Saat schnell auf" — „und wuchs rasch in die Höhe." — Aber nach der Regenzeit kam ja die heisse Zeit. War das gut? — „Ja! denn die Hitze brachte die Frucht zur Reife." — So kam die zweite Ernte heran. Wie wird Robinsons Frucht gestanden haben? Kannst du mir ein ähnliches Feld in unserer Flur nennen? — „Die Frucht Robinsons stand so schön, wie das Getreide unterm Berg bei uns." — So kann man sich's denken. An diesem Acker führt ein Weg vorüber. Ihr seid ihn gewiss alle schon gegangen. Der Besitzer des Ackers hat längs des Weges etwas auf den Ackerrand gelegt. Nämlich? — „Dornen, Gesträuch." — Und warum? — „Es soll niemand, kein Mensch und kein Tier, auf den Acker treten." — Grund? - Ob wohl Robinson auch zu fürchten hatte, es könnte ihm etwas zertreten werden? — „Es konnten wilde Ziegen die Gerste zertreten, — abfressen." — Was wird Robinson daher zum Schutze seines Feldes gethan haben? — Er hat auch Dornen

---

[1]) Es sei hingewiesen auf die vom Verfasser herausgegebenen und dem genannten Zwecke entsprechenden „Beobachtungshefte für Pflanzen und Tiere." Verlag von Mauke (A. Schenk) Jena. 1893. 3. Auflage.

[2]) Die Jahreszeiten können auch genau so behandelt werden, wie sie bei uns auftreten, allerdings mit Ausnahme des Winters.

und Gesträuch auf den Rand gelegt und so einen Zaun gebildet." — Ob aber dadurch alle Tiere abgehalten wurden? Konnten nicht auch andere kommen und ihm seine mühevolle Arbeit zerstören; die Gerste fressen. — Welche Tiere fressen die reifen Gerstenkörner gern? „Robinson musste auch die Vögel abhalten." — Gewiss! Eine grosse Menge Vögel suchte täglich sein Feld auf und frass ihm die Körner weg. Wie konnte er sich da helfen? — „Er hätte sie schiessen sollen." — Ob das wohl möglich war? — „Es waren zu viel!" — Wie hat er sich da wohl geholfen? — „Er hatte einige geschossen und sie den andern Vögeln gezeigt." — Aber warum? — „Dass sie erschreckt würden." — So machte es Robinson. Er schoss drei der gefrässigen Vögel und hing sie mitten in seinem Felde auf. Und siehe da? — „Die Vögel kamen nicht mehr so oft" — „sie frassen ihm die Gerste nicht mehr." — Robinson hatte die Vögel auf eine schlaue Weise vertrieben.

Nun kam aber die Ernte. Wie merkte das Robinson? — „Die Körner wurden reif," — „sie fielen aus." — Wie hat Robinson nun Ernte gehalten? Wie geschieht es denn bei uns? — „Die Leute schneiden das Getreide ab mit Sensen oder Sicheln." — Robinson besass aber diese Gegenstände nicht. Wie hat er sich da geholfen? — Wir wissen, Robinson hatte verschiedene Waffen vom Schiffe gerettet, u. a. auch Säbel. Ob ihm nicht ein Säbel nützen konnte? — „Er gebrauchte einen Säbel als Sichel." Und zwar schnitt Robinson nur die Ähren ab (warum?) Und was that er wohl nun mit den Ähren? — „Er trug sie nach Hause." — Aber worin? — „In einem Korbe." — (Die Korbflechterei ist hier zu erwähnen.) — Und was that Robinson wohl nun zu Hause mit den Ähren? — „Er legte sie auf einen Haufen," — „er hat sie ausgedroschen." — Ob er das wohl that? — „Nein; denn er hatte keine Scheune, da konnten einige Körner verloren gehen." — Wie wird er es wohl gemacht haben? — „Er hat mit den Händen die Körner herausgerieben." — Und wie hat er die Körner gereinigt? — (Die Kinder sprechen sich aus.) Wieviel hat Robinson wohl geerntet? — „Er erntete zwei Körbe voll". Erzählung des Textes bis zum Schluss.

Überschrift: Robinson hält seine Gerstenernte.

Erklärung: so weit eine solche noch nötig.

Vertiefung: a. Robinson bebaut sein Feld, sammelt sparsam seine Frucht, trifft Vorkehrungen zum Schutze seines Getreides, wendet eine List an, damit die Vögel ihm nicht seine Felder ver-

wüsten; er ist also strebsam, fleissig. Er muss seine Kraft anstrengen, bei Regen und grosser Hitze draussen im Felde oder in seiner Wohnung sich mit der Gerste beschäftigen, er muss überlegen, nachdenken, um auch sicher etwas zu ernten. In allem gefällt uns Robinson. Es ist gut von ihm, so fleissig und klug Gottes freundliche Gabe zu verwerten.

b. Und Gott giebt zu dem Fleisse und dem Eifer Robinsons auch seinen Segen. Die wenigen Körnlein, die in dem Sacke waren und die er gar nicht beachtet, hat Gott zu Pflanzen wachsen lassen, die Robinson zwei Hände voll Körner gaben. Zu den nächsten Ernten schenkte ihm Gott stets zehnmal mehr, als er säete; dass Robinson zuletzt genug Gerste hatte, um Brot bereiten zu können. Wie gut ist doch Gott gegen Robinson! Wie freundlich schenkt er ihm alles, was er braucht! Gott ist gut gegen Robinson, und alle Gaben, die er ihm sendet, sind gut, wie er selbst.

Vergleichung.

a. Eure Eltern und die Nachbarn müssen auch fleissig arbeiten, doch bauen nicht alle Getreide. Der eine betreibt ein Geschäft, der andere ist Landwirt etc. Aber ihr Brot verdienen sich alle mit fleissiger Arbeit. — Hier ist auf die Arbeitsteilung und die Ergänzung der einzelnen menschlichen Arbeiten, Berufe etc. untereinander hinzuweisen. Der Grund, warum es nicht bei uns genau so sein kann, wie bei Robinson, darf nicht fehlen. Und warum arbeiten denn alle Menschen so fleissig? Gott will, dass alle Menschen ihre Kräfte anstrengen sollen, damit sie leben können, nicht faul und müssig werden. Jeder Mensch soll angestrengt arbeiten, dann wird ihm auch seine Speise wohlschmecken, dann wird er auch gesund bleiben. (Wie ist es mit den Tieren?)

b. Und wenn die Menschen angestrengt arbeiten, dann segnet Gott auch ihr Werk. Sie können sich Nahrung, Kleidung, Wohnung schaffen, werden wohlhabend, bleiben gesund, — dann zeigt sich Gott gut und freundlich gegen die Menschen, und alle Gabe, die er ihnen spendet, ist so gut und vollkommen — den menschlichen Verhältnissen entsprechend — wie er selbst.

Zusammenfassung.

a. Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen!

b. Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von Gott dem Herrn.

Anwendung.

Sollt ihr auch schon fleissig sein? Warum? Wobei könnt ihr es zeigen, dass ihr es sein wollt etc. — Nennt mir gute und vollkommene Gaben Gottes! — Was hat wohl Robinson mit dem Vorrate Gerste angefangen? — Es ist zurückzugreifen auf die Anwendungsstufen der Einheiten VI, 2—VIII. Die bei jenen Einheiten nicht benutzten Stoffe können hier event. Erledigung finden; die übrigen sind zu wiederholen. Von den bekannten Sprüchen sind heranzuziehen:

„Wer faul ist...“, I, 2b. — „Müssiggang...“, I, 4b. — „Unser täglich Brot...“, IV, 2b. — „Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten...“ etc., VI, 1. — „Fleiss ernährt...“, VI, 2a. — „Ich bin der allmächtige Gott...“, VII, 2a. — „Danket dem Herrn...“, VII, 2a. — „Lieber Gott, du giebst zu essen...“, VIII. —

Benutzt werden kann ferner:

Die Ernte: „Hinaus, hinaus ins Feld!
Die Schnitter sind bestellt“ etc. No. 44.

„Sommerszeit, heisse Zeit“ etc. No. 42.

Die Ährenleserin: „Kommt, Kinder, hinaus in das herbstliche Feld!“ etc. ist von den Kindern zu beurteilen.

Tischgebete:

„Gott, dessen Güte immer währet, du giebst uns reichlich, was uns nähret.
Lass deine Gaben uns gedeihn! Lass dankbar uns und mässig sein.“

„Gesättigt sind wir und erquickt, o Gott, durch deine Gaben,
Die wir von dir, der gern beglückt, jetzt froh genossen haben.
Nimm unsres Herzens Dank dafür; mach uns dir ähnlich, gieb, dass wir
Auch gern erfreun und laben! Amen!“

X. Robinson sieht sich weiter auf der Insel um.

Ziel: Überschrift.

Vorbereitung.

Warum sieht sich Robinson weiter um? — Wie hat er sein Vorhaben ausgeführt? Wege, Wegweiser, Führer? — Wie hat er sich gerüstet? — Ob er sich wohl auch gefürchtet hat? Was wird er alles gefunden haben? Wie wird es ihm ergangen sein? etc.

Darbietung.

Erzählung des Textes, event. in zwei Abschnitten.

Überschrift: Robinson sieht sich weiter auf der Insel um.

Besprechung: 15. Juli — Melonen — Weintrauben — Apfelsinen — Citronen — rüsten zur Reise — Papageien — Kokospalme — Schildkröten.[1] — Wie bereitet sich Robinson eine Mahlzeit davon? — Warum schlug er einen Pfahl ein? — Wie kam es, dass er sich verirrte, und wie verirrte er sich? — Auf welchem Wege kehrte er zurück? — Wie konnte Barri eine Ziege fangen? — Warum werden die Ziegen „nützlich" genannt? — Woher hatte Robinson die erste Ziege? etc.

Vertiefung: a. Robinson will seine Insel näher kennen lernen, die Früchte, Tiere, Berge etc., die auf derselben zu finden sind. Er unternimmt zwei Reisen. Er freut sich der schönen, herrlichen Natur. Ohne Furcht, mit Gottvertrauen geht er durch die Wälder; Gott wird ihn schon beschützen, sollte er auch einmal in Gefahr kommen. Und Gott zeigte ihm auch den richtigen Weg wieder, als er sich verirrte. — Es ist recht von Robinson, dass er seine Insel, die schöne Natur kennen lernen will, dass er sich freut über alle Früchte und Tiere, über alles, was er auf seinen Reisen kennen lernt.

b. Robinson sieht, wie schön, vollkommen und herrlich die Natur eingerichtet ist, wie alle Dinge am rechten Platze zu finden (Melonen — Kokospalmen — die Tiere etc.), wie alle Dinge be-

---

[1]) Es können statt der fremdländischen auch einheimische Pflanzen und Tiere genannt werden.

weisen, dass Gott ein guter Vater ist, der freundlich ist mit allen seinen Geschöpfen. Robinson freute sich über die Natur; er sah ein, dass sie wunderbar von Gott geschaffen. Wir loben Robinson.

Vergleichung.

Robinsons Reisen werden mit den Ausflügen der Schule (Maigang und Turnfahrt), mit den sonntäglichen Spaziergängen, mit grösseren und kleineren Reisen der einzelnen Kinder verglichen. Die botanischen, zoologischen, geographischen Funde und Erkenntnisse werden denen Robinsons gegenübergestellt, ebenso die Ausrüstung zur Reise, die Zurücklegung des Weges etc. etc. Aus alledem ist als Erkenntnis herauszuheben:

a. Auch wir reisen; gehen spazieren, um unsere Gegend, die Natur, die Bäume, Tiere etc. genau kennen zu lernen. Die Natur ist schön. Wir freuen uns, wenn wir in der schönen Natur leben können und sie und ihren Schöpfer immer mehr erkennen.

b. Wir kennen in der Natur den lieben Gott, der alle Dinge geschaffen, allen den rechten Platz zugewiesen, alle Wesen gleich freundlich mit allem Notwendigen versehen hat, der ein lieber Vater allen seinen Geschöpfen ist.

Zusammenfassung.

a. O, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freun.

b. Herr! wie sind deine Werke so gross und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!

Anwendung.

Was wollt ihr auf unsern Spaziergängen thun? Erkenntnis und Freude! Wie könnt ihr das beweisen? — Wann geht ihr allein oder mit den Eltern spazieren? Was thust du unterwegs? — Ihr müsst euch bestreben, euch unterwegs immer mit etwas zu beschäftigen; mit Pflanzen, Käfern, Steinen, Versteinerungen; ihr müsst beobachten und dabei fröhlich sein, wenn ihr etwas Neues gesehen, beobachtet, gelernt habt. Warum?

Benutzt werden können als Wiederholung:

„Barmherzig und gnädig". — „Wir wollen uns nicht fürchten". — „Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten". — „Der Mensch soll herrschen über die Tiere". — „Quäle nie ein Tier" etc. — „Danket dem Herrn". — „Lieber Gott, du giebst zu essen". — „Alle gute Gabe" etc. —

Zur Besprechung und zum Erlernen sind geeignet:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Wald und Feld" etc.

Die grüne Stadt:

„Ich weiss euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat" etc.

„In die Ferne möcht' ich ziehen, weit von meiner Heimat hier,
Wo die Bergesspitzen glühen, wo die fremden Blumen blühen,
Blühe neue Wonne mir" etc.

„Die Luft ist blau, das Thal ist grün" etc. No. 30.

„Vöglein im hohen Baum, klein ist's, man sieht es kaum" etc.

„Im Walde möcht' ich leben" etc. No. 48.

Abschied von der Heimat:

„Nun ade, du mein lieb Heimatland" etc. No. 71.

Der junge Matrose: No. 79.

„Ich bin Matros', hier auf dem Sand
Will's mir nicht mehr behagen" etc.

Ferner:

Waldkonzert:

„Konzert ist heute angesagt
Im frischen, grünen Wald!
Die Musikanten stimmen schon,
Hör', wie es lustig schallt!" etc. G. Ch. Dieffenbach.

Buch der Natur:

„Ein grosses Buch ist aufgestellt,
Kein schönres giebts auf weiter Welt" etc. A. Frank.

1. „Beide, Erd und Himmel,
Preisen seine Macht;
Tag und Nacht
Müssen sie beweisen.
Sonn' und Mond,
Das Heer der Sterne,
Was sich regt
Und bewegt,
Lobt ihn nah und ferne.

2. Schau die Werke seiner Hände!
Mensch und Tier
Melden dir
Seinen Ruhm ohn' Ende.
Was wir noch so Kleines nennen,
Gras und Laub,
Selbst der Staub
Giebt ihn zu erkennen.

3. Was auf Bergen und in Gründen,
In der Höh',
In der See
Oder sonst zu finden,
Rühmt die Weisheit
Seiner Werke;
Jeder Wurm,
Blitz und Sturm
Preisen seine Stärke."

B. Schmolck.

XI. Robinson feiert einen Jahrestag.

Ziel: Überschrift.

Vorbereitung.

Jahrestag? Feier desselben? War denn Robinson nicht schon länger als ein Jahr auf der Insel? Und warum feiert er ihn, und wie mag er ihn da gefeiert haben? Feiert ihr auch einen Jahrestag? Geburtstag etc. Wie feiert ihr diese Tage?

Darbietung.

Erzählen des Textes unter event. Benutzung der Gräbnerschen Schilderung (18. Aufl., 1887, S. 126—131) von Robinsons Geburtstag[1]).

Überschrift: Robinson feiert einen Jahrestag.

Besprechung: 30. September — 100 Meilen — Jahrestag. — Warum konnte Robinson keinen Boten senden?

---

[1]) Die schöne Schilderung der Geburtstagsfeier Robinsons (s. o.) benutze der Erzieher thunlichst! Die IV. Stufe der vorstehenden Unterrichtsskizze setzt die Mitbenutzung des genannten Kapitels voraus.

Vertiefung: Es wird gelobt, dass Robinson seiner Eltern gedenkt, denn er beweise damit, dass er sie noch wie früher liebt; dass er Gott für alle Wohlthaten dankt. Stark wird betont, dass er erkennt, wie man Gott als frommer Mensch dienen muss. Robinson ist ein frommer Mensch geworden.

Vergleichung.

Feiert ihr auch Jahrestage? Wie feiert ihr euren Geburtstag? den des Vaters, der Mutter, der Geschwister? — Wessen gedenkt ihr an eurem Geburtstage? — Ihr werdet an Vater, Mutter, Lehrer etc. und endlich an Gott denken. Wie dankt ihr den Eltern und wie Gott? Dankt ihr Gott auch an den anderen Tagen? — Gebete: Morgen-, Tisch-, Schul-, Nachtgebete. Was müsst ihr thun, um auch fromm zu werden wie Robinson? Wie zeigen sich fromme Menschen? (Beispiele!)

Zusammenfassung.

Noch lässt der Herr mich leben; mit fröhlichem Gemüt
Eil' ich, ihn zu erheben; er hört mein frühes Lied.
Zu ihm entzückt mich wieder der Morgensonne Pracht;
Ich falle vor ihm nieder, der sie und mich gemacht.

Anwendung.

Besprochen und gelernt werden kann:

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank."

„Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge" etc. —

„Ach bleib mit deiner Treue
Bei uns, mein Herr und Gott!
Beständigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Not!" —

„In allen meinen Thaten." —

„Wer hat das Kind am liebsten?
Das ist sein Mütterlein." Wiederholung. Lesebuch Nr. 84.

Zum Geburtstage der Mutter:

„Wer nährte mich an treuer Brust?
Wer trug und herzte mich voll Lust?" Nr. 86.

Wiederholung und Erlernung von Morgen-, Tisch-, Abend-, Schulanfang- und Schulschlussgebeten. Hinweis auf allgemeine Jahrestage und die damit verbundenen Festlichkeiten. Wie sollen die Geburts- und allgemeinen Jahrestage von allen und speziell von den Kindern gefeiert, bez. begangen werden? Wie wollt ihr euch täglich, stündlich benehmen, um fromme Menschen zu werden? Rep. der bekannten, dem Thema entsprechenden Sätze.

Zur Besprechung gelange ferner:

Jahr und Tag:

„Zwölf Monat hat das Jahr,
Und wieviel Tage gar?" etc.

Bemerkung: Da das Kapitel „Der Sonntag" weggelassen worden ist, kann diese Einheit Bezug nehmen auf die Heiligung und die Art der Begehung der Sonn- und Feiertage. Anwendung: III. Gebot. — „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke beschicken" etc.

XII. Robinson als Handwerker.

Hauptziel: Wie Robinson ein Handwerker geworden ist.

Es werden die Erzählungen:
Robinson als Tischler,
als Töpfer,
als Fischer,
als Ziegenfänger,
als Bäcker

vorbereitet, dargeboten und besprochen unter Voranstellung entsprechender Teilziele, oder aber, was noch mehr zu empfehlen ist, durch darstellenden Unterricht erarbeitet. Die Eigenart der genannten Stoffe drängt geradezu zur Anwendung der letztgenannten Unterrichtsart, zumal eine Erleichterung durch die Möglichkeit der Vorführung wirklicher Handlungen und Dinge fast bei jeder dieser Erzählungen geboten wird. Das Interesse wird in hohem Masse erweckt, wenn man die Zöglinge wirklich einmal Töpfe formen und weiter verarbeiten, Netze knüpfen, Holzgegenstände fertigen, bez. Holz verarbeiten lässt, die geglückten oder missglückten Erfolge

unterrichtlich verarbeitet und dann auf Robinsons Ausführung überträgt [1]).

Nachdem jeder Abschnitt mit einer Überschrift versehen worden und eine genügende Besprechung erfolgt ist, tritt die Vertiefung des ganzen Stoffes ein. Die präparationsmässige Ausführung der Vorbereitung, Darbietung und Besprechung der erwähnten Erzählungen bleibe, da die Art der Behandlung eine sehr verschiedenartige sein kann, dem Erzieher überlassen.

Vertiefung.

Aus dem faulen, leichtsinnigen, unverständigen, ungehorsamen Robinson ist auf der Insel ein ganz anderer Mensch geworden. Und wie ist das gekommen? War es denn nötig, dass er hier auf der einsamen Insel fleissig war und verständig handelte? Hier sah ihn ja niemand, hier brauchte er sich ja vor niemand zu schämen, hier konnte er leben, wie er wollte. Aber Robinson hatte ja schon eingesehen, dass „Fleiss ernährt, Unfleiss verzehrt“ (Rückgriff auf Einheit VI), dass er es bei faulem Leben zu nichts bringen konnte, dass er gar bald nichts mehr zu essen, keine Wohnung, Feuerung, Licht haben würde. Gott hatte ihm so oft schon helfend und rettend zur Seite gestanden, er hatte ihm schon so oft den Weg zur Erlangung von Nahrung und Wohnung etc. gezeigt, Gottes Wille war es, dass Robinson sich sein Leben erhalten, dass er sich ordentlich nähren, kleiden etc. sollte, — das alles hatte Robinson in der Zwischenzeit erkannt (wobei?): und um sich ein besseres Leben zu verschaffen, um ein besseres Leben zu führen, um Gottes Willen zu erfüllen, wurde er fleissig und strebsam. Er schaffte sich Tisch und Stuhl, um? —; Töpfe etc., um? —; er fing sich Ziegen, Fische, bereitete sich Backwaren, und zu welchem Zwecke? (Es kann hier besonders Robinsons Sparsamkeit noch anerkannt werden, und zwar zur Vergleichung mit Beispielen von Verschwendung und dem Gegenteil aus dem gewöhnlichen Leben und zur Gewinnung eines Satzes; jedoch genügt auch schon eine einfache Anerkennung an dieser Stelle).

Bei diesen Geschäften bedurfte es aber oft einer grossen Anstrengung seitens Robinsons, er musste seine Körperkräfte anstrengen, „im Schweisse seines Angesichts sein Brot essen“, arbeiten

---

[1]) Vergleiche: Barth, Umgang, S. 78, f. — Willmann, Pädagogische Vorträge, 1869, S. 31. Siehe vorn!

bis zur Ermüdung. Dazu ward oftmals sein grosser Fleiss aufgehalten, und zwar dadurch, dass seine Versuche nicht gelangen. Da musste er immer wieder nachdenken, überlegen, sich besinnen, versuchen, (probieren); und wenn wirklich einmal etwas nicht gelang, selbst nach mehreren Versuchen, nach mühevoller Arbeit, (z. B. bei Anfertigung der Töpfe) liess er den Mut nicht sinken, wurde er nicht mutlos und unglücklich (wie früher), sondern fing mit neuer Kraft frisch an, schaffte sich durch Anstrengung, Fleiss, Ausdauer (d. i.?) eine bequeme und schöne Wohnung, gute Nahrung etc. etc.

Zusammenfassung: Wir müssen Robinson loben, dass er ein so fleissiger Mensch geworden ist, dass er sich alles, was er that, überlegte, nicht mutlos wurde, sondern mit Ausdauer seine Pläne ausführte.

Vergleichung.

Habt ihr auch schon zu arbeiten wie Robinson? Nicht so viel, aber doch schon geringere Arbeit. Nämlich? — Schularbeiten: in der Schule und zu Hause. Arbeiten für die Mutter, z. B. Wasserholen, Holzspalten etc. Arbeiten für den Vater: Wegbesorgen, Helfen bei der Arbeit etc. etc. Verrichten wohl alle Kinder diese Arbeiten gern? — Und warum nicht? — Einigen von euch fällt das Rechnen und Lesen schwer. Wie kommt das? Es fehlt der Fleiss. — Wie war Robinson? wie ist er jetzt geworden? wie wäre es ihm sonst ergangen? warum ist er so fleissig geworden? Wie werden die faulen Kinder sein, wenn sie erwachsen sind? wie wird es ihnen dann ergehen? („Wer faul ist, den kann man nicht gebrauchen“ etc.) Was sollen sich die unfleissigen Schüler vornehmen? wie sollen sie werden? — Aber einige von euch sind nun zeitweise fleissig, sie kommen aber doch nicht vorwärts. Was ist hier schuld? Sie überlegen nicht, sie haben keine Ausdauer, verlieren zu schnell die Lust oder gar den Mut. Robinson musste gar viel überlegen, er musste so oft von vorn anfangen, er musste so oft sehen, wie alle Mühe und Sorgfalt und Fleiss vergeblich gewesen waren, (wirklich vergeblich?) musste immer wieder überlegen, wie er sich wohl Tisch und Stuhl, Töpfe, Netz u. s. w. fertigen, Fische und Ziegen fangen und Brot bereiten könnte; — aber Robinson hat nie aufgehört zu arbeiten, fleissig zu sein, er hat nie den Mut und die Ausdauer verloren. Was wäre denn sonst auch aus ihm geworden? Und was wird wohl mit den Kindern werden, die den Mut, die Ausdauer, die Lust nicht haben, fleissig und strebsam zu sein? Ihr kennt

Beispiele, die uns sagen, welchen Lohn der Faule, welchen der Fleissige bekommt. Nennt mir sie! (Frau Holle; Beispiele aus dem Leben.) Anwendung der bekannten Sätze. Auch Repetition der Gedanken aus Einheit VI, 2. — Und will es auch der liebe Gott, dass alle Menschen fleissig sein sollen? Weist es nach! —

Zusammenfassung.

Durch Fleiss, Nachdenken und Ausdauer kann ich viel erreichen, ich darf nur nicht die Lust und den Mut verlieren!

Anwendung.

Beispiele vom Verhalten der Kinder in der Schule und im Leben werden zur Betrachtung und Beurteilung gestellt. — Was willst du thun, wenn dir einmal die Lust fehlt, einen Weg für den Vater zu besorgen, deine Aufgaben zu rechnen, dein Lesestück durchzulesen etc. etc.; wenn du einzelne Aufgaben nicht ausrechnen kannst? Willst du dann gleich allen Mut verlieren? Wie willst du dir helfen? Weitere konkrete Fälle. Benutzung folgender Sätze:

„Wer faul ist“ I, 2b. — „Müssiggang“ I, 4b. — „Wir wollen bei unserm guten Vorsatz“ II, 3. — „Fleiss ernährt, Unfleiss verzehrt“ VI, 2a. — „Der Mensch soll herrschen über die Tiere“ VI, 3a. — „Danket dem Herrn“ VII, 2b. — „Im Schweisse deines Angesichts“ IX, a. —

Wiederholung oder Neubesprechung und Erlernung von:

„Vom dummen Hänschen.“ No. 77.

„Versuchung“. No. 76.

Der Faule:

„Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist?
Ei, wozu denn immer lernen,
Was man später doch vergisst“ etc. No. 75.

Der kleine Zimmermann:

Nichts Schönres giebt es in der Welt,
Als wenn man wandern kann.
Drum kauft' ich mir ein Winkelmass
Und ward ein Zimmermann.“ etc. No 72.

Das Schlaraffenland:

„Kommt, wir wollen uns begeben
Jetzo ins Schlaraffenland!
Seht, da ist ein lustig Leben
Und das Trauern unbekannt.
Seht, da lässt sich billig zechen
Und umsonst recht lustig sein.
Milch und Honig fliesst in Bächen,
Aus den Felsen quillt der Wein“ etc. No. 89.

Rüstigkeit:

„Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind.“ Vers 2 und 3.
Curtmann.

In Rücksicht auf den behandelten Stoff und unter teilweiser Bezugnahme auf die IV. Stufe kann noch behandelt werden:

Das Korn:

„Der Bauer baut mit Müh und Not
Das Korn für unser täglich Brot.“ No. 38.

Die Mühle:

„Es klappert die Mühle am rauschenden Bach
klipp klapp!“ etc. No. 45.

Jägerlieder:

„Im Wald und auf der Heide,
Da such' ich meine Freude,
Ich bin ein Jägersmann!“ etc.

„Im Wald, im grünen Wald,
Da geht der Jäger auf die Jagd“ etc. No. 54.

„Lustig ist das Jägerleben,
Wenn das Jagdhorn hell erschallt“ etc. No. 55.

„Mit dem Pfeil dem Bogen“ etc. No. 58.

Der weisse Hirsch:

„Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch“ etc. Uhland.

Das grosse Fest von Chamisso.

Bemerkung: Die letztgenannten Gedichte können sich aber auch an die heimatkundlichen Besprechungen knüpfen. In beiden

Fällen treten die Stoffe als Anwendungsmaterial auf, um dann dem deutschen Unterrichte event. überweisen zu werden.

XIII. Robinson macht sich Kleider.

Diese Erzählung wird unter Anwendung von darstellendem Unterricht im Anschluss an die letztbesprochenen Stoffe: „Robinson als Handwerker“ behandelt.

Das ethische Moment, das in der Hauptsache dem der letzteren gleicht, wird dem bereits erworbenen angereiht unter Wiederholung der IV. Stufe: „Durch Fleiss, Nachdenken und Ausdauer“ etc. Besonders hervorzuheben ist nur hier noch der edlere Beweggrund, weshalb Robinson sich Kleider fertigte: das Schamgefühl. Nachdem das Bestreben Robinsons, anständig gekleidet zu gehen, herausgehoben und gelobt worden ist, wird es verglichen mit dem bekannter Gestalten (im Gassenbärbli, in Frau Holle etc.) und darauf mit dem Verhalten der Kinder selbst.

Aus der Vergleichung geht als System hervor:

Wir wollen ordentlich und anständig gekleidet gehen.

Auf der Stufe der Anwendung kann das Gedicht:

„Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand!
Aussen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Herzens Wand,
(Dass zusprechen kann im Haus
Reiner Gast aus Himmels Land!)
Kind, die äussre Reinlichkeit
Sei der innern Unterpfand!
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein gehalten dein Gewand!“ (Rückert.)

behandelt werden.

Die präparationsmässige Ausführung überbleibt dem Erzieher.

XIV. Robinson baut sich einen Kahn.

Ziel: Wie Robinson sich einen Kahn baut und ihn benutzt.

1.

Vorbereitung und Darbietung.

Der Text (1. Abschnitt), durch darstellenden Unterricht zu erarbeiten, würde sich gestalten:

> Robinson hatte bis jetzt zu Fuss seine Insel fast ganz durchsucht; nun wollte er auch einmal um sie herumfahren. Er hatte aber kein Boot. Deshalb ging er sofort an die Arbeit, um sich ein Boot zu machen. Er suchte sich einen grossen Baum aus. Fast eine Woche brauchte er, ehe er ihn umgehauen hatte. Dann höhlte er ihn aus. Seine Geduld hierbei war zu bewundern, aber nach einem Monat war er fertig.

Überschrift: Robinson baut sich einen Kahn.

Besprechung, soweit eine solche noch nötig ist.

Vertiefung: Siehe Einheit XII. S. 65.

2.

Teilziel: Wie Robinson seinen Kahn benutzt.

Vorbereitung.

Die Kinder sprechen sich über die Möglichkeiten aus. Wie musste Robinson denn bei einer Bootfahrt ausgerüstet sein? — Wie musste er rudern, das Segel anbringen? — Wie wird es ihm auf dem Meere ergangen sein? —

Darbietung.

Erzählen des Textes (2. Abschnitt), und zwar in dieser Form:

> Sein Boot war sehr gross geworden, und er musste deshalb über eine Woche lang arbeiten, um dasselbe vom Bauplatze aus ins Meer zu bringen. Das hatte aber viel Anstrengung gekostet. Doch jetzt schaukelte sich das Boot

in den Wellen und weckte in Robinson die Lust von neuem, einmal um die Insel herumzufahren. Bereits am folgenden Tage rüstete er sich zur Abfahrt. Er nahm etwas Brot, Fleisch und frisches Wasser, ferner seinen Schirm, sein Gewehr und eine lange Ruderstange mit ins Boot und fuhr ab. Anfangs war das Fahren auf dem Meere eine grosse Freude für Robinson, doch plötzlich trieben die Wogen den Kahn immer weiter vom Ufer weg. Sofort ruderte Robinson mit seiner Stange; doch so viel Kraft er auch anwandte, das Boot wurde immer weiter ins Meer getrieben. Er sah die Insel schon nicht mehr deutlich, nur noch die Berge konnte er erkennen; zuletzt sah er nur noch einen schwarzen Landstreifen. Da ward Robinsons Angst sehr gross. Wie sollte er wieder ans Land kommen? Und was sollte aus ihm auf dem weiten Meere werden? Gewiss musste er nun verhungern und verdursten. „O, du glückselige Insel, ach könnte ich dich doch wieder erreichen!“ so rief er mit Thränen in den Augen und breitete die Arme nach der Insel aus. —

Glücklicherweise drehte sich bald der Wind, und die Wellen des Meeres trieben das Boot wieder dem Lande zu. Da wuchs auch Robinson der Mut. Er ergriff seine Ruderstange und ruderte mit aller Kraft. Er kam dem Lande immer näher, und als die Sonne unterging, stand er glücklich gerettet wieder am Ufer. Kaum aber fühlte er festen Boden unter seinen Füssen, als er auf seine Knie niederfiel und dem lieben Gott von ganzem Herzen für die Errettung aus dieser Gefahr dankte. Dabei gelobte er, sich niemals wieder allein aufs Meer zu wagen.

Überschrift: Robinson ist unvorsichtig, wird aber von Gott errettet.

Besprechung: Warum nahm Robinson Nahrung mit? Waffen? Wie war es möglich, dass ihn die Wellen dem offenen Meere zutrieben? Wie wurde Robinson gerettet? — — Was wäre mit ihm auf dem Meere geschehen, wäre sein Kahn nicht ans Land getrieben worden? — etc.

Vertiefung: a. Robinson baute sich einen Kahn, um seine Insel näher kennen zu lernen, und das war recht von ihm. Robinson aber kannte das Meer, wusste, wie gefährlich es war, darauf zu fahren. Trotzdem fuhr er in dem Boote ohne Steuer vom Lande ab. Die Wellen ergriffen sein Boot und trugen es ins Meer hinaus. Robinson war sehr unvorsichtig. Er hatte mit frischem Mute jede Arbeit begonnen und so auch gewagt, auf dem Meere zu fahren. Aber diesmal war sein Mut zu gross gewesen, hatte er nicht gründlich genug überlegt, war er mutwillig gewesen. Sein Mutwille wurde

aber auch hart bestraft. Wie leicht wäre er verloren gewesen. Es war nicht gut von Robinson, dass er sich mutwillig einer grossen Gefahr aussetzte.

b. Und wer errettete Robinson aus der Gefahr? Gott, der ihn so oft schon errettet, der sich schon so oft freundlich und gut gegen ihn gezeigt. Warum errettete er aber auch den übermütigen und mutwilligen Robinson? Wie zeigte sich Gott auch diesmal?

Vergleichung.

1) Siehe Einheit XII.

2) a. Giebt es auch Kinder und Erwachsene, die sich mutwillig in Gefahr begeben? Gebt mir Beispiele an! Der Erzieher fügt einige hinzu. Alle diese Personen kennen die Gefahr (beim Sprung, Tauchen, Laufen, Rennen, Trinken nach Erhitzung, Baden etc. etc.), wissen, dass sie ihr Leben dabei verlieren können (Beispiele hierfür!), und trotzdem wagen sie die That. Sie sind mutwillig, übermütig, leichtsinnig, sie *versuchen* den lieben Gott!

b. Alle straft der liebe Gott: indem sie ihre Glieder verletzen, eine furchtbare Angst ausstehen. Viele straft Gott mit dem Tode! —

Aber in vielen Fällen zeigt er sich doch als der barmherzige Vater, der dem leichtsinnigen Menschen verzeiht und ihm nur die Lehre giebt, künftighin vorsichtiger zu sein.

Zusammenfassung.

1) Siehe Einheit XII.

2) a. *Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, kommt leicht darin um.*

b. Wiederholung von: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte.“ — „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“

Anwendung.

Zu 2.

Beispiele und Verhaltungsmassnahmen werden besprochen.

Zu wiederholen ist:

„Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten“ etc. VI, 1; — „Wir wollen bei unserm guten Vorsatz“ II, 3; — „Rufe mich an“ III, 1b; — „Wo die Not“ etc. IV, 2a; — „Ich bin der allmächtige Gott“ etc. VII; — „Noch lässt der Herr mich leben“ etc. XI. —

Wie passen diese Sprüche zu unserer Geschichte:

„Vorgethan und nachbedacht
Hat manchen in gross Leid gebracht.“

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ (ev.)

XV. Eine neue Entdeckung.

Ziel: Robinson macht eine wichtige Entdeckung.

1.

Vorbereitung.

Die Kinder geben Möglichkeiten an. Was machte die Entdeckung zu einer wichtigen? Robinson musste mit betroffen sein. Sie konnte ihm Glück oder Unglück bringen. Da kam es nun auf sein Gottvertrauen an. Wie wird sich Robinson wohl im letzten Falle gezeigt haben? Was meint ihr? Erinnerung an die früheren Beweise des mangelnden Gottvertrauens.

Darbietung.

Erzählung des ersten Stückes:

Robinson lebte nun schon viele Jahre allein auf seiner Insel. Da trat er eines Tages einen Gang nach dem Meere an. Plötzlich blieb er stehen. Im Sande sah er eine Fussspur. Sie musste von einem Menschen sein, vielleicht gar von einem Wilden. Er geriet in Angst, ging langsam weiter und entdeckte noch mehr Spuren. Da ward seine Angst noch grösser, und im schnellsten Laufe eilte er nach seiner Wohnung zurück. Als es Nacht ward, konnte er vor Furcht nicht einschlafen. Er dachte die Wilden könnten wiederkommen, seine Felder verwüsten, seine Ziegen töten und auch ihn umbringen.

Wochenlang lebte er in Furcht und Zittern. Er hatte sogar alles Gottvertrauen verloren. — Als er sich eines Morgens auf seinem Lager nochmals alles überlegte, dachte er wieder an die Worte der heiligen Schrift: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“ Da wurde er wieder ruhiger und besorgte wieder wie früher seine Geschäfte, die ganz in Unordnung geraten waren.

Überschrift: Robinson entdeckt die Fussspur.

Besprechung: Fussspur. Zeigen einer solchen im Sande oder in weichem Boden. Konnte die Fussspur nicht von Robinson selbst herrühren? Konnte sie nicht schon sehr alt sein? Nein, denn Robinson trug ja Leder an seinen Füssen, seine Fussspur war eine ganz andere; auch wäre die Fussspur nach wenigen Tagen schon durch den Regen oder die Meereswellen verwischt worden. Die Fussspuren konnten nur von einem Wilden herrühren. Wilden? Erklärung! — Robinson sah dann noch mehr Spuren. Gewiss waren hier Menschen eingestiegen. Konnte das lange her sein? — Robinson lebte in Furcht und Zittern. — Wie kam es, dass seine Geschäfte in Unordnung geraten waren? etc.

Vertiefung: Robinson machte eine wichtige Entdeckung. Welche Folge hatte sie? Er bekam einen Schrecken; er geriet in Angst; Furcht und Zittern kam über ihn. Warum? Er glaubte, die Wilden könnten seine Insel abermals besuchen und dann alles das, was er geschaffen, vernichten und ihn selbst umbringen. — (Aber warum sollten das die Wilden thun?) Wir können uns schon denken, dass Robinson, der viele Jahre lang auf der Insel gelebt hatte, ohne jemals etwas von einem Menschen bemerkt zu haben, über die neue Entdeckung sehr erschrocken war. Gewiss wäre es uns allen auch so ergangen. Dass aber Robinson wochenlang in Angst, Furcht und Zittern dahinlebt, gefällt uns nicht von ihm. Wie oftmals war er schon in schwerer Gefahr und grosser Not (Beispiele!!) gewesen, wie hatte er jedesmal die grosse Gnade Gottes erfahren müssen. Gott hatte ihn auch jedesmal errettet; und nun? verlor Robinson abermals alles Gottvertrauen. Er glaubte, die Lebensgefahr etc. schon so nahe, dass eine Rettung ganz unmöglich. — Es gefällt uns nicht von ihm, dass er furchtsam und ängstlich war. Er hätte an Gott, der ihn schon so oft errettet, denken und auf seine Barmherzigkeit vertrauen sollen. Es freut uns, dass er endlich, getröstet durch den Spruch: Rufe mich an etc., ruhig wird und dass wieder Gottvertrauen in sein Herz einzieht.

2.

Es ist zurückzugreifen auf das vorige Hauptziel.

Vorbereitung.

Ob Robinson wohl noch mehr entdeckt hat? Was? Wie wird er sich nun verhalten haben? Weshalb kamen die Wilden auf seine Insel? (Vielleicht wollten sie ein Fest abhalten) etc.

Darbietung.

Erzählen des zweiten Stückes.

Zwei Jahre vergingen, und Robinson hatte nichts von wilden Menschen bemerkt. Er streifte wie früher auf seiner Insel umher und machte sich keine Sorgen mehr. Eines Tages glaubte er in grosser Entfernung von der Spitze seines Berges aus ein Boot auf dem Meere zu sehen. Er wusste aber nicht, ob es ein Boot mit schiffbrüchigen Menschen oder mit Wilden war. Wenn er sein Fernrohr, das vom Schiffe stammte, bei sich gehabt hätte, würde er es erkannt haben. Er machte sich noch über das Boot allerlei Gedanken, da sah er plötzlich, als er etwas seitwärts schaute, am Ufer Rauch aufsteigen. Er lief dem Ufer zu und schlich vorsichtig näher. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihm dar. In dem rauchenden Feuer lagen verkohlte Menschenteile, Hände, Füsse, Schädel. Die Wilden waren dagewesen und hatten ihren Göttern geopfert. Robinson starrte lange auf die Überreste hin, dann musste er sich wegwenden, denn so übel war es ihm geworden. Von nun an stieg er jeden Tag mit seinem Fernrohre auf den Berg, um sich nach allen Seiten genau umzusehen. Denn er dachte, die Wilden könnten wiederkommen.

Überschrift: Robinson findet den Opferplatz.

Besprechung: Fernrohr. — Was hat sich am Ufer dargeboten? (Es ist möglich, dass der Begriff „Menschenfresser“ hier schon gebracht wird von Kindern, denen der „Robinson“ von ältern Geschwistern bekannt; jedoch unterlasse der Erzieher absichtlich ein näheres Eingehen auf die weiteren Umstände, welche mit dem Worte im Zusammenhange stehen; er unterdrücke es wenn möglich ganz).

Vertiefung: a. Robinson fand am Meerufer Teile von menschlichen Körpern. Wie kamen sie dahin? Wilde Menschen (d. sind?) hatten andere Menschen getötet, verbrannt. Aber warum? Sie beteten nicht wie wir den lieben Gott an, der droben im Himmel, bei uns, im Wald, auf dem Felde, auf dem Meere, — der überall ist; sondern sie glaubten an viele Götter. So meinten sie auch, das Feuer sei ein Gott, und beteten es deshalb an. Das Feuer brannte oftmals ihre Wohnungen, Dörfer, Felder, Wälder nieder, Feuer brach unter furchtbarem Donner aus der Erde (Erdbeben), Feuer sprang wie eine Schlange vom Himmel auf die Erde, und wen diese Schlange traf, der musste sterben. (Erklärungen!) Das Feuer musste — in

den Augen der Wilden — ein fürchterlicher Gott sein, der mit den Menschen stets böse war, der sie nicht liebte, der nie mit ihnen zufrieden war. So dachten sich die Wilden ihren Gott des Feuers. Und um ihn gut und freundlich zu machen, um ihn zufrieden zu stellen, verbrannten sie einen Menschen. Sie glaubten, so etwas gefalle dem Feuergotte, damit könnten sie ihm Liebe beweisen. Sie verbrannten einen Menschen, vielleicht auch einen Wilden, den sie gefangen genommen, der sich verirrt hatte, den sie heimlich gestohlen hatten (wo?) — von einem andern, vielleicht feindlich gesinnten Stamm. Und wie haben sie da wohl den armen Menschen geopfert? (kurz!!) Sie sahen seine Qualen, hörten sein Klagen — aber sie kannten keine Barmherzigkeit, sie waren roh — gefühllos — sie waren Wilde. —

Aber ist denn das Feuer ein Gott? Wer hat es den Menschen gegeben, dass sie es benutzen sollen zu guten Zwecken? Wie benutzen wir es denn? Ist das Feuer auch gefährlich? Aber ist dann der Feuergott die Ursache? Wer hat allein Gewalt und Macht über das Feuer? Der liebe Gott ist der Mächtige, der allein Gewalt über das Feuer hat, über alles der Herr ist.

Aber wussten das die Wilden auch? Hatten sie noch nie etwas von dem lieben Gott gemerkt? von dem einen Gott? O ja! aber sie glaubten, die guten Gaben schenke ihnen ein guter, freundlicher, aber anderer Gott. Sie wussten noch nichts von dem einen, lieben Gott, den wir anbeten, lieben, dem wir vertrauen, von dem wir wissen, dass er alle Menschen, ob es Menschen wie wir oder Wilde sind, gleich liebt.

(Es kann event. noch eine weitere Überlegung angeknüpft werden: worin die Wilden doch ein Vorwurf trifft, nämlich in dem mangelnden Streben nach Erkenntnis)!

Wir wissen: Es ist nur ein Gott. Das ist unser lieber himmlischer Vater. Andre Götter giebt es nicht.

b. Dass die Wilden einen Menschen töten, ihm Qualen bereiten, ihn langsam verbrennen, das ist grausam. Sie hatten gewiss schon alle Schmerzen (Brandschmerzen) etc., erduldet, wussten, wie furchtbar es war, verbrannt zu werden; das alles aber fühlten sie nicht, sie kannten keine Gnade, Barmherzigkeit. — Gott hat dem Menschen das Leben gegeben, und Gott allein kann es ihm auch wieder nehmen; sonst niemand. Es war daher unrecht und grausam, einen Menschen zu töten, auf so schreckliche Weise zu opfern.

Vergleichung.

1. Beispiele aus dem Leben Robinsons und dem der Kinder als Belege für Gottvertrauen oder Mangel desselben werden mit dem Benehmen Robinsons verglichen. Es wird hervorgehoben, dass Mangel an Gottvertrauen, Mangel an Liebe ist, dass man Gott lieben und ihm vertrauen soll — unter allen Umständen.

2. Da geeignete Vergleichungsstoffe im Gedankenkreise der Kinder fehlen, so ist Robinsons — der Kinder — Ansicht derjenigen der Wilden gegenüberzustellen und zu folgern, was auf der Stufe der Zusammenfassung genannt wird.

Zusammenfassung.

1) Wir sollen Gott über alle Dinge lieben und ihm vertrauen.

2) a. Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst nicht andre Götter haben neben mir.

b. Du sollst nicht töten!

Anwendung.

1) Wiederholung der bekannten Sprüche:

„Not lehrt beten"; — „Rufe mich an"; — „Barmherzig und gnädig"; — „Wir wollen uns nicht fürchten"; — „Ich bin der allmächtige". —

Wie wollt ihr euch verhalten, wenn ihr eine wichtige Entdeckung macht; erfahrt, dass die Eltern, Geschwister schwer krank — ein Unglück geschehen? Vertrauen! — —

2) a. Nennt mir Götter der Wilden. Sind es Götter? Gott, unser Vater ist stets die Ursache. Er ist der Mächtige. Ausser ihm giebt es keine Götter! —

b. Werden in unseren Tagen noch Menschen getötet? Warum? — Es ist kaum anzunehmen, dass die erste Frage auf Kenntnis stösst. Mitberücksichtigung des „feinen" Mordes. —

XVI. Neue Landung der Wilden.

Ziel: Die Wilden kommen!

1.

Vorbereitung.

Wohin? Was wollen sie? Wen wollen sie opfern? Wie werden sie das ausführen? Und Robinson? Wie wird er sich zeigen? Ob Robinson nichts thun wird? Was könnte er thun? etc. Nennt Robinsons Verteidigungs- und Schutzmittel (Flinte, Säbel etc.).

Darbietung.

Erzählen des ersten Stückes.

Wieder war beinahe ein Jahr verflossen. Robinson hatte starkes Heimweh, und er sann nach, wie er wohl die einsame Insel verlassen könnte. Er träumte oft von seiner Heimat und seinen Eltern.

Da sah er eines Morgens 20—25 wilde Menschen in fünf Kähnen am Ufer landen. Sie schleppten Holz herbei, machten ein grosses Feuer und tanzten eine zeitlang um dasselbe herum. Dann holten sie aus den Kähnen zwei gefesselte Wilde herbei, banden sie los und waren eben daran, sie zu opfern, als einer der Gefangenen sich losriss und mit grosser Schnelligkeit gerade nach der Gegend lief, wo Robinson stand. Sofort machten sich zwei Wilde auf, um den Flüchtling zu verfolgen. (Die andern begannen, den zweiten Gefangenen zu opfern.) Der Flüchtling war seinen Verfolgern ein grosses Stück voraus. Zwischen ihm und Robinson befand sich eine Bucht. Diese musste der arme Wilde durchschwimmen. Er warf sich in das Wasser, und in etwa 30 Stössen hatte er das andere Ufer erreicht. Seine Verfolger brauchten noch einmal so lange, um die Bucht zu durchschwimmen, währenddessen der Flüchtling eiligst weiterrannte.

Überschrift: Die Flucht des Gefangenen.

Besprechung: Robinson hatte starkes Heimweh. Wie kam es? Er lebte einsam, verlassen auf der Insel. Er hatte niemand, mit dem er reden, sich unterhalten konnte. Jahrelang hatte er keine menschliche Stimme gehört. Da können wir uns denken, dass es

dem armen Robinson doch recht einsam geworden ist, dass er sich nach seiner Heimat gesehnt hat, dass er selbst in der Nacht während des Traumes sich mit seinen Eltern und seiner Heimat beschäftigt hat. Da wurde seine Einsamkeit plötzlich unterbrochen. Die Wilden kamen, um? — zu opfern. Wie viele waren es? Was thaten sie? Woher kamen sie wohl? Nicht weit von Robinsons Insel musste eine andre Insel oder Festland sein. Was that der eine Gefangene? Wie riss er sich los? Wie kam es, dass er den Verfolgern ein Stück voraus war, dass er nur halb so viel Stösse brauchte beim Durchschwimmen der Bucht, als seine Feinde? (Todesangst!) Warum verfolgten ihn nicht alle? — etc.

Vertiefung: Das Unrecht des Götzendienstes, des Menschenopfers wird entsprechend verurteilt, die Flucht des Gefangenen als berechtigte Notwehr erkannt. Im übrigen siehe Einheit XV, 2.

2.

Teilziel: Was ist aus dem armen Flüchtling geworden?

Vorbereitung.

Was meint ihr? Was wird mit ihm geschehen sein, wenn ihn die Verfolger eingeholt? Oder wäre er zu retten gewesen? Wer hätte ihn retten können? Wer hat Robinson so oft aus Lebensgefahr gerettet? Wie hätte Gott dem armen Wilden gnädig sein können?

Darbietung.

Erzählen des zweiten Stückes.

Jetzt war für Robinson der Augenblick gekommen, den Unglücklichen zu retten. Er hatte seine Flinte bei sich und befand sich in wenigen Minuten bei dem Flüchtlinge. Er rief ihm zu, doch der arme Wilde war darüber so erschrocken, dass er zu Boden fiel. Unterdessen waren die Verfolger ganz nahe herbeigekommen. Robinson hatte seine Flinte mit Schrotkörnern geladen. Er legte auf beide an und drückte ab. Es gab einen lauten, dröhnenden Knall. Die Verfolger stürzten vor Schrecken nieder. Die Schrotkörner waren ihnen ins Fleisch gedrungen, hatten sie aber nicht schwer verletzt. Doch der donnerähnliche Schuss hatte ihnen einen so furchtbaren Schrecken eingejagt, dass sie eiligst die Flucht ergriffen. Auch der Flüchtling zitterte

vor Schrecken am ganzen Körper. Robinson gab ihm durch Zeichen der Freundschaft zu verstehên, dass er sich nicht fürchten solle; und nun erst kam der Wilde näher heran, kniete dabei häufig nieder, warf sich endlich vor Robinson mit dem Gesicht auf den Boden und setzte den Fuss Robinsons auf seinen Nacken. Robinson hob ihn auf und gab ihm zu verstehen, dass er ihn in seinen Schutz nehmen wolle. Dann führte er ihn in seine Wohnung, gab ihm zu essen und hiess ihn, sich hinzulegen und auszuruhen. Nach kurzer Zeit war der Wilde auch eingeschlafen. Robinson stieg nun auf den Berg, um nach den Wilden zu sehen. Er sah, wie sie eilig in die Boote sprangen und schnell abfuhren.

Überschrift: Robinson rettet den Flüchtling.

Besprechung: Wie sah Robinson aus? Kleidung, Flinte etc. Warum war der Wilde erschrocken? — Einen solchen Menschen hatte er noch nie gesehen. Warum schoss Robinson nicht mit Kugeln? Wie kam es, dass die Wilden zu Boden fielen? Sie hatten noch niemals gesehen, dass ein Mensch durch ein Rohr Feuer blasen könne, dazu mit einem so furchtbaren Donner. Das konnte nur ihr Gott des Feuers. Was werden sie gedacht haben? welche Folge hatte das? Robinson sah, dass die Wilden eiligst abfuhren. (Sie hatten ihr Opfer gebracht;) die Erzählung ihrer beiden Genossen hatte sie aber so furchtbar in Angst versetzt, dass sie eiligst flohen. Vor wem? — Auch der Flüchtling zitterte an allen Gliedern. Wie kam das? Zeichen der Freundschaft? Was wollte der Flüchtling zeigen, indem er sich niederwarf? den Fuss Robinsons auf seinen Nacken stellte? Wie wird Robinson ihm Zeichen gegeben haben, dass er ihn in seinen Schutz nehmen wollte? Warum nötigte er den Wilden, zu schlafen? etc.

Vertiefung: Robinson sah den Wilden fliehen. Er sah die Verfolger. Der Flüchtling durchschwamm die Bucht; die Verfolger auch. Jetzt war es leicht möglich, dass die Feinde den armen Wilden einholten, nach ihm schossen (womit!) — und was wäre dann mit ihm geschehen? Nein, das durfte Robinson nicht dulden. Die Wilden hatten kein Recht, einen Menschen zu töten, zu opfern, auf so qualvolle Weise umzubringen. Das durfte nicht geschehen. Doch wie konnte Robinson da helfen. Da hätte er ja töten müssen, nämlich die Verfolger, damit sie nicht auch ihn selbst ergriffen oder den übrigen Mitteilung machten. Doch töten wollte Robinson nicht. (Die Wilden wussten ja nicht, welch grosses Unrecht sie thaten, sie glaubten ja, ihrem Feuergotte einen grossen

Gefallen zu erweisen.) Robinson musste schnell handeln. Da dachte er daran, dass er wohl den Wilden einen furchtbaren Schrecken einjagen könnte, ohne sie ihres Lebens zu berauben. Und das that er denn auch! Wie? Er erreichte seinen Zweck. Die Verfolger flohen. Die übrigen Wilden verliessen furchtsam die Insel. Der Wilde, der Flüchtling war gerettet. Robinson hatte dem armen Unglücklichen, der von den grausamen Wilden unschuldig zu Tode gequält werden sollte, das Leben gerettet. Er war freundlich gegen ihn, nahm ihn in seinen Schutz. Er war also barmherzig gegen den Wilden (sowohl, als auch gegen die Verfolger), der ja auch ein Mensch war, wie er selbst. Und diese Barmherzigkeit ist ein schöner Zug an Robinson, den wir loben müssen.

Vergleichung.

1) Siehe Einheit XV.

2) Robinson war barmherzig gegen den Wilden, und das war recht von ihm. Aber wer hatte Robinson geboten, Barmherzigkeit an dem Wilden zu üben? — Gott hatte dem Robinson so oft geholfen aus schwerer Not, er war so oft barmherzig und gnädig gegen ihn gewesen: beim Schiffbruch, bei den Hungerqualen, bei der Krankheit etc. etc. Nun wollte auch Robinson einmal barmherzig sein, wie Gott sich so oft gezeigt. (Robinson war das Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit.) Giebt es auch bei uns barmherzige Menschen? Beispiele. Befreier aus Not. Erretter. Wohlthäter gegen Arme etc. Weitere Belege für werkthätige Barmherzigkeit der Menschen bei Notlagen der Nächsten. Warum sind alle diese Leute barmherzig gegen ihre Nächsten? Gott zeigt sich so oft gnädig, barmherzig, freundlich gegen die Menschen. Er will auch haben, dass die Menschen untereinander barmherzig, freundlich, gnädig (konkrete Fälle!) sein sollen.

Zusammenfassung: Warum sollen wir barmherzig sein?

Zusammenfassung.

1) Wiederholung: „Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst nicht andre Götter haben neben mir!“ — „Du sollst nicht töten!“ —

2) Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater auch barmherzig ist!

Anwendung.

1) Siehe Einheit XV, 2.

2) Wie könnt ihr Kinder untereinander schon barmherzig und freundlich sein? Wie wollt ihr euch verhalten, wenn eins eurer Geschwister, einer eurer Kameraden in Not gerät? (Konkrete Fälle!) Werner und Gustel hatten sich gestritten. Gustel hatte Werner sogar geschlagen. Da musste ich Gustel strafen. Er sollte dableiben. Was that Werner? Er bat mich, den Gustel nicht zu strafen. Gustel würde es gewiss nicht wieder thun. Wie war Werner? War es schön von ihm? Ähnliche Fälle. Sprüche. Sätze. Gedichte. —

XVII. Robinson macht genauere Bekanntschaft mit seinem Wilden.

Ziel: Wie Robinson seinen Wilden genauer kennen lernt.

Vorbereitung.

Viele Stücke dieser Einheit können durch darstellenden Unterricht erarbeitet werden. Sollte der Erzieher die Erzählung der Erarbeitung vorziehen, so trete er nach entsprechender Vorbereitung, die die Möglichkeiten bez. der Art der Bekanntschaft Robinsons mit Freitag und Ausblicke auf Robinsons und Freitags sittliches Verhalten zu einander berücksichtigen muss, in die Darbietung ein.

Darbietung.

Erzählen des Textes in mehreren Abschnitten. Je nach dem Stand der Schule können dem angegebenen Texte Erweiterungen aus „Gräbner" angefügt werden (S. 260: „Der fremde Gast").

Überschrift: Überschrift der Einheit. Jedes Stück kann auch mit einer Einzelüberschrift versehen werden.

Besprechung: Sie wird sich zumeist durch den darstellenden Unterricht erledigen.

Vertiefung: a. Robinsons Benehmen gegen Freitag wird einer Kritik unterzogen. Es wird anerkannt, dass Robinson freundlich gegen Freitag ist, dass er ihm gute Lehre giebt, ihn kleidet (Scham), behilflich ist, ihm die Dinge erklärt etc. Robinson thut das alles, weil er sieht, dass Freitag ein guter Mensch, und er sich verpflichtet fühlt, dem Ungebildeten, Unwissenden von seinen Kenntnissen mitzuteilen. Er knechtet den Freitag nicht, und wenn er ihn auch einen Diener nennt, so behandelt er ihn doch wie einen Bruder. Das ist edel und schön von Robinson.

b. Freitag nimmt Robinsons Lehren gern und freudig auf, ist fleissig und folgsam. Er zeigt sich für Robinsons Freundlichkeit als ein dankbarer Diener und Schüler; — und das ist zu loben.

Zusammenfassung.

Vergleichung.

a. Das Verhältnis der Geschwister, Kameraden, Schulkinder untereinander wird demjenigen der beiden Personen dieser Einheit gegenübergestellt. (Als Vergleichungsstoffe können dienen: Strohhalm, Kohle und Bohne — Fundevogel — Stadtmusikanten.) Es wird herausgehoben, dass das Verhältnis zwischen Robinson und seinem Freitag ein Vorbild ist für das geschwisterliche und kameradschaftliche.

b. Das Benehmen Freitags — des dankbaren Schülers — gegen Robinson — den Lehrer — wird verglichen mit dem Verhalten der Kinder gegen ihre Eltern, Erzieher und fremde Leute, die indirekt erziehlich einwirken. Der dankbare Freitag gilt als Vorbild. Das Verhalten der Kinder zum Erzieher wird besonders betont.

Zusammenfassung.

a. Wir wollen unsern Geschwistern und Kameraden behilflich und gegen sie freundlich sein.
b. Wir wollen dankbar gegen unsre Lehrer sein.

Anwendung.

Konkrete Fälle aus dem Schulleben und dem Leben ausserhalb der Schule; Benutzung entsprechender Gedichte, Sprüche; z. B.:

„Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“

„Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen.“

Wiederholung von:

„Wir wollen dankbar gegen unsre Eltern sein". — „Durch Fleiss, Nachdenken und Ausdauer".... — „Wir wollen ordentlich und anständig gekleidet gehen". — Seid barmherzig...". —

XVIII. Robinson als Lehrer.

Freitag lernte nach und nach so gut Deutsch, das Robinson über alle Dinge mit ihm sprechen konnte. Häufig erzählte Robinson seinem Freitag von seiner Vaterstadt. Auch musste Freitag fleissig arbeiten lernen. Nur das Schiessen mit der Flinte wollte ihm lange nicht gefallen. Er gebrauchte lieber, dazu mit grossem Geschick, Bogen und Pfeile. Aber nach und nach ward er auch mit dem Gewehr ein tüchtiger Schütze.

Eines Tages war es recht heiss gewesen, und gegen Abend wurde der Himmel voll schwarzer Wolken. Es fing an zu donnern und zu blitzen. Freitag verkroch sich in einen engen Winkel des Hauses. Robinson sah es und konnte sich gar nicht erklären, warum Freitag so ängstlich that und am ganzen Körper zitterte. Er fragte ihn, was ihm fehle, aber er bekam keine Antwort. „Hm", dachte Robinson, „sollte sich Freitag vor Blitz und Donner fürchten, wie es viele thun?" Und es war so; denn als das Gewitter stärker wurde, fing Freitag auch stärker an zu zittern.

Da sprach Robinson zu Freitag: „Höre, mein guter Freitag! Wenn es wieder einmal donnert, so fürchte dich nicht! Es giebt keinen bösen Feuer- und Donnergott, es giebt nur einen Gott, und das ist ein lieber, guter Gott. Er hat die ganze Welt erschaffen; Sonne, Mond und Sterne, Menschen und Tiere, Pflanzen, Steine, Berge und Thäler, das Meer und die Flüsse: alles ist sein Werk. Er lässt die Sonne scheinen und lässt regnen, damit Menschen und Tiere Speise und Trank, Licht, Luft und Wärme haben. Er ist der allmächtige Gott, er kann alles, was er will; aber er thut nichts, was nicht gut wäre. Er ist der liebe Vater aller Menschen. Gott ist überall, auf den höchsten Bergen und in den tiefsten Tiefen, in den grössten, wie in den kleinsten Räumen. Er sieht alles, was auf Erden geschieht; Gott ist allwissend!"

Da freute sich Freitag und betete mit Robinson zu dem Vater aller Menschen. Dann sprach er: „O, erzähle mir noch mehr von deinem lieben Gott!" Das that Robinson gern. Er erzählte ihm alle Geschichten von dem lieben

Gott, die er noch von seiner Schulzeit her kannte und die er in der Bibel gelesen hatte. Und als das Weihnachtsfest kam, erzählte Robinson seinem Freitag auch von dem Herrn Jesus. Er zündete einen Christbaum an und feierte das Weihnachtsfest mit Freitag, wie es früher seine Eltern mit ihm gethan.

Diese Einheit, welche hinsichtlich ihres ethischen Gehaltes verwandt ist mit der vorigen und mithin einen weiteren Beleg für die aus der letzteren gewonnenen Sätze abgiebt, fordert ein näheres Eingehen auf die rein religiöse Einwirkung Robinsons auf Freitag. Um dieser Forderung und zugleich — wie oben weiter ausgeführt ist — den gesetzlichen Bestimmungen, welchen die Schule untersteht, Genüge zu leisten, empfiehlt es sich, an Stelle des abstrakten Wortes, das Robinson seinem Schüler sagt, biblische Geschichten als Entwickelungsstoffe für die genannte Abstraktion zu bieten. Die Auswahl derselben bleibe dem Erzieher überlassen. Die Geschichten können dem alten oder neuen Testament entnommen sein. Die Bitte Freitags, doch noch mehr von Gott (zur Weihnachtszeit: von Christus) zu erzählen, giebt das Hauptziel für die Einschiebung der biblischen Geschichten:

„Ich will euch einige Geschichten vom lieben Gott — oder vom Herrn Jesus — erzählen, die Robinson seinem Freitag erzählt hat."

Wie der Erzieher die obengenannte Einheit behandeln will, ob ausführlich nach den Stufen oder katechetisch, ob als isoliert stehenden Stoff oder als eine in der Hauptsache den Abstraktionen der biblischen Einschiebungen entsprechende Zusammenfassung des erarbeiteten oder zu erarbeitenden rein religiösen Materials, ob vor oder nach dem biblischen Kursus, bleibe ihm vorbehalten. Da die Art der Bearbeitung dieser Einheit eine sehr verschiedene sein kann, unterbleibt die präparationsmässige Ausführung. Erarbeitet werden muss in jedem Falle:

(Zusammenfassung.)

a. Es giebt nur einen Gott, und das ist ein guter Gott.
b. Gott ist allmächtig.
c. Gott ist überall.
d. Gott ist allweise und allwissend.
e. Gott ist der Vater aller Menschen.

Auf der Stufe der Anwendung können „Die Bibel ist ein heilig Buch" V. 1—4 und „Wo wohnt der liebe Gott?" von Hey Benutzung finden. —

Ein von dem Verfasser erprobter, einzuschiebender Kursus ist:

1) Jesu Geburt:

System: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ etc.

Anwendung: Vom Himmel hoch. Weihnachtslieder.

2) Die Weisen aus dem Morgenlande:

System: „Wir gesellen uns zn denen. die vom Morgenlande sind,
Unser Fragen, unser Sehnen ist nach dir, du Gnadenkind.
Unsre Knie beugen sich,
Unser Arm umfasset dich.“

3) Die Flucht nach Ägypten:

System: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“

4) Der 12jährige Jesus im Tempel:

System: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet.“

5) Jesu Einzug in Jerusalem:

System: „Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begegn' ich dir“ etc. V. 1.

6) Jesu Gefangenschaft:

System: „Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat ersehen“ etc.

Anwendung: Lied: „In allen meinen Thaten“ V. 3. Das Vaterunser.

7) Jesu Tod:

System: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen (eingeborenen) Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Joh. 3, 16.

Anwendung: „O Haupt, voll Blut und Wunden“ etc. V. 1.

8) Jesu Auferstehung:

System: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit“ etc.

Anwendung: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr!“ etc.

Im Falle der Einstellung dieser[1]) oder einer andern, in ähn-

[1]) Vergleiche: Barth, S. 79: „Eine sehr nützliche, nicht nur das sympathetische, sondern auch das gesellschaftliche Interesse weckende Winterbeschäftigung ist das Darstellen sogenannter lebender Bilder . . . . sowie das Aufführen von Märchen, kleinen Scenen aus Robinson etc. . . . . — Ist alles fertig, so bieten sie (die Schüler) endlich das Stück in den Räumen des Schulsaales . . . der Schulgemeinde dar.“ ff. — Es wird dem Erzieher leicht gelingen, einige Scenen aus dem Robinson in dramatische Form zu bringen. Die

licher Weise den Hauptinhalt des Neuen Testamentes charakterisierenden Stoffreihe müsste am Schlusse ein dem obenbezeichneten Unterrichtsresultat über Gott ähnliches über Christus erarbeitet werden. Da jedoch die Einheit unter allen Umständen eine Behandlung der Weihnachtsgeschichte verlangt, so erscheint es angemessen, auf jeden Fall ein bestimmtes System über Christus herauszuheben. Natürlich darf alles dies nicht den Gedankenkreis der siebenjährigen Zöglinge überschreiten, und bleibe es dem Erzieher überlassen, die Form und Art des Systems in entsprechender Weise näher zu bestimmen. Da sich der Verfasser eine feste Bestimmung des biblischen Kursus vorenthält, diese vielmehr in die Hand des Erziehers zu legen wünscht, so erscheint es auch als nicht angebracht, ein bestimmtes System über die Erarbeitungen des einzustellenden Kursus zu fixieren. —

Gebete, Lieder und Sprüche, bekannte und neue, können Anwendung finden. Bezüglich der biblischen Geschichtsstoffe sei auf die vorzüglichen Präparationen von Dr. R. Staude verwiesen. Dresden. Bleyl & Kaemmerer. 1887, III. Auflage.

Will man in der biblischen Stoffreihe die Lebensgeschichte des Heilandes nicht verfolgen, so beachte man folgenden Kursus, dessen Einheiten verschiedene günstige Verbindungen mit dem Robinsontexte zulassen.

1) Die Geburt Jesu: Siehe oben.

2) Jesus als Kinderfreund:

System: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihnen ist das Himmelreich.“ Marc. 10, 14.

3) Jesus stillt den Sturm:

System: „Rufe mich an in der Not“ etc.

Anwendung: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Matth. 28, 18.

4) Hauptmann zu Kapernaum:

System: „Wenn die Not am grössten“ etc.

Anwendung: „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

Weihnachtszeit muss durch eine solche Darstellung ausgezeichnet werden. Die unmittelbar eintretenden günstigen Erfolge bezüglich des Verhältnisses zwischen Schule und Schüler — Schule und Gemeinde entschädigen schon reichlich die gehabte Mühe.

5) Jüngling zu Nain:

System: „Mir ist gegeben" etc.

6) Der verlorene Sohn:

System: „Jesus nimmt die Sünder an,
Saget doch dies Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Weg verfallen.
Hier ist, was sie retten kann:
Jesus nimmt die Sünder an."

7) Vom barmherzigen Samariter:

System: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst."
Anwendung: „Selig sind die Barmherzigen" etc.

8) Der 12jährige Jesus im Tempel:

System: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet. Ps. 26, 8.
Anwendung: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen" etc.

XIX. Der Kampf mit den Wilden.

Ziel: Die Wilden kommen wieder!

Vorbereitung.

Warum kommen sie? Um zu opfern? Ob sie nicht mehr wissen, was sie auf der Insel erlebt haben? Ob sie Robinson und Freitag fangen und auch opfern wollen? — Was werden Robinson und Freitag thun? Wie werden sie sich wehren? — Vielleicht sind es aber auch andere. Sie wollen auch opfern. Was wird Robinson da wohl thun? Wie wird er gegen sie vorgehen? Warum wird er gegen sie kämpfen? Wie wird der Kampf ausfallen?

Darbietung.

Erzählung in lebendiger, begeisternder Darstellung. Der Text kann in mehrere Abschnitte zerlegt werden, denen kurze Überlegungen über den Ausgang der Handlung und Vorblicke vorangehen können. Alsdann treten Einzelüberschriften auf.

Hauptüberschrift: Der Kampf mit den Wilden.

Besprechung: Es sind Wilde, die nichts von Robinson und Freitag wissen. Sie kommen, um zu opfern. Wie wurden die Gewehre geladen? — Wie rüsteten sich Robinson und Freitag? Wie waren wohl die Wilden gerüstet? Pfeil, Bogen, Schild. Wie kam der Weisse wohl zu den Wilden? (Vermutung!) Spanier? Wie kam es, dass keiner der Wilden getötet wurde? Wie erfolgte der Angriff und die Fortführung der Schlacht? Wie muss man sich den Schrecken der Wilden erklären? Todesangst des Spaniers? Warum kamen die Wilden zurück? Robinson nahm Besitz von dem dritten Boot. So mussten die Wilden in zwei Booten davonfahren. Wie kam der Wilde — geknebelt? — in das Boot? Er sollte auch geopfert werden etc.

Vertiefung: Die Dankbarkeit beider gegen Gott findet Erwähnung und Beachtung. Event. kann sie Anlass zur Entwicklung eines ethischen Satzes werden. —

a. Freitag sieht die Wilden kommen. Er fürchtet, gefangen und getötet zu werden. Robinson aber, der wohl weiss, dass die Wilden wieder opfern wollen, ist mutig, hat Gottvertrauen, ist entschlossen. Wie kommt das? — Es wäre ja möglich gewesen, dass die Wilden gekommen, um Freitag und ihn zu fangen, dann wollte er sich verteidigen; — aber sie kamen, um zu opfern, um wieder einem unschuldigen Menschen das Leben zu nehmen, ihn vorher erst schrecklich zu quälen, vielleicht, um sogar mehrere zu töten. Das durfte Robinson nicht dulden, da musste er seine ganze Kraft einsetzen, um diese Grausamkeit zu verhindern. Gewiss wollte auch der liebe Gott nicht, dass solch grosses Unrecht geschehe; Gott musste ihm helfen, Gott war ja barmherzig und allmächtig; er sah alles, was geschah, er konnte das Thun der Wilden nicht mit ansehen. (Robinson, ein Werkzeug der göttlichen Gnade!) Darum war Robinson so mutig und vertrauend. Und was er sich, kurz entschlossen, vorgenommen, führte er auch aus. Mit Mut und Tapferkeit, nicht darauf achtend, ob sie selbst verwundet oder gar getötet werden könnten, stürzten Robinson und Freitag auf die Feinde: es galt ja, Menschen vom Tode zu erretten; Menschen, die auch von Gott geschaffen, die fühlten, wie Robinson und Freitag, wie alle Menschen. Aller Mut, alle Tapferkeit Robinsons, alle Treue des Freitag, alles hat seinen Grund in der Liebe zum Nächsten. Die Nächstenliebe und alles, was daraus entspringt, ist an Robinson und Freitag zu loben.

b. Aber doch verlässt auch das Gefühl der Barmherzigkeit den Robinson nicht. Er tötet keinen der Wilden, er kennt ihre Furcht vor dem Feuerrohr und benutzt sie. Wohl muss er sie verwunden, doch das ist notwendig, denn er befindet sich ja im letzten Teile des Kampfes in der Notwehr. Auch verschafft er seinen Waffen die nötige Geltung und Einwirkung. Aber die Art des Kampfes bezeugt eine grosse, lobenswerte Barmherzigkeit gegen die Feinde.

Vergleichung.

a. Die Nächstenliebe Robinsons wird zu anderen Beweisen aus dem Leben der Kinder, aus bekannten Geschichten, Begebenheiten etc. zur Liebe Gottes in Beziehung gesetzt. Es wird gefolgert, dass die Nächstenliebe keine Schranke kennt, dass sie sich nicht auf Menschenkasten, sondern auf alle Menschen bezieht, dass sie ihren Lohn nicht sucht, sondern denselben in sich trägt, da sie von Gott dem Menschen ins Herz gegeben. Die eigne Person tritt zurück. An eine Gefährdung derselben wird nicht gedacht. (Tollkühnheit!) Sofortiger Mut, Entschlossenheit, Tapferkeit sind die Kennzeichen. (Barmherziger Samariter.)

b. Die Barmherzigkeit Robinsons und Freitags gegen die Feinde wird mit Ähnlichem verglichen. Bei Ausübung der Nächstenliebe darf nicht eine Bedrückung eines Dritten erfolgen. Das ist Gottes Wille. Es widerspricht sonst dem Begriff der Nächstenliebe.

Zusammenfassung.

a. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.
b. Seid barmherzig gegen eure Feinde.

Anwendung.

Könnt ihr auch schon eure Nächsten lieben? Wer ist dein Nächster? Wie kannst du deine Liebe zu ihm beweisen? Konkrete Fälle. Siehe Einheit XV.

Event. Hinweis auf Christi Wort:

„Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

„Der brave Mensch denkt an sich selbst zuletzt,
Vertraue Gott, und rette den Bedrängten.“ (Tell.)

Lied: „Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit“ etc. (Uhland.)

Benutzung der bekannten Sätze:

„Rufe mich an in der Not". — „Barmherzig und gnädig". — „Wo die Not am grössten". — „Ich bin der allmächtige Gott". — „Danket dem Herrn". — „Wir wollen Gott über alle Dinge". — „Ich bin der Herr, dein Gott". — 5. Gebot. — „Seid barmherzig". — Die Sätze über Gott.

Zum Singen und Sagen:

„Wer will unter die Soldaten" von Fr. Güll.

XX. Ein glückliches Zusammentreffen.

Ziel: Wie Freitag eine grosse Freude erlebt.

Die reine und grosse Liebe des Freitag zu dem alten Vater wird begründet und genügend auf der Stufe der Vertiefung gewürdigt, nachdem der Text entsprechend geklärt worden ist.

Aus der Vergleichung mit ähnlichen, zufälligen Glücksumständen und dem Benehmen der Kinder den Eltern gegenüber — namentlich bez. der alternden Eltern — wird herausgehoben als System:

„Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebet; verachte ihn ja nicht darum, dass du geschickter bist. Denn die Wohlthat, die du dem Vater erzeigest, wird dir Gott nimmermehr vergessen." (Sir. 3, 14; 16).

Zur Anwendung gelange:

„Ihr Kinder, seid gehorsam den Eltern in allen Dingen, denn das ist dem Herrn gefällig" (Kol. 3, 20). — „O, wie freu' ich mich der Gabe, dass ich gute Eltern habe" etc. Vergl. Einheit I.

Sprüche:

„Liebe Vater und Mutter mit ganzem Herzen" I, 3. — „Wir wollen nie vergessen, wie lieb" etc. II, 2. — „Wir wollen dankbar" etc. II, 1. — „Wenn wir etwas Böses gethan haben" etc. — „Danket dem Herrn" etc. —

Die Ausführung der Präparation überbleibt dem Lehrer.

Bemerkung: Diese Einheit enthalte einen Vorblick, bezw. eine Andeutung auf Robinsons Zukunft, um einmal das Interesse auf das Kommende zu lenken, dann aber auch dieses der Hauptperson hauptsächlich wieder zuzuwenden. Die Gefühle Robinsons

bei dem glücklichen Zusammentreffen Freitags mit seinem Vater sind von den Kindern zu erforschen; und diese werden dann schon den Ausblick auf das Kommende gestatten.

XXI. Der Spanier und Freitags Vater fahren in Freitags Vaterland.

Die ethischen Momente dieser Erzählung können entweder Belege für bekannte, schon erarbeitete Sätze abgeben, oder aber auch nach Vertiefung und Vergleichung zur Heraushebung ähnlicher anderer dienen. Der Stand der Klasse und die Zeit entscheide, ob an Stelle der Wiederholung ein neuer, event. schwerer Spruch treten kann. — Die einzelnen Personen sind, soweit möglich, einer besonderen Kritik zu unterwerfen. Der Wetteifer in der Ausübung der Nächstenliebe zwischen Robinson und dem Spanier ist besonders zu betonen.

Als Zusammenfassung (Wiederholung) kann auftreten:

1) Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.
2) Liebes Kind! pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, etc.

Zur Anwendung gelange:

„Der brave Mensch denkt an sich selbst zuletzt“. — „O, wie freu ich mich der Gabe“ etc.

Vergleiche die Anwendungsstoffe in Einheit XVIII, XIX und XX. Passende bekannte und neue Sprüche.

XXII. Ein ganz unerwartetes Ereignis.

Ziel: Wie Robinson eine sehr grosse Freude erlebt.

Vorbereitung.

Eine Freude? Wie kann Robinson noch eine Freude erleben? Er hat ja jetzt alles, was er braucht, was er sich gewünscht hat. Nicht wahr? Er hat seine Wohnung eingerichtet, lebt fröhlich im Genuss seiner sich selbst erworbenen Nahrung, er hat lebende

Wesen um sich, sogar Menschen, die mit ihm denken und fühlen, die ihn als ihren Lebensretter lieben; welcher Art könnte da die grosse Freude nur sein? — Vielleicht bringen die Kinder den Gedanken an eine Heimkehr, wenn sie nicht durch die letzten Kapitel von Robinsons Sehnsucht abgelenkt worden sind. Die dabei in Frage kommenden Möglichkeiten sind zu berücksichtigen.

Darbietung.

Erzählen des Textes.

Überschrift: Ein deutsches Schiff kommt zu Robinsons Insel.

Besprechung: Wie kam das Schiff wohl zu Robinsons Insel? Es war das Schiff eines deutschen Kaufmannes, das in fremden Ländern, in Amerika fremde Waren geholt hatte. Was sind Landsleute? Wie suchte sich Robinson bemerklich zu machen? Was hätte er auch thun können? Flagge. Kapitän, Matrosen. Robinson sollte umsonst mitgenommen werden, d. h.? — etc.

Vertiefung: Da sich besonders in den letzten Einheiten des Robinson das Interesse auf die Hauptperson und das Schicksal derselben konzentriert, wird es sich empfehlen, die mächtige Wirkung des ethischen Moments, das hier, indem die seltsame Schickung den Blick auf den, der alles regiert, hinlenkt, zum religiösen wird, nicht zu spalten durch Berücksichtigung und ausführliche Betrachtung nebenlaufender ethischer Züge. Es bleibt aber dem Erzieher unbenommen, näher auf den Charakter der Nebenpersonen einzugehen; Zeit und Gelegenheit mögen entscheiden. —

Robinson, der unfleissige, undankbare, leichtsinnige Knabe in Bremen, war von Gott für seine Fehler und sein unschönes Betragen gegen seine Eltern — denn „Gott wird alle Menschen strafen“ etc. — bestraft worden mit Angst, Todesgefahr, Hungersnot und jahrelangem, einsamem Aufenthalt auf der Insel. Abgeschlossen von der Welt, weit von seinen lieben Eltern entfernt, musste er erkennen, was für ein nichtswürdiger Mensch er gewesen, wie wenig er den lieben Gott erkannt, wie trotz aller Vergehen Gott der barmherzige, gnädige, geduldige Vater blieb, wie er ihm in seiner Liebe allen Wankelmut verzieh, ihm half aus jeder Not und Gefahr. Aus Robinson war da ein ganz anderer Mensch geworden. Mit Fleiss, Lust und Liebe, Ausdauer, Überlegung besorgte er alle seine Geschäfte und betete dabei dankbar für alles Gute, alle Gnade und

Güte zum Herrn. Zugleich flehte er täglich, stündlich zu dem Allmächtigen, doch ihm ganz zu verzeihen und ihn wieder in seine Heimat zu führen. 27 Jahre lang hatte er die Heimat, die lieben Eltern, die er so böswillig verlassen, nicht gesehen. Was war aus dem guten Vater, der lieben Mutter in dieser langen Zeit geworden? Der Gedanke an die Heimat verliess Robinson nicht. Er wollte ja den Eltern zeigen, dass er alles bereut; er wollte versöhnen, was er beleidigt. So lebte er in Sehnsucht lange Jahre auf der einsamen Insel. Aber dieser einsame Aufenthalt gab ihm Gelegenheit, den allmächtigen und doch allgütigen Vater im Himmel besser zu erkennen. Gott ist allmächtig, er kann alles, was er will. Gott ist gütig und barmherzig. Gott ist ein lieber Vater, er wird mir meinen Herzenswunsch erfüllen. So war der Gedanke Robinsons, wenn er in spätern Jahren an seine Heimat dachte. Jeden Tag, bei jedem Gebete richtete er die Bitte um Erfüllung seines Wunsches gen Himmel; er hatte das feste Vertrauen: Gott wird mich beschützen! die feste Hoffnung: Gott wird mich meine Eltern, meine Heimat wiedersehen lassen. — Und nun, nachdem er vertrauend und hoffend geharrt so viele Jahre lang, da erfüllt Gott plötzlich seinen höchsten Wunsch. Robinson hat wirklich nicht vergeblich gehofft: Gott ist barmherzig und gnädig, er ist ein lieber Vater. An der grossen Freude Robinsons erkennen wir, wie sehr ihn der liebe Gott beglückt hat. Gewiss hat er dem lieben Gott herzlich gedankt.

Vergleichung.

Robinson hat vertrauend gehofft, Gott werde ihm seinen grössten Wunsch erfüllen. Gott hat ihm in seiner grossen Liebe die Bitte gewährt. —

Auch heute hoffen und harren viele, wohl alle Menschen; aber nicht alle vertrauen auf Gott. Der Landmann hofft, dass seine Frucht gut eingeerntet werde, der Geschäftsmann, dass er teuer verkaufen könne, der Handarbeiter, dass er viele Bestellung bekomme, der Reiche, dass kein Dieb ihm seinen Reichtum nehme, der Arme, dass ihm ein gütiges Geschick Reichtum in den Schoss werfe, der Kranke, dass ihn Gott durch Gesundheit oder Tod erlösen möchte, der Abreisende, dass er seine Fahrt glücklich beende, die Eltern, dass ihre Kinder brave Menschen werden etc. etc. So hoffen und harren die Menschen, jeder nach seinen Bedürfnissen; aber nicht alle denken daran, dass ihr Schicksal, ihr Wunsch und seine Erfüllung einzig in der Hand des Allmächtigen liegen, dass es nur seines

Wortes bedarf, um alle diese Wünsche zu erfüllen. Nicht alle Menschen vertrauen dem Höchsten, sie vertrauen auf Menschen, stützen sich auf Versprechungen anderer. Da haben sie leider nur zu oft vergeblich gehofft, geharrt, vertraut; zu oft zu ihrem körperlichen (Medizin, Reichtum) Nachteil. — Die Schuld ist dem Menschen aber selbst zuzuschreiben. Denn die Menschen, welche felsenfest auf Gott und seine Barmherzigkeit und Allmacht vertrauen, stärken sich schon durch dies Vertrauen mit Mut und geistiger Kraft, und ihr festes Vertrauen, das nicht ruht auf dem Wankelmut andrer Menschen, sondern fest, wie ein Fels, auf Gott, sieht Gott gnädig an, indem er die dringende Bitte erfüllt. „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut". Das Gottvertrauen giebt dem Menschen Kraft, zu harren und zu hoffen auf Schutz und Erfüllung der Bitte.

Zusammenfassung.

Wer nur den lieben Gott lässt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Anwendung.

Was wollt ihr in Not und Gefahr thun? wenn eure Eltern, Geschwister krank, wenn Not (z. B.?) einbricht? Können euch dann auch andere Menschen helfen? Ärzte, Reiche etc. Aber diese allein können es nicht. Wer hat ihnen das Wissen und Vermögen, das edle Herz gegeben? Wer hat sie zu euch geführt? Wer ist der einzige Retter. Auf wen muss man hoffen, harren, vertrauen? Die Menschen sind nur Werkzeuge des Höchsten. Wie passen diese Sprüche hierzu:

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit." (Logau).

„Hoffnung erfreuet manchen Mann,
Der Herzensfreude nie gewann." (Freidank).

„Hast du gehofft, und deine Erwartung ist nicht in Erfüllung gegangen, so hoffe nur weiter." (Talmud).

„Die Hoffnung ist das Brot der Unglücklichen.“

„Die Hoffnung ist der Traum des Wachenden.“ (Aristoteles).

„Was ist das letzte im Leben? — Die Hoffnung.“ (Diogenes).

„Runzeln bedecken die Wang' und silberne Haare den Scheitel;
Alt sind die Glieder und schwach, aber die Hoffnung ist jung.“

„Welt, wie du willt.
Gott ist mein Schild.“

Psalm 124, 24 ff. — Ps. 19, 2 ff. — Ps. 139, 1 ff.

Lied: „Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,“ etc. (P. Gerhardt).

Spruch: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn“ etc.

Nennt passende Sprüche und Gedichte, die wir schon kennen!

XXIII. Robinsons Abreise.

Ziel: Wie Robinson seine Insel verlässt.

Vorbereitung.

Wie hat er sie wohl verlassen? Wohin ist er zuerst wohl gefahren? Boot, Schiff etc. Was hat er mitgenommen? Konnte er alles mitnehmen? Was? Das übrige? Ob er sich wohl sehr gefreut hat, die Insel verlassen zu können? Ob er wohl auch traurig beim Abschied von der Insel war? Warum? Und Freitag? Wie hat er sich wohl von ihm getrennt? — Nun hört!

Darbietung.

Erzählen des Textes.
Überschrift: Robinson und Freitag verlassen die Insel.
Besprechung, soweit eine solche notwendig.

Vertiefung: Robinson und Freitag sind beim Abschiede tief bewegt. Sie haben einen festen Freundschaftsbund zusammen geschlossen. Einer hat dem andern treu geholfen, nun soll der

Bund gelöst werden. Da zeigt Freitag wieder denselben schönen Zug, den er schon bei dem Kampf mit den Wilden an den Tag gelegt. Er will sterben, wenn es Robinsons Wille ist; er will lieber tot sein, als ohne Robinson leben. Das sind Beweise grösster Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Treue. Um sich anhänglich, dankbar, treu zu zeigen, kennt er kein Hindernis: selbst den Tod scheut er nicht. Freitag ist eine treue Seele.

Vergleichung.

Beispiele ähnlicher Treue, die von den Kindern gebracht oder vom Erzieher geboten werden, eine Vergleichung von Freitags Handlungen, eine Gegenüberstellung der Treue Robinsons gegen Vater und Mutter und der Treue des Freitag, sie ergeben als

Zusammenfassung:

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Anwendung.

Sprüche, Gedichte, Erzählungen. Entsprechende Fragen, welche sich auf das Leben der Kinder, das geschwisterliche und kameradschaftliche Verhältnis beziehen. Die bekannten Sätze.

XXIV. Die Heimat.

Ziel: Robinson kommt in seine Heimat.

Vorbereitung und Darbietung.

(Darstellender Unterricht.)

Wo befand sich Robinson? — „Auf dem Schiffe, das nach Bremen fuhr.“ — Und wer war bei ihm? — „Sein treuer Freitag.“ — Wie lange werden sie wohl fahren müssen? — „Sie mussten sieben Wochen fahren, da kamen sie glücklich im Hafen von Bremen an.“ Wie sah es aber dort aus? Wir wissen es schon von früher.

Erzähle! Wem war aber das alles ganz neu? — „Dem Freitag." — Was hatte er noch nicht gesehen? — „Er hatte eine solche Menge Schiffe, so viele weisse Menschen, Kähne, Waren etc. noch nicht zu sehen bekommen." Und nun, nachdem sie angelangt waren, — „gingen sie ans Land." — Wohin kamen sie da? — „nach Bremen, in die Stadt." — Was gab es da wieder für Freitag zu sehen? — „Eine Menge Wagen, Häuser, Kirchen, Läden, Menschen etc." — Was wird Freitag gethan haben, wenn er etwas Neues sah? — „Er ist stehen geblieben" — „er hat sich's genau betrachtet." — Aber in einer grossen Stadt kann man nicht lange auf einem Platze stehen bleiben, sonst — „wird man umgestossen, weitergedrängt, überfahren." Darum musste Robinson stets aufpassen, dass — „Freitag bei ihm blieb, dass er Freitag nicht verlor." — Und gab es nicht auch etwas Neues für Robinson zu sehen? — „Es waren neue Häuser, andere Menschen da." — Gewiss! Ob sich Robinson aber wohl um sie gekümmert hat? Welches Streben hat er allein gehabt? — „Er wollte so schnell als möglich in das Haus seiner Eltern, zu seinem Vater und seiner Mutter." (Warum?) — Da sah er jemand, den er noch von seiner Jugend kannte. Was wird er gethan haben? — „Er rief ihn an." Was noch? — „Er wird ihm gesagt haben, dass er Robinson sei." — Was noch? — „Er hat ihn gefragt: — Wie gehts meinem Vater und meiner Mutter?" — — Da hat ihm der Bekannte geantwortet: Dein Vater lebt noch; — aber deine Mutter ist tot! — Wie war es wohl gekommen, dass die brave Mutter gestorben? — „Sie hatte sich zu sehr über Robinson abgesorgt, gegrämt," — „der Schmerz hatte ihr das Herz gebrochen." Was wird da Robinson bei dieser Nachricht gethan haben? — „Er hat laut geweint." — Seine gute, liebe Mutter, die er, — „um Verzeihung bitten wollte," — „die er nun noch einmal so lieb haben wollte" — „sie war tot." Er konnte sie auf Erden nicht wiedersehen, nie wieder hören: — welch tiefer und grosser Schmerz ist da über Robinson gekommen. —

Aber sein Vater lebte ja noch! Was wird er thun? „Er wird zu ihm eilen, so schnell er kann." „Rasch geht er bis zum Haus der Eltern." Er öffnet die Hausthüre — „und mit schnellen Füssen eilt er die Treppe hinauf" — „er öffnet die Stubenthüre." — Und was sieht er da? — Da sitzt der fromme Greis (Ausführung) im Lehnstuhl und liest in der Bibel, die auf seinen Knien liegt. Als Robinson den teuern Vater wiedersieht, da — „stürzt er auf ihn zu, fällt vor ihm auf die Knie," — und was ruft er? — „Ich bin Robinson! mein lieber Vater! ich bin dein Sohn

Robinson!“ — Ob er wohl nicht noch mehr gesprochen hat? — „Nein. Robinson hat vor Freude nicht mehr sprechen können.“ — Und der Vater — sprach, indem er seinen Robinson aufhob: Mein Sohn, mein Sohn! habe ich dich endlich wieder! — Und Vater und Sohn haben sich innig umschlungen lange Zeit. —

Wer wusste nun schon von Robinsons Rückkehr? — „Robinsons Vater und der Bekannte.“ — Was wird der Bekannte wohl gethan haben? — „Er hat die Nachricht seinen Bekannten und Robinsons Verwandten mitgeteilt.“ — Und diese? — „kamen in das Haus zu Robinsons Vater.“ „Sie wollten den ‚verlorenen Sohn‘ wiedersehen.“ Sie hatten auch gehört, wen Robinson mitgebracht. — „Freitag.“ „Gegenstände aus den fremden Ländern.“ Nun kamen sie — „um dies alles“ und vor allem „Robinson zu sehen.“ Ob sie ihn nur sehen wollten? — „Er sollte ihnen auch erzählen.“ Gewiss. Und so blieben die Verwandten, Freunde etc. bei Robinson, Freitag und dem guten, alten Vater. Robinson musste erzählen, wie es ihm vom ersten Tage an ergangen war. Das dauerte bis spät in die Nacht hinein. Erzählung bis zum Schluss.

Überschrift: Robinson bei seinem Vater.

Besprechung.

Vertiefung: a. Der treue Gott, der Robinson auf der Insel nie verlassen, er führt ihn sicher zurück in die Heimat. Alle Vergehen hat er dem leichtsinnigen Menschen verziehen, nach mannigfachen Strafen und Prüfungen, die Robinson gebessert und zu einem tüchtigen Menschen umgewandelt haben, erfüllt er ihm den grössten Wunsch, die Rückkehr in die Heimat. Robinson hat auf der Insel Gott als den lieben Vater erkannt, und Gott hat sich aufs neue als schützender und fürsorglicher Vater geoffenbart.

b. Aber einen grossen Schmerz musste Robinson noch bei seiner Heimkehr ertragen: Die brave, gute Mutter war aus Gram über ihren ungeratenen Sohn gestorben. Ob sie ihm wohl noch auf dem Totenbette verziehen hatte? Ob sie ihn wohl droben im Himmel als ihren lieben Sohn erkennen und annehmen wird? — Ihr konnte Robinson auf Erden nie wieder freundlich begegnen. Ihr konnte er nie wieder sich dankbar für alle Mühe und Sorge, die sie um ihn gehabt, erweisen. Sie war tot, stumm. Was konnte er ihr nun noch thun für alle Liebe, die sie ihm in der Jugend bewiesen? Aus Gram war sie gestorben! — Robinson weinte laut, als er die Botschaft vernahm. Er fühlte, wie schwer er sich gegen die gute Mutter versündigt, wie schwer ihn Gott strafte. Aber

seinen Vater hatte er ja noch. Ihm konnte er noch alles Liebe und Gute, das er von ihm empfangen, vergelten. Ihm konnte er sich noch dankbar und liebevoll erweisen. Er trat in des Vaters Geschäft ein und nahm des Vaters Geschäfte und Sorgen auf sich. Seinen Vater pflegte er treulich. Er wollte wieder gut machen, was er in der Jugend gesündigt. Dies Bestreben Robinsons müssen wir loben. — (Wenn er von seinen trüben Erlebnissen erzählte, dann sagte er zuletzt: „Seht so traurig ist mir's ergangen, weil ich Vater und Mutter in der Jugend nicht gehorsam war." Robinson hatte erkannt, wer ihm die Schicksale gesandt, wer ihn gebessert, und benutzte nun seine Erkenntnis dazu, andere zu ermahnen, abzuhalten von verkehrten Wegen.)

c. Und noch in seinen späteren Lebensjahren gedachte Robinson seiner Jugend und seines Aufenthaltes auf der Insel. Er vergass nie, dass Gott allein alles so zum besten geleitet hatte. Nie vergass er den allmächtigen und barmherzigen Gott, der ihn so treulich geführt und beschützt. Wie oftmals hatte er in Todesnot geschwebt, hatte er geglaubt, sein letztes Stündlein sei gekommen; aber immer wieder hatte Gott es anders gefügt, hatte Gott andere Wege gewusst, die zur Rettung führten. Nicht immer hatte er Gottes Ratschluss sofort erkannt, aber er war überzeugt von Gottes grosser Barmherzigkeit, von Gottes Liebe, die nimmer aufhört.

Vergleichung.

a. Ähnlich wie Robinson ergeht es vielen Menschen. Nach einer leichtsinnig durchlebten Jugend schickt Gott ihnen schwere Schicksalsschläge (Verlorene Sohn; andere Beispiele), die sie zur Besinnung bringen. Sie erkennen Gottes Macht und Gnade, lieben ihn als den Vater aller und hoffen und vertrauen auf ihn. Ihre Liebe zu Gott findet reichen Lohn. Sie sind innerlich stark (d. h.?) geworden, werden bessere Menschen, und ihr Leben untersteht ständig dem gnädigen Schutze des Höchsten.

b. Auch Freitag war der Vater gestorben. Seine Mutter war vielleicht, da er sie nie erwähnt hat, (— den Kindern gegenüber nehme der Erzieher dies an —) längst tot. Aber Freitag war auch ein besserer Sohn als Robinson gewesen. Er brauchte sich nicht so viele Vorwürfe zu machen, wie Robinson, als er den Tod seiner Mutter erfuhr. — Noch heute ist es nur wenigen Menschen vergönnt (Beispiele!), den lieben Eltern im Alter alle Mühe und Sorge in Dankbarkeit zu vergelten. Frühzeitig starben sie, vielleicht gequält

von Sorge um Nahrung und Kleidung, vielleicht aus Kummer und Gram über die eignen Kinder. — Wenn dann die braven Eltern die Augen für immer geschlossen, dann ist es nie mehr möglich, Verzeihung durch vergeltende Dankbarkeit zu erlangen, Vergehen gut zu machen. Siehe Einheit VII.

Stets gedenke das Kind der Mühe und Sorge, die der Eltern Herzen getragen um seinetwillen, stets sei es dankbar und bemühe sich, die dargebrachte Liebe durch Dankbarkeit zu vergelten.

c. Der barmherzige Gott lenkt mit seiner Allmacht die Geschicke der Menschen (Beispiele!). Wir können nicht immer Gottes Wege und Gedanken erkennen, aber auf allen unsern Wegen leite uns der Glaube an Gottes Allmacht und Barmherzigkeit. (Konkrete Fälle sind zur Vergleichung zu bringen.)

Zusammenfassung.

a. Der Herr behütet alle, die ihn lieben.

b. Ehre deinen Vater mit ganzem Herzen, und vergiss nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist. Und was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben?

c. *α*. Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; sondern, soviel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. (Jes. 55, 8, 9.)

β. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten. — Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. (Ps. 103, 8–13.)

Anwendung.

Wie kannst du dich in den Schutz des Höchsten stellen? Wie ehrst du Vater und Mutter? Wodurch kannst du ihnen das vergelten, was sie an dir gethan? Weise nach, dass Gottes Wege

und Gedanken in Robinsons, Freitags, in deinem, deiner Eltern etc. etc. Leben ganz andere, als die der Personen waren! Beweise, dass Gott ein allmächtiger, und doch allgütiger und barmherziger Vater ist! Wie kannst du ihn fürchten? wie sein Erbarmen erlangen? Was willst du glauben von Gott, wenn dir es in deinem Leben einmal trübe ergeht?

Benutzung folgender Sprüche:

Jer. 23, 23. 24. „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr“ etc.

Ps. 139, 7—10. „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist?“ etc.

Ps. 139, 1—4. „Herr, du erforschest mich und kennest mich.“

Lieder:

„Wie gross ist des Allmächt'gen Güte“ etc. V. 1.

„Befiehl du deine Wege“ etc. V. 1.

Siehe die Anwendungsstoffe bei Einheit VII.

Bezugnahme auf die bekannten Sprüche:

„Wenn wir etwas Böses gethan haben“. — „Danket dem Herrn“. — „Noch lässt der Herr mich leben“. — „Wir wollen Gott über alle Dinge“. — Die Sätze über Gott und Christus. — „Liebes Kind, pflege“ etc. — „Wer nur den lieben Gott“. —

Gedichte:

Gottes Hand:

„Siehst du dort auf weitem Meer“ etc. Nr. 9.

Das Meer:

„Das Meer ist tief, das Meer ist weit“ etc. (Hey.)

Das walte Gott. Nr. 14.

Das Hämmerlein:

„Ich weiss ein kleines Hämmerlein
In einem dunklen Kämmerlein,
Das klopft und pochet Tag und Nacht,
Ob einer schläft, ob einer wacht“ etc. Nr. 87.

Das Erkennen:

„Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?“ (Vogl.)
(Unter Weglassung von V. 4.)

Abschluss.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass es dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen; sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben!



1.

Zusammenstellung

des erarbeiteten ethisch-religiösen Materials.[1])

I. 1. 1) Wir wollen gehorsam und fleissig sein.

2. a. 2) Wir wollen unser Versprechen halten.

b. 3) Wer faul ist, den kann man nicht gebrauchen, der kann sich nicht ernähren und muss betteln gehen.

3. 4) Liebe Vater und Mutter von ganzem Herzen.

4. a. 5) Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

b. 6) Müssiggang ist aller Laster Anfang.

II. 1. 7) Wir wollen dankbar gegen unsre Eltern sein.

2. 8) Wir wollen nie vergessen, wie lieb uns unsre Eltern haben.

3. 9) Wir wollen bei unserm guten Vorsatz bleiben und ihn nicht wieder vergessen.

III. 1. a. 10) Not lehrt beten.

b. 11) Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.

2. 12) Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte.

IV. 1. 13) Der liebe Gott wird alle Menschen strafen, die seine Gebote nicht halten.

2. a. 14) Wo die Not am grössten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

b. 15) Unser täglich Brot gieb uns heute.

3. 16) Wir wollen uns nicht fürchten, denn der liebe Gott wird uns schützen.

V. 17) Der gute Mensch ist freundlich mit den Tieren und quält sie nicht.

---

[1]) Diese Erarbeitungen werden von den Kindern in das Systemheft eingetragen.

VI. 1. 18) Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten uns der liebe Gott erwiesen hat.

2. a. 19) Fleiss ernährt, Faulheit verzehrt!

b. 20) Wir wollen uns an Ordnung gewöhnen.

3. a. 21) Der Mensch soll herrschen über die Tiere auf Erden und sie sich nützlich machen.

b. 22) Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.

VII. 1. 23) Wenn wir etwas Böses gethan haben, so wollen wir um Verzeihung bitten. Wir wollen nichts Böses wieder thun.

2. a. 24) Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir, und sei fromm.

b. 25) Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!

VIII. 26) Lieber Gott, du giebst zu essen
Allen Wesen in der Welt,
Was da springt in Wald und Feld,
Niemals hast du uns vergessen.
Sorgest auch für mich und schenkest
Heut' mir wieder Speis' und Trank;
Lieber Vater, habe Dank,
Dass du so an mich gedenkest.

IX. a. 27) Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen.

b. 28) Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von Gott, dem Herrn.

X. a. 29) O, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freun.

b. 30) Herr! wie sind deine Werke so gross und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!

XI. 31) Noch lässt der Herr mich leben; mit fröhlichem Gemüt
Eil' ich, ihn zu erheben; er hört mein frühes Lied.
Zu ihm entzückt mich wieder der Morgensonne Pracht;
Ich falle vor ihm nieder, der sie und mich gemacht.

XII. 32) Durch Fleiss, Nachdenken und Ausdauer kann ich viel erreichen; ich darf nur nicht die Lust und den Mut verlieren.

XIII. 33) Wir wollen ordentlich und anständig gekleidet gehen.

XIV. 34) Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, kommt leicht darin um.

XV. 1. 35) Wir sollen Gott über alle Dinge lieben und ihm vertrauen.

2. a. 36) Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst nicht andre Götter haben neben mir.

b. 37) Du sollst nicht töten!

XVI. 38) Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater auch barmherzig ist!

XVII. a. 39) Wir wollen unsern Geschwistern und Kameraden behilflich und gegen sie freundlich sein.

b. 40) Wir wollen dankbar gegen unsre Lehrer sein.

XVIII. a. 41) Es giebt nur einen Gott, und das ist ein guter Gott.

b. 42) Gott ist allmächtig.

c. 43) Gott ist überall.

d. 44) Gott ist allweise und allwissend.

e. 45) Gott ist der Vater aller Menschen.

XIX. a. 46) Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

b. 47) Seid barmherzig gegen eure Feinde.

XX. 48) Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht; verachte ihn ja nicht darum, dass du geschickter bist. Denn die Wohlthat, die du deinem Vater erzeigest, wird dir Gott nimmermehr vergessen.

XXI.

XXII. 49) Wer nur den lieben Gott lässt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

XXIII. 50) Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

XXIV. a. 51) Der Herr behütet alle, die ihn lieben.

b. 52) Ehre deinen Vater mit ganzem Herzen, und vergiss nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist. Und was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben?

c. α. 53) Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; sondern soviel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken.

β. 54) Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten. — Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.

2.

Anordnung

des erarbeiteten ethisch-religiösen Materials nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Der einzelne Mensch.

1. Wir wollen gehorsam ... I. 1.
2. Wer faul ist, den kann man nicht gebrauchen. I. 26.
3. Müssiggang ist aller Laster Anfang. I. 4. b.
4. Fleiss ernährt, Unfleiss verzehrt. VI. 2. a.
5. Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen. IX. a.
6. Durch Fleiss, Nachdenken und Ausdauer kann ich viel ... XII.
7. Wir wollen unser Versprechen ... I. 2. a.
8. Wir wollen bei unserm guten Vorsatz bleiben ... II. 3.
9. Wir wollen uns an Ordnung gewöhnen. VI. 2. b.
10. Wir wollen ordentlich und anständig gekleidet gehen. XIII.
11. Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt ... XIV.

2. Der Mensch und die Schöpfung.

1. O, wunderschön ist Gottes Erde ... X. a.
2. Der Mensch soll herrschen über die Tiere ... VI. 3. a.
3. Der gute Mensch ist freundlich mit den Tieren ... V.
4. Quäle nie ein Tier zum Scherz ... VI. 3. b.

3. Die Menschen untereinander.

1. Liebe Vater und Mutter von ganzem Herzen. I. 3.
2. Wir wollen dankbar gegen unsre Eltern sein. II. 1.
3. Wir wollen nie vergessen, wie lieb uns unsre Eltern haben. II. 2.
4. Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter ... XX.
5. Ehre deinen Vater mit ganzem Herzen ... XXIV. b.
6. Wir wollen unsern (Geschwistern) Kameraden ... XVII. a.
7. Wir wollen dankbar gegen unsre Lehrer sein. XVII. b.
8. Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. XIX. a.
9. Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater ... XVI.
10. Sei getreu bis in den Tod ... XXIII.
11. Seid barmherzig gegen eure Feinde. XIX. b.
12. Du sollst nicht töten. XV. 2. b.
13. Wenn dich die bösen Buben locken ... I. 4. a.
14. Wenn wir etwas Böses gethan haben ... VII. 1.

4. Der Mensch und Gott.

1. Not lehrt beten. III. 1. a.
2. Rufe mich an in der Not ... III. 1. b.
3. Wo die Not am grössten ... IV. 2. a.
4. Noch lässt der Herr mich leben ... XI.
5. Wer nur den lieben Gott lässt walten ... XXII.
6. Der Herr behütet alle ... XXIV.
7. Meine Gedanken ... XXIV. c. a.
8. Barmherzig und gnädig ... Ps. 103. XXIV. c. b.
9. Barmherzig und gnädig ... III. 2.
10. Wir sollen Gott über alle Dinge lieben ... XV. 1.
11. Der liebe Gott wird alle Menschen strafen ... IV. 1.
12. Wir wollen uns nicht fürchten ... IV. 3.
13. *Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater ... XVI.
14. *Sei getreu bis in den Tod ... XXIII.
15. Wir wollen nie vergessen, wie viele Wohlthaten ... VI. 1.
16. Unser täglich Brot gieb uns heute. IV. 2. b.
17. Lieber Gott, du giebst zu essen ... VIII.
18. *Im Schweisse deines Angesichts ... IX. a.
19. Alle gute Gabe ... X. b.

Die mit * versehenen Sprüche treten mehrmals auf.

20. Herr! wie sind deine Werke so gross und viel ... X. b.
21. Danket dem Herrn ... VII. 2.
22. Ich bin der allmächtige Gott ... VII.
23. Ich bin der Herr, dein Gott ... XV. 2. a.
24. Es giebt nur einen Gott ... XVIII. a.
25. Gott ist allmächtig. XVIII. b.
26. Gott ist überall. XVIII. c.
27. Gott ist allweise ... XVIII. d.
28. Gott ist der Vater aller Menschen. XVIII. e.



B.

Die Konzentrationsstoffe

zum

Robinson.

I. Robinson bei seinen Eltern.

Gesellschaftskundliches: Die Schule. — Der Kaufmann. — Vom Lehrling. — Mein Geburtstag.

Erdkundliches: Stadt und Dorf. — Heimatsort, -land, -fluss. — (Allgemeines. Zusammenstellung des bekannten Materials.)

Gesang: Wenn ich ein Vöglein wär'. — Lass mich dein sein und bleiben.

Zeichnen: Haus. — Tisch, Stuhl, Ladentisch, Wage. — (Einfache Gegenstände aus Stube und Laden.) — Das sichtbare oder ein kleines Stück des Ortsflusses. —

Handfertigkeitsunterricht: Nachbildung des bekannten Flusslaufstückes in Sand.

II. Robinsons Seereise.

Gesellschaftskundliches: Die Schiffahrt.

Erdkundliches: Der Wind.

Gesang: Von meinen Bergen muss ich scheiden.

Zeichnen: Schiff. Anker.

Handfertigkeitsunterricht: Schiff mit Zubehör aus Baumrinde.

III. Der Schiffbruch.

Erdkundliches: Gewitter. Sturm.

Gesang: Noch lässt der Herr mich leben.

Zeichnen: Schiff und Boot.

Handfertigkeitsunterricht: Boot aus Holz oder Baumrinde.

IV. Die Insel.

Gesellschaftskundliches: Vom Schlafen und Wachen.
Erdkundliches: Die Quelle. Der Ortsbach oder -fluss. — Der Berg, auf dem die Quelle entspringt.
Pflanzenkundliches: (Die Maispflanze.)
Gesang: Müde bin ich, geh' zur Ruh'.
Zeichnen: Lauf der Quelle, bez. des Ortsbaches oder -flussés. Einzeichnung des Ursprungs (Berges) und des Wohnorts.
Handfertigkeitsunterricht: Nachbildung des ganzen Flusslaufes mit Berg und Wohnort in Sand.

V. Robinson besucht das Schiff.

Gesellschaftskundliches: Unser Feuerzeug. Unsere Waffen. Die Zimmermannswerkzeuge. Das Geld.
Tierkundliches: Unser Hofhund.
Steinkundliches: Gold, Silber, Nickel, Kupfer.
Gesang: Gott, ich danke dir von Herzen.
Zeichnen: Säbel, Flinte. — Hammer, Zange, Nagel, Säge etc. — Geld.
Handfertigkeitsunterricht: Floss. — Zelt.

VI. Robinson richtet sich ein.

Gesellschaftskundliches: Unser Schreibzeug. Unser Kalender. Unsere Denkmäler. Die Zeiteinteilung. Jahr. Tag. Die Uhr. Unsere Zeitordnung. Unsere Haustiere. (Zweck.) Unsere Beleuchtung. Licht und Feuer.
Erdkundliches: (Unsere Höhlen.) Unsre Wohnung. Unser Haus und seine Einrichtung. Der Hausbau. Der Keller. — Die Bauleute. Der Zimmermann und der Maurer. Hof. Garten. Anlagen am Haus. Nebengebäude. Der Heimatsort. (Einreihung des Stoffes in das bis jetzt bekannte erdkundliche Material.)
Pflanzenkundliches: Das Bauholz.
Tierkundliches: Die Haustiere. Ziege. Kuh. Pferd etc.
Gesang: Grosse Uhren gehen tick, tack. — Das Hausgesinde: Wiede, wiede wenne. — Das Lamm auf der Weide ist fröhlich und froh.
Zeichnen: Buch, Stift, Tintenglas. — Denkmal. Kreuz. — Uhr: Zifferblatt und Zeiger. — Haus mit Dach. Balken und Steine. — Stall. Krippe. — Kerze. Leuchter. Lampe. — Werkzeuge der Steinhauer und Holzarbeiter.

Einfacher Grundriss des Hauses, mit den Anlagen (Garten und Hof), sowie des Wohnortes. Eintragung in die Zeichnung des Heimatsflusses. (Einheit IV.) —

Handfertigkeitsunterricht: Heften und Beschneiden. — Haus aus Holzstäben, aus Steinen des Baukastens oder aus selbst gefertigten Lehmsteinen. — Krippe. — Grundriss des Hauses und Ortes in Sandform. Einfügung desselben in die früher gebildeten Sandformen der heimatlichen Landschaft: Fluss, Berg, Wohnhaus, Wohnort.

VII. Robinson wird krank.

Gesellschaftskundliches: Die Krankheit. Der Arzt. Die Apotheke. Die Genesung. (Verhaltungsmassregeln: Gesundheitspflege).

Gesang: Nun danket alle Gott. — Herr, der du mir das Leben.

VIII. Eine unverhoffte Freude.

Erdkundliches: Witterung. Jahreszeiten.

Pflanzenkundliches: Feldbau. Die Aussaat. Die Gerste. Das Getreide. Das Getreidefeld.

Gesang: Wollt ihr wissen, wie der Bauer.

Zeichnen: Egge, Pflug. Wagen. Walze.

Handfertigkeitsunterricht: Bestellung des Schulgartens. (Aussaat) und Pflege. (Erstere ist schon früher erfolgt. Sie wiederholt sich nur, um genauere Beobachtungen und Versuche anzustellen).

IX. Die Ernte.

Gesellschaftskundliches: Erntefest. Weltliche und kirchliche Feier.

Erdkundliches: Witterung. Jahreszeiten. Fortsetzung.

Pflanzenkundliches: Die reife Gerste. Das reife Getreide. Die verschiedenen Getreidearten.

Gesang: Wollt ihr wissen, wie der Bauer. V. 2. — Hört ihr's, ihr Drescher? Nun schlägt es schon drei.

Zeichnen: Sichel. Sense. Garbe. Wagen, leer und beladen. Korb. — Dreschflegel.

Handfertigkeitsunterricht: Korbflechten. — Pflege des Schulgartens. Ernte, soweit sie möglich.

X. Robinson sieht sich weiter auf der Insel um.

Gesellschaftskundliches: Der Verkehr: Strassen. Wegweiser. Führer. — Eisenbahnen. Posten. Benachrichtigung.

Erdkundliches: Himmelsrichtungen: Sonne. Mond. Sterne.

Maigang: Erweiterung des heimatkundlichen Stoffes.

Turnfahrt: Fortsetzung: Mündung des Ortsflusses. Zuflüsschen. Nachbardörfer und -städte. (Verkehr.) Nachbarberge und -gebirge.

Pflanzenkundliches: Unsre Waldbäume. Die Waldblumen. Die Wiese mit ihren Blumen.

Tierkundliches: Wald- und Wiesentiere. Stubenvögel. (Naturkundliche Gruppen!)

Gesang: Wem Gott will rechte Gunst erweisen. — Im Walde möcht' ich leben. — Die Luft ist blau. — Vöglein im hohen Baum. — Kommt ein Vogel geflogen.

Zeichnen: Wegweiser. Strassen. Bahnlinie. — Sonne. Die Mondphasen. Sterne. — Baum. — Heugabel. Rechen. Blume. — Route des Maigangs und der Turnfahrt. Erweiterung der heimatkundlichen Karte: Eintragung der Nachbardörfer und -städte, -berge, -flüsse. Mündung des Ortsflusses.

Handfertigkeitsunterricht: Die Reiserouten sind in Sandform nachzubilden. Ergänzung der schon gebildeten Sandformen aus der Erdkunde. — Rechen.

XI. Robinson feiert einen Jahrestag.

Gesellschaftskundliches: Unsere Feiertage. Wochentage. Unsere Gedenktage.

Gesang: Mein erst Geschäft sei Preis und Dank. — Wach auf, mein Herz. — Ach bleib' mit deiner Treue. — In allen meinen Thaten.

XII. Robinson als Handwerker.

1. Robinson als Tischler.

Gesellschaftskundliches: Aufgabe des Tischlers. Seine Werkzeuge. Seine Erzeugnisse.

Pflanzenkundliches: Das vom Tischler zu verarbeitende Material: Holz.

Mineralogisches: Eisernes Material. Eiserne Werkzeuge.

Zeichnen: Werkzeuge. Verfertigte Gegenstände.
Handfertigkeitsunterricht: Arbeit in der Tischlerwerkstatt.

2. Robinson als Töpfer.

Gesellschaftskundliches: Das Geschäft des Töpfers: Seine Werkzeuge. Seine Erzeugnisse.
Steinkundliches: Sein Arbeitsmaterial: Lehm. Thon. Porzellan. Glas.
Zeichnen: Erzeugnisse und Werkzeuge.
Handfertigkeitsunterricht: Formversuche mit Lehm und Thon.

3. Robinson als Fischer.

Gesellschaftskundliches: Der Fischer und sein Geschäft. Seine Werkzeuge und Hilfsmittel.
(Erdkundliches: Die heimatlichen Bäche und ihre Fische).
Tierkundliches: Die Fische der heimatlichen Gewässer. Seefische.
Zeichnen: Werkzeuge des Fischers. Fische.
Handfertigkeitsunterricht: Netzknüpfen.

4. Robinson als Ziegenfänger.

Gesellschaftskundliches: Der Jäger. Sein Geschäft, seine Hilfsmittel. Zweck.
Tierkundliches: Jagdhunde. Haushund etc. Jagdtiere. Das Wild in unsern Wäldern und Feldern.
Gesang: Mit dem Pfeil dem Bogen. — Im Wald und auf der Heide. — Im Wald, im grünen Wald. — Auf und an, spannt den Hahn.
Zeichnen: Werkzeuge und Hilfsmittel des Jägers.

5. Robinson als Bäcker.

Gesellschaftskundliches: Der Müller. Sein Geschäft. Die Mühle. Hilfsmittel. Zweck. Arten der Mühlen.
Der Bäcker. Sein Geschäft, seine Hilfsmittel, sein Zweck. Brot- und Zuckerbäcker.
Gesang: Mahle, Mühlchen, mahle lustig. — Es klappert die Mühle am rauschenden Bach. — Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack. — Müller, hast du nichts zu mahlen. — Seht die Mühle, wie sie geht.
Zeichnen: Mühle. Mühlengeräte. Werkzeuge und Erzeugnisse des Bäckers.

Handfertigkeitsunterricht: Bau eines Herdes aus selbstgefertigten Lehmsteinen. Mehlbereitung mittelst Mörser und Stösser. Brotbereitung.

XIII. Robinson macht sich Kleider.

Gesellschaftskundliches: Der Schneider, sein Geschäft, seine Hilfsmittel, sein Zweck.
Der Weber. Hilfsmittel. Zweck.
Der Schuhmacher. (Siehe oben.)
Der Gerber. (Siehe oben.)
Zeichnen: Hilfsmittel und Erzeugnisse des Schneiders und Webers.
Handfertigkeitsunterricht: Nähen. Papiermuster.

XIV. Robinson baut sich einen Kahn.

Gesellschaftskundliches: Kahn- und Schiffsbau.[1])
Zeichnen: Hilfsmittel. Rep. Kahn und Schiff.
Gesellschaftkundliches: Die Arbeit. Die Geschäfte. Ihr Zweck. Ihre Hilfsmittel. Die Arbeitsteilung.

XV.—XXIV. Robinson und Freitag. Schluss.

Gesellschaftskundliches: Siehe Zusammenstellung. Dem Schlussstücke kann die Zusammenstellung des erarbeiteten Konzentrationsmaterials parallel laufen.
Zeichnen und Handfertigkeitsunterricht werden ihre Stoffe zumeist dem „Volkswirtschaftlichen" entnehmen.
Gesang: Weihnachtslieder.
Choräle, dem eingeschobenen biblischen Kursus zu entnehmen.

---

[1]) Ist nach Lage der Verhältnisse zu berücksichtigen.



Zusammenstellung

der erarbeiteten gesellschaftskundlichen, erdkundlichen und naturkundlichen Konzentrationsstoffe.

1. Gesellschaftskunde.[1])

Der einzelne Mensch. —
— Die Familie.
— Die Gemeinde.
Der Staat.

Aufgaben und Pflichten derselben:

Landesschutz: Militär. Militäranstalten. Waffen. Kaiser. König. Grossherzog.

Rechtsschutz: Polizei. Bürgermeister. Gericht. Anstalten und Personen zu genanntem Zweck.

— Volkswirtschaft: Die Berufe:

Fischer, Jäger, Zimmermann, Maurer, Gerber, Schuhmacher, Weber, Schneider; Landwirt, Müller, Bäcker, Tischler, Töpfer; Kaufmann, Handel: Schiffahrt. Verkehrsmittel. — Schreibzeug. Feuerzeug. Feuer. Licht. — Geld.

Vom Schlafen und Wachen. Zeiteinteilung. Kalender. Feiertage. Wochentage. Gedenktage. Denkmäler.

Die Arbeit. Zweck. Arbeitsteilung.

---

[1]) Vergl. hierzu: Dörpfeld: „Repetitorium der Gesellschaftskunde" und „Die Gesellschaftskunde", Begleitwort zu ersterem. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. III. und II. Auflage.

Ein sehr wertvolles Hilfsmittel zur Anfertigung von Präparationen zu diesen Konzentrationsstoffen und gleichzeitigen Fixierung gemachter Beobachtung auf den Gebieten des Unterrichts, der Regierung, Zucht und Körperpflege ist das „Tagebuch für Unterricht und Erziehung" von J. Trüper, Direktor der Anstalt für schwererziehbare Kinder auf der Sophienhöhe bei Jena. (Selbstverlag.)

Vergl. auch: Dörpfeld: Grundlinien einer Theorie des Lehrplanes. Gütersloh 1873.

Gesundheitspflege: Krankheit, Arzt, Apotheke; Genesung. Verhaltungsmassregeln.

Belehrung: Die Schule. — Der Lehrling. Geselle. Meister. (Lehrer.)

Seelsorge: Die Kirche. Der Geistliche. Feststellung bestimmer Glaubenssätze. Vergl. den eingeschobenen biblischen Kursus.

2. Erdkunde.

Die Gestirne. Himmelsrichtungen. —

Witterung. Jahreszeiten. Jahreseinteilung.

Das Wohnhaus mit seinen Anlagen.

Der Wohnort.

Der Ortsfluss. Seine Quelle. Seine Mündung. Seine Berge, Zuflüsse, Dörfer und Städte.

3. Pflanzenkunde.

Feldbau. Saat und Ernte. Das Getreide. Mais.

Der Wald. Unsre Waldbäume und Waldblumen. Bauholz.

Die Wiese. Wiesenblumen.

4. Tierkunde.

Die Haustiere. Ihr Leben und ihr Nutzen.

Die Waldtiere. Jagdtiere. Vögel.

Die Wiesentiere. Viehherden.

Die Wassertiere. Fische.

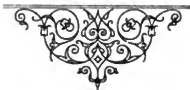
Die Stubenvögel.

5. Steinkunde.

Bausteine. Steinbruch.

Lehm. Thon. Porzellan. Glas.

Eisen. — Gold, Silber, Nickel, Kupfer.



Inhalt.

Herrn Van Liew zur freundl. Erinnerung
Jena, Sommer-Halbjahr 1892 W. Rein

Thüringische Sagen

und

Nibelungen

Historisches Lesebuch

für das dritte und vierte Schuljahr

Von den

Verfassern der „Schuljahre“

Zweite Auflage

Dresden
Verlag von Bleyl & Kaemmerer
(Paul Th. Kaemmerer)
1890

Vorbemerkungen.

---

1. Das vorliegende historische Lesebuch ist für das dritte und vierte Schuljahr bestimmt. Vorausgesetzt wird die Durcharbeitung der betreffenden Stoffe im Gesinnungsunterricht. (Siehe das „dritte“ und „vierte“ Schuljahr, 3. Aufl. Dresden, Bleyl & Kaemmerer.)
2. An der Bearbeitung vorliegender Lesestoffe ist außer den Verfassern der „Schuljahre“ auch Herr Dr. **A. Gliedner**, Seminarlehrer in Eisenach, beteiligt.

A. Thüringische Sagen.

I. Ludwig der Springer.

1. Wie die Wartburg erbaut wurde.

Graf Ludwig von Thüringen, den man den Springer nannte, jagte einmal am Inselberge und traf da ein Stück Wild an. Dem ritt er nach bis an die Hörsel bei Eisenach und von da bis auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt. Daselbst wartete er auf sein Gesinde. Der Berg gefiel ihm wohl, so daß er Lust bekam, darauf zu bauen. Aber der Berg gehörte nicht ihm, sondern den Herren von Metilstein und Frankenstein. Er sann deshalb auf Mittel und Wege, wie er's anfinge und den Berg an sich brächte.

Da kam er auf eine List. Des Nachts schickte er Leute aus und ließ heimlich Erde in Körben von seinem Lande auf den Berg tragen. Danach erbaute er einen Bergfried.

Deshalb verklagten ihn die Herren von Frankenstein beim Kaiser, daß er sich des Ihrigen mit Gewalt bemächtige. Als er nun deshalb zur Rede gesetzt ward, gab er zur Antwort, er hätte die Burg auf das Seine gebaut. Da sagte der Kaiser: Wenn du mit zwölf redlichen Männern aus der Ritterschaft beweisen kannst oder selbst einen Eid schwören willst, daß das Land, darauf du gebaut hast, dein ist, so sollst du es behalten.

Darauf hatte er bald zwölf Ritter erkoren, welche ihm zuvor behilflich gewesen waren, Erde von seinem Lande auf den Berg zu tragen. Dieselben steckten ihre Schwerter in die Erde, die er hatte darauf tragen lassen, und schwuren, daß ihr Herr, der Graf Ludwig, da auf dem Seinen stünde und vor Alters der Boden zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe. Damit behielt er den Berg und fing also an, das Schloß und die Burg zu bauen.

Er ließ nun Steine vom Seeberg bei Gotha holen und baute das Schloß, Kemnaten und Türme darauf, ließ auch den Kaiser bitten, daß er's dürfte mit übergüldetem Kupfer decken. Der Kaiser aber wollte solches nicht gestatten; da wurde es mit Blei gedeckt. Später ist das Dach abgebrannt und nunmehr mit Ziegeln und Schiefer bedeckt.

In der Zeit aber, als die Wartburg gebaut wurde, war Hunger und Sterben überall. Die armen Leute haben an der Burg um das liebe Brot gearbeitet und Gott gedankt, daß sie dasselbe noch haben konnten.

Als nun Ludwig der Springer die Wartburg köstlich errichtet hatte und die teuern Jahre ein Ende nahmen, baute er auch den Wall und den Ring mit den Gräben und Mauern, wo jetzt die Stadt Eisenach liegt. Jede Dorfschaft im Lande zu Thüringen mußte da ein Stück der Mauern machen lassen, dazu arbeiten und Fuhren thun, wie man es noch jetzt merkt an der Bauart der Mauern.

2. Warum Ludwig der Springer genannt wurde.

Graf Ludwig saß einstmals gefangen auf dem Schloß Giebichenstein bei Halle. Zwei Jahre wurde er dort in einem Gefängnis fest gehalten, doch ohne Fessel. Der Kaiser hatte ihm den Tod zuerkannt. Kurz vor dem Tage, an welchem die Todesstrafe ihn treffen sollte, spielte er mit einigen Männern am Brett. Als er von denselben vernahm, daß er nicht wohl mit dem Leben davon kommen möchte, stand er alsbald vom Spiele auf, ging zur Seite und gelobte, dem heiligen Ulrich eine Kirche zu erbauen, wenn er durch seinen Schutz aus der Not und vom Tode gerettet würde.

Darauf verstellte er sich, klagte über großen Frost und that deswegen viele und weite Kleider an. Dann ging er in seinem Gefängnis auf und ab, während die Männer, die bei ihm waren, am Brett weiter spielten und seiner nicht sonderlich achteten. Unterdessen sah er durch das Fenster und gewahrte unten jenseits der Saale, welche am Fuße des Berges vorbeifließt, einen seiner Diener. Dieser ritt mit seinem weißen Hengste, welcher der Schwan hieß, dem Ufer des Flusses zu. Sogleich lief Ludwig zum Fenster und stürzte sich mit seinen Kleidern, die vom Winde weit ausgebreitet wurden, hinab in das Wasser. Als er die Oberfläche desselben berührt hatte, erfaßte ihn der Diener, setzte ihn auf das Pferd und befreite ihn von der Gefahr des Todes.

Als der Graf Ludwig heim in seine Stadt Sangerhausen kam, dankte er Gott für seine Rettung und erbaute eine schöne Kirche dem

St. Ulrich. An ihren Eingang ließ er einen lateinischen Vers in Stein hauen, der da verdeutscht also lautet:

Empfah' du heiliger Ulrich
Dies Haus von mir, darum, daß du mich
Von Fesseln hast entbunden,
Wie ich dir gelobt in jenen Stunden.

Von diesem Sprunge aus dem Schlosse aber heißt er Ludwig der Springer.

3. Warum Ludwig gefangen genommen wurde.

In jener Zeit wohnte ein Graf Friedrich, Pfalzgraf zu Sachsen, auf seiner Burg Scheiplitz an der Unstrut. Der hatte ein gar junges, schönes Weib, genannt Adelheid. Diese gewann der Graf Ludwig lieb. Auch die Frau war ihm zugethan und hielt oft freundliche Gespräche mit ihm. Dabei riet sie ihm, daß er ihren Herrn, den Pfalzgrafen, töten und sie zur Ehe nehmen sollte. Auch schlug sie ihm vor, daß er auf einen Tag, den sie ihm benannte, jagen sollte bei dem Schlosse Scheiplitz; sie wollte dann ihren Mann dazu anhalten, ihm das zu wehren.

Der Graf Ludwig nahm den Vorschlag an und kam auf den bestimmten Tag, ließ in dem Walde seine Hörner erschallen und ermunterte durch Zuruf die Hunde. Inzwischen saß der Pfalzgraf in einem Bade, wie das so bestimmt und verabredet war. Alsbald lief Frau Adelheid stürmisch zu ihrem Mann und sprach höhnisch zu ihm: „Dieweil du hier sitzest und dich pflegst, verlierst du dein Recht und läßt dir jagen bis vor die Nase."

Bei diesen Worten fuhr der Pfalzgraf aus dem Bade, warf einen Mantel über sein Badehemd, sprang auf einen Hengst, jagte dem Grafen Ludwig nach mit Geschrei und strafte ihn mit Worten. Dieser aber wandte sich gegen ihn und stach ihn nieder mit seinem Jagdspieß.

Als so der Pfalzgraf Friedrich erstochen war, wurde große Klage erhoben von seinen Freunden und von seinem Weibe, wiewohl ihr das nicht sehr leid war. Und man begrub ihn zu Gosek in dem Münster, das an der Saale liegt neben der Neuenburg und von demselben Pfalzgrafen gestiftet war. An die Stätte aber, wo er ermordet wurde, hat man zum ewigen Gedächtnis ein steinernes Kreuz gesetzt. Daran ist auf der einen Seite ein Jagdspieß eingehauen, auf der andern Seite aber stehen die Worte: „Im Jahre des Herrn 1065 starb hier Pfalzgraf Friedrich; mit einem Spieß hat ihn der Graf Ludwig getötet."

Als aber das Jahr zu Ende ging, da nahm Graf Ludwig von

Thüringen Frau Adelheid zum Weibe. Er führte sie mit sich heim auf die Schauenburg und hielt da mit großer Pracht die Hochzeit.

Die Freunde und Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen konnten aber dessen Tod nicht vergessen. Sie klagten den Grafen Ludwig bei dem Kaiser an wegen der Frevelthat, die er um des schönen Weibes willen an dem Pfalzgrafen begangen hatte. Auf Befehl des Kaisers wurde nun Ludwig gefangen genommen und auf das Schloß Giebichenstein gebracht.

4. Wie Ludwig Buße thut.

Frau Adelheid hatte aber seit jener bösen That keine Ruhe mehr. Sie gedachte ihr Leben zu bessern und auch den Grafen Ludwig zur Buße zu bewegen.

Einmal an einem Charfreitag bat Frau Adelheid den Grafen Ludwig, daß er mit ihr essen möchte. Als nun beide miteinander zu Tische saßen, ließ sie viele Gerichte auftragen von allerlei Fleisch, gesotten und gebraten. Da das der Graf sah, erschrak er und fragte: „Was hat das zu bedeuten? Ist es nicht unziemlich, solche Speisen zu genießen an dem Tage, an welchem unser Erlöser am Kreuze gelitten hat?" „Wenn es uns nicht geziemt," sprach Frau Adelheid, „diese Speisen zu genießen, wie vielmehr ist es thöricht und unziemlich, daß wir unsere Sünden, die gewachsen sind bis in den Himmel, in Reue und Leid nicht tilgen?"

Der Graf Ludwig beugte bei diesen Worten das Haupt nieder, ging in sich und begann sehr zu weinen. Er gelobte Gott, sein Leben zu bessern, und gedachte, seine Sünden mit Almosen und frommen Werken zu büßen. Und als er seines Hauses Angelegenheiten wohl geordnet, seine Söhne und Töchter verheiratet hatte, ließ er seinen guten Freund, den frommen und gerechten Bischof Herand, zu sich kommen und den Abt Gyselbert, bekannte diesen aufrichtig seinen Willen und seine Gedanken, begehrte ihren Rat und versprach in allen Dingen treuen Gehorsam. Diese Männer, welche die Reue seines Herzens wohl erkannten, rieten ihm, daß er ein Kloster bauen und selbst ein Mönch in dem Kloster werden möchte.

Diesem Rate folgte der Graf Ludwig und suchte von dieser Zeit an eine bequeme Stätte, ein Kloster dahin zu bauen.

Nun wohnte nahe bei dem Schlosse Schauenburg in dem Walde ein Töpfer, der hieß Reinher, bei einem großen tiefen Borne, der stark ausfloß. Dieser sah alle Nächte zwei schöne Kerzen nicht fern von seinem Hause brennen. Das verwunderte ihn sehr, und wenn er dann

an die Stelle kam, so fand er nichts mehr. Dieses Wunder zeigte er auch den anderen Leuten, die in dem Walde wohnten, und bald erfuhr es auch Graf Ludwig; der ritt hin zu dem Töpfer Reinher und fragte ihn selbst darum. Als er von diesem die Wahrheit gehört und das Wunder selbst geschaut hatte, gedachte er an sein Gelübde und glaubte, daß Gott durch die Lichter die Stelle selbst erwählt habe, an welche das Kloster kommen sollte.

Alsbald ließ er die Stätte räumen, die Bäume abhauen und an die Stelle ein Kloster bauen, das er Reinhersborn nannte nach dem Borne, der dort floß, und nach dem Töpfer, der dabei wohnte. Da, wo das eine Licht gebrannt hatte, lag das Kloster mit dem Münster. Da, wo das andere gebrannt hatte, befand sich eine Kapelle der heiligen Jungfrau.

Das Kloster ward aber nachmals sehr berühmt, und viele alte Landgrafen zu Hessen und Thüringen liegen dort begraben.

II. Ludwig der Eiserne.

5. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwalde lag eine alte Schmiede. Die hieß die Landgrafenschmiede. Von einem strengen, unbiegsamen Mann pflegte man schon vor langen Zeiten im Sprichwort zu sagen: Der ist hart geworden in der Landgrafenschmiede.

Landgraf Ludwig der Eiserne war in seiner Jugend ein milder und gütiger Herr, demütig und nachsichtig gegen jedermann. Wegen dieser Milde wurden seine Junker und Edelleute hochmütig und stolz. Sie vergaßen seine Güte und Nachsicht, schmähten ihn, nannten ihn einen Thoren, der zur Regierung nicht tauge, und achteten seine Gebote nicht hoch. Auch beschwerten sie seine Unterthanen an allen Enden, schatzten und drückten sie sehr und thaten ihnen viel Unrecht.

Es trug sich aber einmal zu, daß der Landgraf zur Jagd ausritt auf den Wald und ein Wild antraf. Diesem folgte er eifrig nach. Er verirrte sich, und die Nacht brach herein. Da gewahrte er ein Feuer, richtete sich danach und kam in die Ruhl zu einem Waldschmiede. Der Landgraf war mit schlechten Kleidern angethan und hatte ein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger," war die Antwort. Da sprach der Schmied: „Pfui, des Landgrafen! Wer ihn nennet, sollte allemal das Maul wischen."

Der Landgraf schwieg. „Ich will dich herbergen," sprach zuletzt der Schmied, „dort in dem Schuppen findest du Heu, da magst du dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen behalte ich dich nicht bei mir."

Der Schmied arbeitete die ganze Nacht hindurch. Wenn er mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, so sprach er bei jedem Schlage: „Landgraf, werde hart, Landgraf, werde hart, wie dies Eisen!" Und er schalt seinen Herrn, den Landgrafen, und sprach: „Nun werde hart, du böser, unseliger Herr! Was nützest du den armen Leuten? Siehst du nicht, wie deine Edelleute die Unterthanen plagen?" Und er erzählte die ganze lange Nacht, was für Böses die Beamten des Landgrafen an den armen Unterthanen übten. „Und wenn dann, sagte er, die Unterthanen klagen, so ist niemand da, der ihnen Hilfe thut; denn der Herr nimmt es nicht an, die Ritter spotten seiner hinterwärts, heißen ihn Landgraf Metz und halten ihn gar unwert."

Also hieß der Schmied den Herrn mit Fluchen und Schelten hart werden wie das Eisen und trieb solches die ganze Nacht durch.

Der Landgraf aber konnte nicht schlafen, hörte alles gar wohl, nahm es zu Herzen und ward von Stund an scharf und ernsthaft in seinem Gemüt. Auch fing er an, die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

6. Warum Ludwig der Eiserne genannt wurde.

Als einmal der Landgraf einen seiner Ritter, der sich wider ihn vergangen hatte, strafen wollte, sammelten sich die andern und wollten solches nicht leiden. Da kam es zu einem Streit mit ihnen bei der Naumburg an der Saale, und der Landgraf bezwang und fing sie und führte sie mit sich auf seine Burg. Da strafte er sie zuerst nach Gebühr mit harten Worten, daß sie den Eid, welchen sie geschworen, so schlecht und böslich gehalten hätten. Er sprach zu ihnen: „Nun wollte ich zwar eure Untreue wohl, wie sich's gebührt, bestrafen. Wenn ich's aber thäte, spräche man vielleicht, ich tötete meine eigenen Diener. Und sollte ich euch schatzen, so spräche man auch übel von mir. Ließe ich euch aber los und ungestraft von mir kommen, so achtet ihr meines Zornes ferner nicht."

Danach führte der Landgraf sie zu Felde, fand dort auf einem Acker einen Pflug, spannte in denselben die ungehorsamen Edelleute je vier in ihren Hemden und ackerte mit ihnen. Die Diener hielten den Pflug, er selber hieb mit einer Geißel auf die vorgespannten Edelleute

und trieb sie an, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. So pflügte er den ganzen Acker, mit je vieren eine Furche.

Alsdann ließ er den Acker mit großen Steinen bezeichnen zum ewigen Gedächtnis und nannte ihn den Edelacker. Die gedemütigten Ritter führte er wieder mit sich auf die Naumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten.

Der Landgraf wurde nun im ganzen Lande sehr gefürchtet, und wo die, welche am Pfluge gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, seufzten sie und schämten sich sehr.

Diese Geschichte erscholl an allen Enden im deutschen Lande. Etliche schalten den Herrn und wurden ihm gram. Manche tadelten die Untreue der Beamten. Andere meinten, sie wollten sich eher töten lassen, als in den Pflug spannen. Einige demütigten sich auch gegen ihren Herrn; denen that er Gutes und hatte sie lieb. Andere dagegen wollten ihren Schimpf gar nicht vergessen, sondern standen ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Wenn er aber solche ertappte, ließ er sie henken oder enthaupten. Darum gewann er viele heimliche Neider und Feinde unter ihren Kindern und Freunden und ging deshalb mit seinen Dienern stets in einem eisernen Panzer. Darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

7. Ludwig baut eine Mauer um die Neuenburg.

Als der Kaiser Friedrich Rotbart von einem Kriegszuge heimkehrte, herbergte er mit seinem Schwager Landgraf Ludwig dem Eisernen auf der Neuenburg an der Unstrut. Daselbst blieb er etliche Tage, seinem Schwager und seiner Schwester zu Liebe, und sie waren miteinander fröhlich. Nun behagte ihm das Schloß mit seinen herrlichen Gebäuden gar wohl, und er sprach: „Das ist ein rechtes Fürstenschloß. Es fehlt ihm weiter nichts als eine Mauer.“ Das hörte der Landgraf und sprach: „Herr, es sollen keine zwei Nächte vergehen, da will ich eine so gute und köstliche Mauer um diese Burg machen lassen, daß in Thüringen ihresgleichen nirgends gefunden wird.“ Über diese Rede verwunderte sich der Kaiser und sprach: „Wenn alle Steinmetzen des Reiches hier beisammen wären, so möchte das kaum geschehen.“

Am andern Tage sandte der Landgraf heimlich nach seinen Grafen und Mannen, daß sie in der Nacht zu ihm kämen, wohl gewappnet und aufs beste geschmückt. Und er stellte sie mit ihren gekrönten Helmen um die Burg, daß einer an dem andern stand, und ihre Knechte davor mit ihren Schilden. Und wo ein Mauerturm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner.

Des Morgens aber, als der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg und ließ ihn die Mauer beschauen. Da bekannte der Kaiser, daß er eine köstlichere und festere Mauer noch niemals gesehen habe.

8. Ludwigs Leichnam wird von seinen Rittern zu Grabe getragen.

Als dem eisernen Landgrafen die Zeit seines Todes nahte und er krank auf der Neuenburg zu Bette lag, entbot er zu sich seine Ritter, die ihm widerspenstig gewesen, und sprach zu ihnen: „Ich weiß, daß ich sterben muß und von dieser Krankheit nicht genesen werde. Darum gebiete ich euch, daß ihr mich, wenn ich gestorben bin, mit allen Ehren begrabet und mich auf euern Schultern von hinnen bis gen Reinhardsbrunn traget.“ Solches mußten sie ihm geloben bei ihrem Eide und ihrer Treue, denn sie fürchteten ihn mehr als den Teufel.

Und sie leisteten, was sie gelobt und versprochen hatten. Denn als der Landgraf gestorben war, trugen sie ihn weiter als zehn Meilen Wegs auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn. Sie waren in Angst und Furcht, daß er noch lebend wäre und sie nur versuchen wollte. Auch glaubten sie, daß seine Söhne es an ihnen rächen würden, wenn sie ihr Gelübde nicht hielten. Das Begräbnis aber wurde von dem Erzbischof Wichmann in Magdeburg herrlich und schön vollzogen. Viele Fürsten und Herren und unzähliges Volk war dabei. Der Landgraf wurde begraben beim Altare des heiligen Kreuzes in der Kirche zu Reinhardsbrunn.

III. Ludwig der Milde.

9. Das St. Georgenbanner.

Ludwig, der dritte Landgraf von Thüringen und Hessen, genannt der Milde, unternahm mit seinem Oheim, dem Kaiser Rotbart, eine Kreuzfahrt in das heilige Land. Dort verrichtete er viele tapfere Thaten als ein rechter Christenheld unter dem Beistande Gottes und des heiligen Georg. Diesen verehrte er als seinen besondern Schutzpatron. Schon früher hatte er zu dessen Ehre daheim auf dem Markte zu Eisenach eine Kirche erbauen lassen. Dieser ritterliche Heilige half ihm im Streite gegen die Heiden siegen und gab ihm ein Kreuzbanner, welches dem auf seinem Schilde glich, als ein rechtes Siegeszeichen und Siegespfand. Denn als sich das Christenheer einmal in großer Not und Gefahr befand, rief der fromme Landgraf Gott um seine Hilfe und seinen Bei-

stand an. Alsbald gewahrte er in der Ferne einen stattlichen Ritter auf weißem Rosse nahen, dessen Rüstung und Fahne mit einem roten Kreuze gezeichnet war. Der Ritter steckte seine Fahne in die Erde und sprach zu dem Landgrafen: „Mit diesem Banner wirst du siegen," und verschwand. Der Landgraf aber und alle andern erkannten in ihm den heiligen Georg. Und als nun viele Kreuzfahrer die Fahne mit ihren Händen erfaßten und aus der Erde ziehen wollten, vermochte es keiner von ihnen, nur der Landgraf zog sie mit großer Behendigkeit heraus.

Mit diesem Banner, welches Siegehart, das ist Siegesfahne, genannt wurde, schlug der Landgraf die Feinde alsbald in die Flucht und trieb sie in ihr Lager zurück. Unter diesem Banner führte auch Ludwig der Milde vor dem Kaiser den Vorstreit und siegte noch oft gegen die Ungläubigen. Und als er dann in dem gelobten Lande erkrankt und auf seiner Heimfahrt auf einer Insel gestorben war, wurde das Banner von den Seinen auf die Wartburg gebracht. Nach langer Zeit aber kam es auf das Schloß Tharandt in Sachsen. Später verbrannte das Schloß. Da haben viele Leute diese Georgenfahne zu dem Fenster hinaus in die Luft fliegen sehen; niemand aber wußte zu sagen, wohin sie gekommen ist.

IV. Landgraf Hermann.

10. Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1207 Jahre, hatte der Landgraf Hermann unter seinem Hofgesinde auf der Wartburg sechs ehrsame, tugendhafte Männer, hohe Meister im Gesange und in der Dichtkunst, die gegenseitig widereinander dichteten. Der eine war genannt Heinrich der tugendsame Schreiber, der andere Walther von der Vogelweide, der dritte Reinhard von Zweter, der vierte Wolfram von Eschenbach, der fünfte hieß Bitterolf, der sechste und der geschickteste hieß Heinrich von Ofterdingen. Dieser stritt allein wider die andern alle, pries und erhob in seinem Lobe den Herzog von Österreich über den edlen Landgrafen Hermann in solcher Weise, daß er in seinem Gedichte den genannten Herzog der klaren Sonne verglich. Dagegen lobten die andern fünf den hochgebornen, erlauchten Fürsten, Landgrafen Hermann, und verglichen ihn dem lichten Tage. Darüber kamen sie so ernstlich aneinander, daß sie ausmachten, wer da verliere, den sollte man hängen. Da kam auch herbei der Henker und hielt Stränge bereit in seinen Händen.

Nun war Haß und Erbitterung so groß unter ihnen, daß die fünf verabredeten, sie wollten um die Meisterschaft mit Würfeln spielen. Dabei gewannen die fünf mit falschen Würfeln Heinrich von Ofterdingen die Meisterschaft ab in Gegenwart des Henkers. Da nun Ofterdingen sah, wie es ausging, floh er unter den Mantel der edlen Landgräfin Sophie, um des Schutzes willen, den er da fand. Da mußten sie ihn in Ruhe lassen. Und er machte mit ihnen aus, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben. Er wolle sich aufmachen nach Ungarn und dort einen Meister holen. Was der urteile, solle gelten. Dem stimmten die andern bei.

Heinrich von Ofterdingen zog nun nach Österreich und ward da von dem edlen Herzog, dessen Lob er gepriesen hatte, herrlich empfangen und reich beschenkt. Insbesondere gab er ihm gute behilfliche Briefe an den Meister Clingsor, der zu der Zeit in Ungarn wohnte. Dieser Meister war edel und wohlgeboren und sehr reich, denn er hatte dreitausend Mark jährlich als Zins; auch war er ein gewandter und gelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohl erfahren in der Astronomie und Zauberei. Zu dem kam Ofterdingen mit des Herzogs Briefen und sagte ihm, warum er zu ihm gekommen wäre. Darüber gab ihm Meister Clingsor guten Trost, aber er zog die Zeit hin, daß er nicht mit ihm ging zur Wartburg bis auf den Abend vor dem bestimmten Tage, an welchem Meister Clingsor das Urteil sprechen sollte. Darüber war Heinrich von Ofterdingen nicht wenig besorgt und sprach: „Meister, ich fürchte, ihr laßt mich im Stiche, und ich muß allein und traurig meine Straße ziehen. Dann bin ich ehrlos und kann zeitlebens nimmermehr nach Thüringen.“ Da antwortete der Meister: „Sei unbesorgt.“ Und abends gab ihm der Meister einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer sank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und sich dazu und befahl seinen Geistern, daß sie ihn schnell nach Eisenach schaffen sollten. Das geschah, ehe der Tag erschien. Im Morgenschlafe hörte Heinrich bekannte Glocken läuten. Da sprach er: „Mir ist, als ob ich das mehr gehört hätte, und mich däucht, als ob ich in Eisenach wäre.“ „Dir träumt wohl,“ sprach der Meister. Jener aber stand auf und sah sich um; da merkte er, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott sei Lob, daß wir hier sind; das ist das Georgen-Thor, und das sind Leute aus Eisenach, die davor stehen und aufs Feld gehen wollen.“

So kamen sie beide in dieser Nacht von Ungarn nach Eisenach in den Hellgrafenhof, da wo jetzt der Gasthof zum Schiff steht.

Ehe aber Meister Clingsor auf die Wartburg zum Landgrafen

Hermann ging, saß er eines Abends vor seiner Herberge und hatte fleißig acht auf die Gestirne des Himmels. Da fragten ihn die Leute, welche zugegen waren, ob er nicht etwas Seltsames und Sonderliches merkte an den Gestirnen des Himmels. Er antwortete: „Ihr sollet wissen fürwahr, daß meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren wird in dieser Nacht, die wird genannt Elisabeth und wird eines heiligen Lebens sein. Sie soll auch diesem jungen Fürsten, Landgrafen Hermanns Sohne, zur Ehe gegeben werden, und von ihrem löblichen, heiligen Leben soll die ganze Erde, sonderlich aber dieses Land erfreuet und getröstet werden.“

Bald darauf ging Meister Clingsor auf die Wartburg und begann dort in dem Rittersaale eifrig mit Wolfram von Eschenbach zu ringen um die Meisterschaft im Dichten und Singen. Er vermochte ihn aber nicht zu überwinden. Deshalb nahm er Abschied von dem Landgrafen und fuhr samt seinen Knechten in der Decke weg, wie und woher er gekommen.

V. Die heilige Elisabeth.

11. Wie Elisabeth als vierjährige Braut auf die Wartburg kommt.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1211 Jahre, da sandte der Landgraf Hermann eine edle und würdige Botschaft nach Ungarn, zu bringen des Königs Tochter Elisabeth in das Thüringer Land, seinem Sohne zum künftigen Ehegemahl. Die Boten zogen dahin mit großem Gefolge und mit herrlicher Ausrüstung, wie es solcher werten Botschaft und so vornehmen Leuten wohl ziemet. Unterwegs ward ihnen überall große Höflichkeit und Ehre erwiesen von Fürsten und Herren, Edlen und Prälaten, durch deren Land sie zogen, auf der Hinfahrt und auf der Rückfahrt. So kamen sie nach Preßburg, wo sie in dem königlichen Schlosse empfangen wurden.

Der edle König von Ungarn, Andreas, der heiligen Elisabeth Vater, war ein gütiger, friedsamer Herr. Seine Frau, die Königin, war tugendsam und in allem erfahren und konnte die Geschäfte des Königreichs wohl ausrichten. Darum war sie besorgt, wie sie ihre Tochter reich und königlich hersenden möchte in das Thüringer Land. Als sie nun alle Dinge besorgt hatte zu der Heimfahrt und die Boten auch reichlich mit Silber, mit Gold und köstlichen Kleinoden begabt hatte, da übergab sie ihnen ihre Tochter, die liebe heilige Elisabeth, in einer silbernen Wiege mit köstlichen, seidenen Tüchern. Auch sandte sie zugleich

mit unzählig viel goldene und silberne Trinkgefäße, wertvolle Heftel, Kränze und Kronen, viel Schmuck an Ringen und Spangen, mit Edelsteinen reich besetzt, viel Paare Gewänder von schwerer und leichter Seide und goldgesticktem Tuche, und reiches Bettgewand von Purpur und Seiden mit anderem edlen und teuern Hausrate, den niemand zählen mag. Dazu noch besonders tausend Mark an feinem Silber und eine silberne Badewanne, darin das Mägdlein baden sollte.

Solch großer und reicher Schatz und so feine Kleinode, als die Königin ihrer Tochter mitgab, sind im Thüringer Lande nicht mehr gesehen worden. Und die Königin rühmte es laut und mit stolzer Freude, daß ihr Kind Elisabeth dem edlen jungen Fürsten von Thüringen, dem Landgrafen Ludwig, zum Ehegemahl werden sollte. „Saget eurem Herrn," sprach sie beim Abschied zu den Boten, „daß er sich wohl gehabe und gutes Mutes sei und diese kleinen Gaben nicht verschmähen möge; lässet Gott mich leben, so will ich dieselben noch um vieles reichlich bessern. Das sage ich euch in Wahrheit."

So schieden sie von dannen und kamen mit der Königstochter nach Thüringen. Sie waren sehr willkommen und wurden wohl empfangen. Elisabeth war vier Jahre alt, da sie ankamen, und Ludwig war elf Jahre alt. Und Elisabeth ward in ihrer Jugend mit großem Fleiße erzogen, wie das wohl billig war.

12. Von der treuen Liebe des jungen Landgrafen Ludwig zu seiner Braut Elisabeth.

Der junge Landgraf Ludwig, der vierte dieses Namens, hatte seine Braut innig lieb und war ihr von ganzer Seele zugethan, denn Gott selbst hatte ihn mit dieser Liebe erfüllt und sein ganzes Herz der fremden Königstochter zugeneigt. Wenn er sie allein fand, pflegte er recht gütlich mit ihr zu reden und tröstete sie freundlich und liebevoll mit süßen Worten. Wenn er über Land gewesen war und wieder heimkam, nahm er sie freundlich an seinen Arm und schenkte ihr irgend ein Kleinod, das er mitgebracht hatte.

Viele Hofleute zweifelten jedoch, ob der Landgraf sie bei sich behalten und zur Ehe nehmen oder sie heimsenden wollte nach Ungarn. Dagegen waren auch biedere Herren und Grafen, Ritter und Knechte, denen es herzlich leid gewesen wäre, wenn man sie wieder heimgesandt hätte, besonders der Ritter Herr Walther von Vargila, welcher vom Landgrafen Hermann nach Ungarn gesandt worden war und die heilige Elisabeth in das Land geführt hatte.

Dieser ritt einmal auf dem Felde zu dem edlen Landgrafen heran und sprach heimlich also zu ihm: „Gnädiger Herr, ich möchte euch etwas fragen, wollt ihr wohl auf meine Frage Bericht geben?“ „Frage nur getrost,“ antwortete ihm der milde Fürst, „was sich ziemet, will ich dir gern sagen.“ Da sprach Herr Walther, der gestrenge Ritter: „Lieber Herr, wollt ihr des Königs Tochter von Ungarn zur Ehe behalten oder wollt ihr sie wieder heim senden?“ Da zeigte der tugendsame Fürst auf den Inselberg und sprach: „Siehst du den großen Berg vor uns liegen? Wäre der von rotem Golde und wäre er mein, so wollte ich dem doch lieber entsagen, als meiner lieben Braut Elisabeth. Man sage, was man wolle; ich sage dir, daß sie mir lieb ist und ich auf dieser Erde nichts Lieberes habe.“

Darauf antwortete der Ritter: „Herr, darf ich ihr die Botschaft bringen?“ „Ja,“ sprach der Fürst, „das sollst du thun, und bringe ihr auch dazu das Wahrzeichen, das ich dir gebe.“ Und er zog aus seinem Beutel einen zweifachen Spiegel, der wohl gefaßt war und auf der einen Seite ein schlichtes, einfaches Glas, auf der andern aber ein Gemälde hatte, die Marter und das Leiden unseres Herrn und Heilandes. Diesen sandte er ihr in rechter, treuer Liebe.

Als Elisabeth den Spiegel in ihre Hand nahm, lachte sie freundlich und dankte dem trefflichen Ritter.

13. Landgraf Ludwig und der Löwe.

Derselbe Landgraf hatte auf der Wartburg einen Löwen. Dieser war dem Zwinger, darin er sich befand, eines Morgens entkommen und erhub ein gewaltiges Brüllen auf dem Burghofe, daß niemand sich ihm zu nähern wagte. Als das der Landgraf hörte, stand er eilig von seinem Lager auf, warf ein leichtes Kleid über und trat in seinen Bundschuhen kühn und unerschrocken dem Löwen entgegen. Er hob seine Hand drohend auf und rief unerschrockenen Mutes mit lauter Stimme ihn an. Alsbald legte sich der grimmige Löwe vor ihm nieder wie ein zahmes Hündlein und wedelte mit seinem Schweif.

Nicht ohne Mühe und Not, besonders mit Hilfe brennender Wische, wurde der Löwe wieder in seinen Käfig zurückgebracht. Der Wärter aber erhielt eine schwere Strafe.

14. Landgraf Ludwig und der Krämer.

Es war zur Zeit des edlen Landgrafen ein Krämer, der hatte gar einen armen Kram: Pfeifen, Löffel und Spangen. Da fragte ihn der

milde Fürst, als er auf den Jahrmarkt nach Eisenach kam und die großen, reichen Krämer beschauet hatte, wie er sich von diesem armen Kram ernähren könnte. Der Krämer antwortete: „Herr, wenn ich mit Frieden aus einem Lande in das andere ziehen könnte, so wäre mir mein Kram groß genug, und ich wollte mich wohl ernähren, auch sollte derselbe über ein Jahr besser sein.“ Da ward der Fürst mit Barmherzigkeit bewegt und sprach: „Guter Freund, wie hoch achtest du deinen Kram?“ „O Herr,“ antwortete jener, „ich gebe ihn euch um zehn Schillinge.“ „Gieb ihm die zehn Schillinge,“ sagte der Fürst zu seinem Diener; und zu dem Krämer sprach er: „Du sollst in meinem Gebiet wandern, wo du willst, darüber sollst du einen Brief erhalten, dagegen sollst du mir Treue geloben und halben Gewinst geben.“ Der arme Krämer war froh, gelobte, ihm treu zu sein, und nahm von dem Diener den Brief und das Geld. Alle Jahrmärkte kam er nach Eisenach und brachte alle Zeit seinem Herrn fremde Kleinode und zeigte ihm seinen Kram, der Fürst aber gab ihm Geld für die Kleinode. In kurzen Zeiten wuchs der Kram so groß, daß er ihn nicht mehr tragen konnte. Er kaufte daher einen Esel und trieb seinen Kram von einer Stadt zur andern.

Auf eine Zeit kam er mit seinem Esel in das Land Franken und legte allenthalben in den Städten seinen Kram aus. Als das etliche Ritter in Franken sahen, wurden sie einig und lauerten dem Krämer auf, nahmen ihm seinen Esel mit den Waren und setzten ihn auf ein Schloß bei Würzburg gefangen. Der Krämer zeigte seinen Brief vor, aber sie rissen ihn entzwei und kehrten sich nicht daran. Als er wieder frei war, ging der Krämer zu seinem Herrn, dem Landgrafen, und klagte ihm, wie er seinen köstlichen Kram verloren hätte. Darüber lachte der Fürst und sprach: „Lieber Geselle, fürchte nichts, du sollst jetzt hier bleiben und nicht weiter ziehen, bis wir wieder einen Kram angerichtet haben.“

Darauf zog der Fürst mit großer Macht nach Franken und brannte und verheerte das Land bis nach Würzburg. Da ließ ihn der Bischof fragen, warum er ihm so großen Schaden thue. Der Landgraf antwortete: „Ich suche meinen Esel.“ Als der Bischof solches vernahm, kam er selber zu dem Landgrafen und fragte ihn um den Esel. „Eure Mannen,“ sprach der Landgraf, „haben meinem Diener das Seinige genommen und ihn seines Esels und Krames beraubt.“ Von Stund an ward ihm der Esel und Kram wiedergebracht, und der Landgraf zog wieder heim nach Thüringen.

15. Elisabeth speist die Armen.

In vielen deutschen Ländern und auch in Thüringen war eine allgemeine Hungersnot. Sie währte schon bis in das dritte Jahr. Auch strafte Gott die Menschen um ihrer Sünde willen mit Krankheit und bösen Seuchen, und großes Wasser ergoß sich, wie es seit vielen Jahren nicht gesehen worden war.

In dieser Zeit der Trübsal und Angst war der Landgraf Ludwig fern von seinem Lande; er verweilte in Geschäften an des Kaisers Hof in Italien. Aber die heilige Elisabeth war daheim in aller Weise bedacht, die Not und das Unglück der armen und kranken Leute zu lindern und zu mildern. Sie erbaute unter der Wartburg ein Spital neben dem Brunnen, der noch jetzt der Elisabethenbrunnen genannt wird. Hier nahm sie achtundzwanzig arme und hilfsbedürftige Menschen auf, und wenn einer derselben starb, trat sogleich ein anderer an seine Stelle. Auch ließ sie unter ihrer Aufsicht an 400 Arme täglich Almosen und milde Gaben durch ihre Dienerschaft verteilen.

Aber einige von den Amtleuten und der Dienerschaft sahen die Milde und Barmherzigkeit der edlen Fürstin ungern. Als nun der Landgraf von seiner Reise heimgekehrt war, klagten sie bei ihm über die Unwirtschaftlichkeit und große Freigebigkeit seiner Gemahlin. Aber der tugendsame Fürst antwortete ihnen: „Lasset sie um Gottes Willen nur geben und armen Leuten nach ihrem Gefallen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg verbleiben. Ich weiß wohl aus der heiligen Schrift, daß Gott dem Herrn drei Dinge besonders wohlgefällig sind und auch bei den Menschen gut bestehen: Einträchtigkeit unter Brüdern, Liebe und Treue unter den Nebenmenschen und Mann und Frau, die beide einträchtig sind.“

16. Elisabeths Rosen.

Der Landgraf war in der Stadt Eisenach gewesen und ging wieder zurück nach der Wartburg. Unterwegs sah er die heilige Elisabeth mit einer ihrer liebsten Jungfrauen stehen. Beide kamen von der Burg herab und waren sehr beladen mit allerlei Speisen und Nahrungsmitteln. Diese trugen sie in Krügen und Körben unter ihren Mänteln und wollten sie den Armen bringen, die ihrer unten im Thale harrten. Der Landgraf hatte das alles wohl bemerkt und sprach, indem er ihnen die

Mäntel zugleich zurückschlug: „Lasset sehen, was ihr da traget!“ Dabei wurden die Speisen alsbald zu Rosen. Die heilige Elisabeth war darüber so heftig erschrocken, daß sie ihrem Gemahl auf seine Frage und Rede nichts zu sagen vermochte.

Dem Landgrafen that der Schrecken, den er seiner lieben Elisabeth verursacht hatte, gar leid. Schon wollte er freundlich und mit guten Worten ihr zusprechen, als ihm auf ihrem Haupte ein Bild des gekreuzigten Heilands als ein Kopfschmuck erschien, den er vorher nie gesehen hatte. Da wollte er die heilige Elisabeth nicht länger aufhalten; er ließ sie ihren Weg gehen und den Armen und Kranken nach ihrem Gefallen Gutes thun und ging weiter nach der Wartburg.

Am Wege, nahe unter der Kniebreche, wie die Leute sagen, stand ein Baum, in den ein Kreuz gehauen war. Dieser wurde später umgehauen, und zum Gedächtnis jenes hohen Wunders ist an die Stelle, wo es geschehen, ein steinernes Bild gesetzt worden.

17. Tod des Landgrafen Ludwig.

Der Landgraf Ludwig war auf seiner Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande erkrankt an einem tödlichen Fieber, das man den „Winter und Sommer“ nannte. Er starb zu Otranto am 11. September des Jahres 1227, im 28. Jahre seines Lebens.

Über sein letztes Stündlein hat der Mönch Berthold, des Landgrafen Reisekapellan, folgendes erzählt:

Nachdem der milde Fürst erkannt hatte, daß er von seinem Lager nicht wieder aufkommen würde mit dem Leben, ließ er den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem zu sich rufen. Der tröstete ihn und betete mit ihm. Als nun der Tod herantrat an das Lager des frommen Landgrafen und er in seinem Gebete die Gnaden und Freuden der ewigen Seligkeit begehrte, sah er, daß das Gemach, darin er lag, voll schneeweißer Tauben war, die von allen Seiten sein Bett umflogen. „Seht ihr nicht,“ sprach er zu denen, die zugegen waren, „die große Menge dieser schneeweißen Tauben?“ Man meinte, er täusche sich und rede ein wenig irre, aber nach einer kurzen Pause sprach er wieder: „Ich will und muß von hinnen fliegen mit diesen schneeweißen Tauben.“ Nachdem er diese Worte geredet hatte, entschlief er alsbald sanft und ruhig, und seine Seele ging zu Gott.

Diese Tauben sah auch ein Priester, einer von den Kapellanen des

Landgrafen, nach dem Aufgange der Sonne zufliegen, und in großer Verwunderung folgte er denselben mit seinen Augen, bis sie seinen Blicken entschwunden waren.

18. Die heilige Elisabeth wird von der Wartburg vertrieben.

Als der Landgraf Heinrich erfuhr, daß sein Bruder Ludwig gestorben war, fragte er die Seinen, wie er sich nun verhalten sollte. Die Ratgeber erteilten aber einen schlechten Rat, der wider Gott und Recht, wider Zucht und Ehre war. Sie sagten, er solle die Wartburg und Eisenach nun selber einnehmen und für sich behalten, dazu auch die Schlösser im Lande, die heilige Elisabeth aber mit ihren Kindern von der Wartburg ausweisen; auch sollte er selbst freien und Kinder gewinnen, auf die er das Land forterbte.

Diesem bösen Rate gab der Landgraf Gehör. Deshalb wurde die heilige Elisabeth mit ihren Kindern unbarmherzig von der Wartburg vertrieben. Zugleich hatte der Landgraf den Leuten in Eisenach sagen lassen, daß man ihm keinen Gefallen thäte, wenn man Elisabeth und ihre Kinder aufnähme und herbergte. So kam es, daß in der Stadt Eisenach niemand sie in sein Haus nahm. Sie mußte in ein Schenkhaus auf der Rolle nahe dem Markte gehen, worin sie den Tag über mit ihren Kindern verweilte. Des Nachts aber wollte der Mann sie nicht austreiben, und so blieb sie fröhlich und geduldig darin. Des Morgens in der Frühe ging sie mit ihren Kindern in die nahe Barfüßer-Kirche und bat, daß man singen möchte den Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir. Nach dem Gottesdienst verließ sie die Stadt Eisenach und fand in Marburg eine Zuflucht.

19. Tod der heiligen Elisabeth.

Nach dem Tode des Landgrafen Ludwig von Thüringen wollte der Kaiser Friedrich die heilige Elisabeth zu seiner Gemahlin haben. Aber sie weigerte sich und wies den Kaiser ab. Der Bischof von Babenberg aber lag ihr sehr an mit Bitten und mit Drohungen, daß sie den Kaiser nehmen sollte. Sie sprach: „Zwinget man mich, daß ich den Kaiser nehmen muß, so schneide ich mir selber die Nase ab.“ Da mußte der Kaiser und die Herren davon abstehen.

Nach Jahren starb die heilige Elisabeth und ward begraben zu Marburg. Als man sie auf die Bahre hob, kam ein Kardinal dahin

und der Bischof von Mainz und viele Prälaten, auch der Kaiser Friedrich traf mit etlichen Fürsten und vielen Herren ein. Da nun die heilige Frau erhoben ward, sprach der Kaiser: „Weil es nicht sollte sein, daß ich sie in ihrem Leben krönte, will ich sie im Tode krönen." Dabei nahm er die Krone von seinem Haupte und wollte sie der heiligen Frau Elisabeth aufsetzen. Darob strafte ihn der Bischof von Mainz mit harten Worten. Das machte den Kaiser zornig, und er schlug den Bischof an den Hals. Solches ward dem Papst Gregorius zu wissen gethan, und hierdurch erhob sich zuerst die Zweiung zwischen dem Kaiser und dem Papste.

B. Die Nibelungen.

A. Von Siegfrieds Heldenthaten und Tod.

I. Vom jungen Siegfried.

1. Siegfried tötet den Lindwurm.

Am Niederrhein, in der weithin bekannten Burg Santen, herrschten der König Siegmund und die Königin Siegelind. Sie hatten einen Sohn, Siegfried. Derselbe war von sehr schöner Gestalt und so kühn und stark, daß seinesgleichen nicht wieder zu finden war.

Schon bevor der kühne Held zum Mann erwuchs, hatte er Wunder der Tapferkeit mit seinem starken Arm verrichtet. Er konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis ihm sein Vater ein Schwert gab. Damit wollte er hinaus in die Fremde ziehen und große Thaten verrichten. Seine Eltern sahen das nicht gern; doch weil er durchaus nicht daheim bleiben wollte, ließen sie ihn endlich fort. Ein Schwert bekam er aber nicht.

Siegfried machte sich schnell auf und kam in ein Dorf, das vor einem Walde lag. Dort traf er einen Schmied. Von diesem begehrte er zu lernen, wie man ein gutes Schwert schmiede. Der Schmied erklärte sich bereit, wenn Siegfried ihm eine Zeit lang wie ein anderer Schmiedeknecht diene.

Siegfried war das zufrieden, richtete aber mit seiner großen Kraft viel Unheil an. Bald zerschlug er den Hammer, womit er schmieden sollte, bald schlug er so gewaltig auf das Eisen, daß es in Stücke sprang und der Ambos in die Erde sank. Wenn ihn der Meister oder die Gesellen darum schalten, so schlug er auf dieselben ein, daß sie schnell davon laufen mußten.

Deshalb wäre ihn der Meister gern wieder los gewesen und sprach eines Tages zu ihm: „Nun, so schmiede dir ein Schwert und mache damit die Probe an dem Lindwurm, der dort im Walde haust!“

Siegfried war froh und schmiedete, daß das ganze Haus erdröhnte und die Gesellen vor Furcht fortliefen. Als das Schwert vollendet war, sprang er hoch vor Freude und ließ sich den Aufenthalt des Ungeheuers zeigen, aber mitgehen wollte niemand.

Bald traf der junge Held auf eine Quelle, woraus er seinen Durst zu löschen gedachte; sie wurde aber von dem Lindwurm bewacht. Sofort begann der Kampf. Nach kurzer Zeit lag der Kopf des Wurms vor Siegfrieds Füßen, und das Blut rann in die Quelle.

Da bekam Siegfried Lust, sich in diesem Blut zu baden. Und siehe, von dem Bad wurde seine Haut so fest wie Horn; kein Pfeil, kein Schwert konnte eindringen. Nur eine Stelle zwischen den Schultern blieb verwundbar; auf diese war beim Baden ein Lindenblatt gefallen. Jetzt kehrte Siegfried wieder nach Hause zurück.

2. Wie Siegfried zum Ritter geschlagen wurde.

Siegfried war nun in das Alter gekommen, wo er ein Ritter werden konnte. Deshalb veranstaltete König Siegmund ein großes Fest. Alle Junker, die alt genug waren, wurden eingeladen. Sie sollten mit dem jungen Siegfried zu Rittern geschlagen werden.

Viele hundert Ritter und Junker fanden sich am Königshof in Santen ein. Der König und die Königin verteilten große Geschenke an Gold und prächtigen Kleidern. Früh gingen die Festgenossen in den Münster, dort sang man eine Messe, darauf erhielten die jungen Knappen den Ritterschlag.

Nach dem Gottesdienst begannen die großen Ritterspiele. Auf dem Burghof waren Sitze für die Gäste hergerichtet; die Streitrosse standen gesattelt; junge und alte Ritter stiegen auf und rannten gegeneinander. Pallas und Saal hallten wider von dem Dröhnen der Schilde und Speere; Lanzenschäfte wurden in großer Zahl zerbrochen, und manchen Splitter sah man im Hof fliegen.

Als genug turniert war, lud der König die Gäste zum Essen ein. Da gab es guter Speisen die Fülle und des besten Weins genug. Eine Menge Spielleute, die man „fahrendes Gesinde“ nannte, hatten sich eingestellt, um die Gäste während des Essens durch Singen, Spielen und Scherzen zu erheitern. Denn sie wußten wohl, daß man sie reich beschenken würde.

In solcher Weise währte das Fest sieben Tage lang. Alle hatten Siegfried liebgewonnen, und als die Herren auseinander gingen, da hörte man wohl sagen, Siegfried möge nun bald König werden. Das begehrte aber Siegfried nicht, so lange Siegmund und Siegelind lebten. Er zog aus zu manchem Streit, und von seinen Thaten erzählte man bald in allen Ländern.

II. Siegfried in Worms.

3. Die Helden am Hofe der Burgunden.

Zu Worms am Rhein lebten um diese Zeit drei edle, kühne und starke Königssöhne: Gunther, Gernot und Giselher. Ihr Vater war gestorben und hatte ihnen ein reiches, mächtiges Land als Erbe hinterlassen. Dieses Land wurde das „Reich der Burgunden" genannt.

Von den Rittern des Lands, die man auch Helden oder Recken nennt, dienten die besten den drei Königssöhnen. Da war Hagen von Tronje, sein Bruder Dankwart, Herr Ortwein von Metz, Volker von Alzei, Rumold, Sindold und Hunold.

Dankwart war Marschall, Ortwein Truchseß, Rumold Küchenmeister, Sindold Mundschenk und Hunold Kämmerer.

Außer diesen auserwählten Recken hatten die drei Könige noch viele andere gute Helden. Wollte man sie alle aufzählen und ihre ritterlichen Thaten schildern, so würde man damit nicht fertig werden.

4. Kriemhild und ihr schwerer Traum.

Auf dem Königshof wuchs auch die Schwester der Könige, Kriemhild, auf. Sie war so edel und schön, daß man in allen Landen eine schönere Jungfrau nicht finden konnte. Dabei war sie so tugendhaft, daß alle sie ehrten und liebten.

Ihr träumte einst, sie zöge sich einen starken, schönen und wilden Falken auf; aber es kamen zwei Adler, die zerrissen ihn vor ihren Augen. Darüber war sie sehr betrübt.

Den Traum erzählte sie ihrer Mutter Ute, und diese wußte keine andere Deutung als die: „Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann; Gott wolle ihn behüten, sonst muß er bald sterben." Da sprach Kriemhild: „Vielliebe Mutter, ein Mann soll mir kein großes Herzeleid bringen, ich habe an manchem Weib schon gesehen, wie auf die Liebe am Ende Leid folgte, darum will ich nie einen Mann haben."

Die Mutter aber entgegnete: „Verred' es nur nicht so völlig; du wirst erst recht glücklich werden, wenn du das Weib eines edlen, guten Ritters wirst."

Kriemhild wollte aber nichts davon wissen, wiewohl gar mancher edle Herr sie gern zum Weib genommen hätte.

5. Siegfried zieht nach Worms.

Einst hörte Siegfried, daß am Königshof in Burgund ein Mägdlein wäre, wie es schöner und edler nicht zu finden sei. Schon viele Herren seien ihretwegen nach Worms geritten, aber keiner habe sich die Zuneigung der hohen Jungfrau erworben.

Da sprach Siegfried: „Weil ihr mir schon längst geraten habt, eine Frau zu wählen, so will ich Kriemhilden nehmen, die schöne Jungfrau von Burgund. Ihrer braucht sich selbst der mächtigste Kaiser nicht zu schämen."

Diese Rede wurde dem König und der Königin angesagt. Sie erschraken beide; denn sie kannten König Gunther und seine Mannen gar wohl. Wenn dem jungen Helden die königliche Jungfrau verweigert wurde, kam es wahrscheinlich zum Streit mit den Helden Gunthers, und Siegfried konnte leicht sein Leben verlieren. Aber Siegfried sprach: „Wer mag uns hinderlich sein? Was ich in Worms mir im Guten nicht erbitten kann, das will ich schon erwerben mit meiner starken Hand. Ich getraue mir zu, von dem Könige Land und Leute zu erzwingen."

Da sprach Siegmund: „Deine Rede ist mir leid; würde sie in Worms bekannt, so dürftest du nimmer dahin reiten. Gunther und Gernot sind mir lange bekannt; auch dient ihnen mancher stolze Ritter. Und hätten sie auch weiter keinen als Hagen von Tronje, so könnte es uns schon leid werden, daß du nach Worms gezogen bist. Mit Gewalt kann niemand die Jungfrau erwerben. Willst du aber einen Kriegszug gegen die Burgunden unternehmen, so werden dir unsere Freunde wohl beistehen."

„Das ist nicht mein Wille," entgegnete Siegfried. „Ich will die Jungfrau allein erwerben mit meiner Hand, gebt mir, lieber Vater, nur zwölf Recken mit."

Da gab der König nach, die Königin aber weinte. Siegfried tröstete sie und sprach: „Mutter, ihr sollt meinetwegen nicht weinen, ich werde mich schon zu schützen wissen." Nun wurden Siegfried und seine Begleiter zur Reise auf das herrlichste ausgestattet. Sie bekamen neue, köstliche Kleider, neue Schilde, Helme und glänzende, feste Panzer.

Das Reitzeug der prächtigen Rosse war mit Gold reich verziert. Die langen Schwerter reichten bis auf die Sporen. Außerdem führten die Ritter scharfe Speere. Der Speer Siegfrieds war zwei Spannen breit.

Als alles fertig war, nahm Siegfried Abschied von seinen Eltern; mit Trauern ließen sie ihn ziehen. Am siebenten Morgen nach der Abreise ritten die Helden in Worms ein. Die Leute gafften und staunten sie an, denn schönere Ritter hatte man in Worms noch nicht gesehen. Auch viele von Gunthers Recken liefen den Fremden entgegen, begrüßten sie als Gäste und nahmen ihnen Rosse und Schilde ab. Als sie aber die Rosse nach den Ställen führen wollten, sprach Siegfried: „Laßt die Pferde stehen, vielleicht reiten wir bald wieder fort; ich will erst den König Gunther sprechen."

Dem König war unterdessen die Ankunft der fremden Ritter schon gemeldet worden. Niemand konnte ihm aber sagen, wer sie waren und woher sie kamen. Da sprach Ortwein von Metz: „Schickt nach meinem Oheim Hagen, dem sind fremde Reiche und Länder wohl bekannt." Hagen wurde herbeigerufen, trat an das Fenster und betrachtete die schön geschmückten Helden. Sie gefielen ihm gar gut; aber er kannte sie auch nicht. Doch sprach er: „Es scheinen Fürsten oder eines Fürsten Boten zu sein. Ich habe zwar Siegfried noch nicht gesehen, ich glaube aber, daß jener Recke, der dort so herrlich geht, Siegfried selbst ist."

6. Was Hagen von Siegfried erzählt.

Nun erzählte Hagen, Siegfried sei der große Held, der den Lindwurm getötet und die kühnen Nibelungen bezwungen habe.

Das waren nämlich zwei mächtige Königssöhne, Schilbung und Nibelung, die einen ungeheuer großen Schatz von Gold und Edelsteinen besaßen, welcher der „Hort der Nibelungen" genannt wurde.

Als Siegfried einst allein fortgeritten war, kam er an einen Berg, aus dem eben der Hort herausgetragen wurde, weil die beiden Nibelungen ihn teilen wollten. Sie baten Siegfried, er möge die Teilung vornehmen, und schenkten ihm dafür das Schwert ihres Vaters, das den Namen „Balmung" hatte.

Mehr als hundert Wagen voll Edelsteine und noch mehr Gold betrug der Schatz. Siegfried teilte ihn, aber die Nibelungen waren mit der Teilung nicht zufrieden und wurden über Siegfried zornig. Zwölf ihrer Freunde, starke und kühne Riesen, griffen ihn sogar an. Da kam es zu einem heftigen Kampf, und Siegfried erschlug mit dem Schwert Balmung nicht nur die zwölf Riesen, sondern auch noch siebenhundert Ritter und die beiden Könige.

Große Furcht ergriff die übrigen Recken der Nibelungen, so daß sie sich samt ihren Burgen und dem ganzen Land Siegfried unterthan machten. Nur der starke Zwerg Alberich, welcher eine Tarnkappe besaß, die unsichtbar machte und die Stärke von zwölf Männern verlieh, wollte seine Herren rächen. Aber auch er wurde von Siegfried überwunden und mußte die Tarnkappe in dessen Händen lassen. Den großen Schatz ließ Siegfried wieder in den Berg tragen, und Alberich wurde zum Schatzmeister ernannt, nachdem er seinem neuen Herrn Treue geschworen hatte.

„So große Thaten hat Siegfried gethan," schloß Hagen seine Erzählung. „Darum rate ich, empfange ihn gut, damit wir uns nicht seinen Groll zuziehen!"

„Du hast recht," sprach König Gunther. „Wie ritterlich steht der Held da; wir wollen ihm entgegen gehen!"

7. Wie Siegfried am Königshof empfangen wurde.

Der König ging nun mit seinen Recken hinab in den Hof, um Siegfried zu bewillkommnen und zu begrüßen, wie es die feine Sitte gebot. Auch Siegfried neigte sich ehrerbietig vor dem König, der ihn fragte, von wannen er käme und was ihn nach Worms geführt habe.

Da sprach Siegfried: „Das will ich euch nicht verschweigen. In meines Vaters Land ward mir gesagt, daß in Worms die kühnsten Recken wären, und daß auch der König ein so tapferer Mann sei, wie man ihn nie gesehen habe. Das möchte ich gern erproben. Auch ich bin ein Recke und kann die Krone tragen. Ich fordere euch zum Kampfe heraus; euer Königreich und das meine sollen Kampfpreis sein. Wer von uns den andern besiegt, dem soll alles gehören, Land und Leute."

Gunther und seine Helden wunderten sich nicht wenig über solche Rede und gerieten in großen Zorn. Ortwein rief nach seinem Schwert. Da trat Gernot dazwischen und sprach: „Wie ziemt es uns, mit euch zu streiten? Wie viele Helden auch in dem Kampf ihren Tod fänden, uns würde es wenig Ehre und euch wenig Nutzen bringen." Trotzig erwiderte Siegfried: „Warum zögern Hagen und Ortwein samt ihren Freunden, deren sie hier so viele haben, gegen mich zu kämpfen?" Wohl hätten diese gern geantwortet, aber Gernot hielt sie zurück, und Giselher, der jüngste von den drei Königsbrüdern, stiftete endlich Frieden.

„Seid uns willkommen," sprach er zu Siegfried. „Ich und meine Verwandten werden euch gern zu Diensten sein." Da wurde Siegfried sanfter gestimmt. Man schenkte den Gästen Wein ein, sie legten ihr Rüstzeug ab und bekamen die beste Herberge am Königshof.

Es dauerte nicht lange, so war Siegfried von allen an dem Königshof gern gesehen, und viel Ehre wurde ihm erzeigt. Bei vielen Spielen, die zur Kurzweil getrieben wurden, zeigte er sich immer als der Stärkste und Geschickteste. Kein Mensch konnte den Stein so weit werfen oder traf mit dem Wurfspeer so sicher als er. Kriemhild und die andern Frauen sahen den Spielen gern vom Fenster aus zu; aber schon ein Jahr war verflossen, und Siegfried hatte Kriemhild noch nicht gesehen.

8. Der Krieg mit den Sachsen und Dänen.

Nachdem Siegfried ein Jahr in Worms gewesen war, schickten der Sachsenkönig Liudeger und der Dänenkönig Liudegast Boten an König Gunther, um ihm Krieg anzukündigen. Gunther war darüber sehr bekümmert; denn in kurzer Zeit konnte er ein großes Heer nicht zusammenbringen, und die Feinde führten 40 000 Helden gegen die Burgunden. Aber Siegfried sprach: „Macht euch nicht allzugroße Sorge, bringt nur schnell tausend eurer Mannen zusammen, mit diesen und meinen zwölf Recken will ich euer Land wohl verteidigen. Sende die Boten heim und laß ihren Herren sagen, daß wir sie bald in ihrem eigenen Lande besuchen würden, damit unsere Burgen Frieden vor ihnen hätten."

Und so geschah es auch. Das kleine Heer der Burgunden zog durch Hessen nach dem Sachsenland. Volker trug die Fahne, Hagen war Scharmeister. Siegfried ritt allein dem Heer voraus, um den Feind zu erspähen. Auch diesem war ein Recke vorausgeeilt, um das Heer der Burgunden zu beobachten. Es war der Dänenkönig Liudegast, ein gar tapferer Held. Ohne Zagen begann er den Kampf mit Siegfried. Bald hatte ihm aber Siegfried den Brustharnisch durchhauen und drei große Wunden beigebracht. Da bat er um sein Leben. Das ließ ihm Siegfried und brachte ihn gefangen zu den Burgunden.

Nun kam es zwischen beiden Heeren zu einem fürchterlichen Kampf, denn die Sachsen und Dänen waren streitkühne Männer. Die Helden der Burgunden, besonders Sindold, Hunold, Gernot, Volker, Ortwein und Hagen, thaten Wunder der Tapferkeit; aber keiner kam Siegfried gleich. Zornig drang der Sachsenkönig Liudeger auf ihn ein. Furchtbar fielen die Schläge. Da erkannte Liudeger die Krone auf Siegfrieds Schild. Laut rief er seinen Freunden und Mannen zu: „Laßt ab vom Sturm! Siegfried den starken hab ich hier gesehen." Da wurden die Fahnen geneigt und der Kampf beendet. Der Sachsenkönig mußte sich gefangen geben. Mit ihm wurden fünfhundert Sachsen und

Dänen nach Burgund geführt; die übrigen kehrten heim und beklagten manchen erschlagenen Freund.

Mit großen Ehren zogen die Burgunden in Worms wieder ein. Der König überlegte, wie er seine Mannen belohnen sollte. Da sprach Gernot: „Laßt sie jetzt heimreiten; aber nach sechs Wochen, wenn auch die Verwundeten sich wieder erholt haben, mögen sie zu einem großen Fest wiederkommen, das wir ihnen bereiten wollen."

Auch Siegfried wollte nun wieder heimkehren. Der König bat ihn aber gar freundlich, wenigstens bis zu dem Feste dazubleiben. Um der Geschenke willen, die da verteilt werden sollten, wäre er zwar nimmer dageblieben, aber er hoffte, dabei endlich Kriemhild sehen zu können, und um ihretwillen blieb er da.

9. Wie Siegfried Kriemhilden zum erstenmal sah.

In Worms gab es jetzt gar viel zu thun, um das große Fest vorzubereiten. Am Strand des Rheins ließ der König Sitze zurichten für die Gäste,. und Kriemhild nebst ihren Jungfrauen fertigten herrliche Ritterkleider und Kopfschmuck für die Frauen.

Als die sechs Wochen zu Ende gingen, sah man täglich Helden in Worms einreiten. Allen ließ der König Rosse und schönes Gewand geben. Zweiunddreißig Fürsten waren unter den Angekommenen. Ihrer waren es aber fünftausend oder mehr. An einem Pfingstmorgen nahm das Fest seinen Anfang und dauerte zwölf Tage.

Auf Ortweins Bitte durften auch die Jungfrauen an demselben teilnehmen. Kriemhild und Ute erschienen ebenfalls. Als sie aus der Kemenate gingen, entstand ein großes Drängen, denn jeder wollte die herrlichen Frauen sehen. Wie der lichte Mond vor den Sternen steht und ihren Glanz verdunkelt, so stand Kriemhild vor den andern Frauen, und jeder mußte gestehen, daß er nie eine schönere Jungfrau gesehen habe. Da sah auch Siegfried die, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Er freute sich sehr; doch bald dachte er: „Die Jungfrau ist zu edel und hold, ich werde sie nicht gewinnen. Lieber möchte ich aber tot sein, als daß ich sie meiden müßte."

Da sprach Gernot zu seinem Bruder Gunther: „Dem Helden, der uns die größten Dienste erwiesen hat, müssen wir eine besondere Ehre vor allen anderen erweisen. Das wird uns von großem Nutzen sein und den Helden uns um so fester verbinden. Heißt Siegfried zu meiner Schwester gehen, daß sie ihn grüße." Gunther war das gern zufrieden, und als es Siegfried angesagt wurde, eilte dieser fröhlich zur Königin und

ihrer lieblichen Tochter. Tief errötend blieb er vor ihr stehen, sie aber sprach: „Seid willkommen, Herr Siegfried, edler Ritter!“

Dann dankte sie ihm, daß er im Sachsenkrieg so herrlich vor allen anderen Helden gekämpft habe. Siegfried aber sah sie liebevoll an und sprach: „Euch will ich immer dienen, hohe Herrin, und nicht eher will ich mein Haupt zur Ruhe niederlegen, bis ich durch meinen Dienst eure Huld erworben habe.“

Während des Festes sah man Siegfried nun täglich bei Kriemhild als ihren Ritter, und gar gern verrichtete er diesen Dienst. Die andern Recken tummelten sich fleißig und trieben Kurzweil mit Speerschießen und allerhand ritterlichem Spiel. Reich beschenkt wurden am Schluß des Festes die Gäste entlassen; manch hohler Schild voll roten Golds wurde zum Verteilen herbeigetragen.

Da kamen auch die beiden gefangenen Könige und baten um Freiheit und Versöhnung. Sie boten dafür so viel Gold, als fünfhundert starke Pferde tragen konnten. Auf Siegfrieds Rat nahm man aber ihr Gold nicht an, sondern ließ sie auf das Handgelöbnis, nie wieder das Burgunderland bedrohen zu wollen, frei in ihre Länder ziehen.

Als sich endlich alle Gäste verabschiedet hatten, wollte auch Siegfried von dannen; denn er hatte noch immer keine Hoffnung, die schöne Kriemhild zu erwerben. Als das Giselher erfuhr, sprach er zu Siegfried: „Wohin, edler Siegfried, wollt ihr reiten? Bleibt doch, ich bitte euch, bei uns und unsern schönen Frauen.“ Da wurde Siegfried andern Sinns und blieb in dem Burgunderland. Täglich konnte er von jetzt an die schöne Kriemhild sehen.

III. Die Fahrt nach dem Isenstein.

10. Die Hinfahrt.

Einst kam nach Worms die Kunde, jenseit der See wohne eine Königin von unbeschreiblicher Schönheit, aber auch von unbezwinglicher Kraft. Sie hieß Brunhild. Wer ihre Liebe begehrte, der mußte in drei Kampfspielen sie besiegen; wer unterlag, verlor das Haupt.

Schon mancher Held war nach dem Lande dieser Königin gefahren und niemals zurückgekehrt. Trotzdem beschloß auch König Gunther, als Bewerber um die starke Kampfjungfrau aufzutreten, und wenn es auch ihm das Leben kosten solle.

Siegfried widerriet das Vorhaben, denn er kannte Brunhild. Gunther ließ sich jedoch von seinem Vorsatz nicht abbringen und bat

Siegfried, ihn zu begleiten und bei der Werbung ihm zu helfen. Siegfried sagte zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle. Das gelobte Gunther zu thun, sobald Brunhild in sein Land eingezogen sei.

Nun wurde schnell zur Reise gerüstet. Gunther hätte gern dreißigtausend Recken mitgenommen, aber Siegfried sprach: „Wie viel wir auch der Helden mitbrächten, sie müßten doch alle sterben vor dem Übermut der Königin, wenn wir allein nicht siegen. Ich rate, wir fahren nur zu viert; es begleiten uns nur Hagen und Dankwart, dann brauchen wir uns vor tausend andern nicht zu fürchten."

Ein neues Schiff war gezimmert worden, goldfarbige Schilder und reiche Gewänder wurden hineingetragen, prächtige Rosse standen im Schiff angebunden, und zuletzt stiegen die vier Helden ein. Siegfried hatte aber nicht vergessen, seine Tarnkappe mitzunehmen.

Aus den Fenstern des Schlosses schauten die Frauen weinend den Absegelnden nach. Siegfried führte selbst das Steuerruder, und rasch ging die Fahrt den Rhein hinab.

11. Wie der Kampf ausfiel.

Nach zwölftägiger Fahrt erhob sich vor den kühnen Seefahrern eine mächtige Burg, prächtig, aber unheimlich fremdartig. Sechsundachtzig Türme streckten sich vom Gestade des Meeres empor und umschlossen drei weite Paläste und einen großen Heersaal, alle von grünem Marmor erbaut. Das war der Isenstein, in dem Brunhild herrschte. Siegfried allein kannte die Burg; auch war er der stolzen Herrin des Isensteins nicht fremd.

Auf schneeweißen Rossen ritten die Helden ein. Siegfried gab sich für einen Dienstmann Gunthers aus und hielt Zaum und Steigbügel von des Königs Roß. Aber Brunhild hatte ihn erkannt, ging ihm entgegen und sprach: „Seid willkommen, Siegfried, hier in diesem Land! Darf ich wissen, was eure Reise zu mir zu bedeuten hat?"

Da zeigte Siegfried auf Gunther und sprach: „Begrüße meinen Herrn zuerst. König Gunther ist gekommen, um dich zur Frau zu gewinnen, und er wird Leib und Leben darum wagen." Brunhild antwortete: „Ist er dein Herr und bist du sein Mann, wagt er die Spiele mit mir und bleibt er Meister drin, so soll er mich besitzen; anders muß er sterben."

Alsbald ließ sie ihr Streitgewand herbeiholen, schnell legte sie ein seidenes Waffenhemd und einen goldenen Panzer an; der Kämmerer

mit drei andern Mannen trugen ihr den Schild aus Stahl und Gold nach, unter dem sie kämpfen wollte. Es wurde ein Kreis gezogen, in dem die Spiele stattfinden sollten; mehr als siebenhundert von Brunhildens Recken standen als Zuschauer und Kampfrichter um denselben. Nun wurde der scharfe Wurfspieß Brunhildens herbeigebracht. Er hatte an seinen Seiten zwei Schneiden von scharfem Stahl und war so schwer, daß ihn kaum drei Ritter tragen konnten. Da begann der König Gunther zu zagen. Noch größer wurde seine Sorge, als zwölf Ritter einen großen, ungefügigen Stein in den Kreis trugen.

Siegfried war während dieser Vorbereitungen still zum Schiffe gegangen und hatte die Tarnkappe über sich gezogen. Dann stellte er sich hinter König Gunther und sprach leise zu ihm: „Sei ohne Furcht; gieb mir den Schild und mache nur die Gebärden, den Kampf will ich für dich bestehen!"

Jetzt streifte Brunhild die Ärmel auf an den weißen Armen, faßte den Schild, schwang den Wurfspieß aufwärts und schleuderte ihn mit solcher Wucht, daß die Funken wie Flammen vom Schilde Gunthers flogen. Der Speer durchdrang selbst den starken Schild und traf noch die Panzerringe so stark, daß sie Funken gaben und Siegfried das Blut aus dem Munde floß.

Doch rasch ergriff der Held den Speer, drehte ihn um, damit er die schöne Jungfrau nicht verletze, und schoß ihn mit solcher Macht gegen Brunhild, daß sie zur Erde geworfen wurde.

Schnell erhob sie sich wieder und rief: „Habe Dank für den Schuß, edler Ritter Gunther!" Und zornig eilte sie nach dem Stein, schwang ihn mit gewaltigem Arm und schleuderte ihn weit von sich hinweg. Dann sprang sie dem Stein in kühnem Sprung nach und über ihn hinaus.

Nun faßte Gunther den Stein in die Hand, Siegfried aber schwang ihn. Noch weiter als Brunhild warf er ihn, und weiter noch war sein Sprung, bei welchem Siegfried den König unterm Arme trug.

Da wendete sich Brunhild, rot vor Zorn, weil sie besiegt war, zu ihrem Gefolge und sprach: „Ihr, meine Freunde und Mannen, tretet herzu, ihr alle sollt dem König Gunther werden unterthan!"

Alle huldigten Gunther. Brunhild nahm ihn mit in ihren Palast und übergab ihm alle Gewalt in ihrem Reiche.

Unterdessen war Siegfried wieder zum Schiffe gegangen, hatte die Tarnkappe abgestreift und stellte sich, als hätte er von allem nichts gesehen.

Bald ward zur Heimfahrt gerüstet, und nachdem Siegfried noch sein Nibelungenreich besucht, tausend auserlesene Helden und reiche

Schätze von dort mitgenommen hatte, fuhren die Helden mit Brunhild über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Siegfried eilte voraus, um die Rückkehr anzukündigen.

12. Wie die beiden Könige Hochzeit halten.

Schnell traf man in Worms die Vorbereitungen zum Empfang der Heimkehrenden. Die Wände des Hauses wurden mit Umhängen geschmückt, und in dem großen Saal stellte man viele Tische und Bänke auf. Alle Freunde im Lande lud man zu dem bevorstehenden Feste ein.

Gunther und Brunhild mit ihrem Gefolge nahten der Königsstadt. Ute und Kriemhild gingen mit sechsundachtzig edlen Frauen und vierundfünfzig Jungfrauen den Ankommenden entgegen. Die Frauen trugen die Gebände, die Jungfrauen hatten glänzende Bänder in den blonden Haaren.

Viele Ritter begleiteten die Frauen. Das Roß der Königin Ute führte Ortwein, das Kriemhildens aber Siegfried. Am Ufer des Rheins, wo schattengebende Bäume standen und seidene Zelte für die Frauen aufgeschlagen waren, erwartete man die Ankunft der Schiffe.

Als Gunther ausstieg, führte er Brunhild an der Hand. Kriemhild ging ihnen entgegen, küßte Brunhild und sprach: „Seid willkommen in unserm Land, mir und meiner Mutter und allen unsern Freunden!“ Auch die Königin trat herzu und küßte Gunthers Braut.

Nachdem das Gefolge ausgeschifft war und die Frauen sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht hatten, bestiegen die Ritter ihre Rosse und turnierten, bis die Sonne unterging. Dann erhoben sich Männer und Frauen, um nach der Burg zu reiten. Reichlich waren da die Tische mit Speisen besetzt. Ehe man sich aber zum Essen niedersetzte, trat Siegfried zu Gunther und sprach: „Ihr habt mir versprochen, daß ich eure schöne Schwester zum Weib erhalten soll, wenn wir Brunhild in dieses Land brächten. Wollt ihr nun Euer Versprechen erfüllen?“ Gunther antwortete: „Ihr habt recht, daß ihr mich ermahnt; was ich versprach, sollt ihr erhalten.“

Kriemhild wurde herbeigerufen. Als sie vor dem König stand, sprach dieser: „Liebe Schwester, ich habe dich einem Recken versprochen: nimmst du diesen zum Mann, so wirst du mir große Freude bereiten.“

„Bittet mich doch nicht!“ antwortete Kriemhild, „was ihr mir gebietet, das will ich thun.“ Da ließ der König Kriemhild und Siegfried in einen Kreis treten, den die anwesenden Ritter gebildet hatten, und fragte Kriemhild, ob sie den vor ihr stehenden Helden zum Mann wolle.

Sie war es wohl zufrieden, und Siegfried umschloß sie vor allen Anwesenden und küßte sie, obgleich die Jungfrau sich schämte.

Nun ging man zu Tische. Brunhild saß neben Gunther, Siegfried und Kriemhild saßen ihnen gegenüber. Alle waren fröhlich; nur Brunhild saß finstern Antlitzes da und fing sogar zu weinen an. Besorgt fragte Gunther nach der Ursache der Thränen. Da sprach Brunhild: „Ich weine wegen deiner schönen Schwester, die du durch die Verlobung mit einem deiner Dienstmannen so erniedrigt hast.“

„Beruhige dich darüber!“ erwiderte der König. „Zu einer andern Zeit will ich dir sagen, warum ich meine Schwester Siegfrieden zum Weib gegeben habe; sie wird mit ihm glücklich leben.“ Was aber auch Gunther sagen mochte, Brunhild blieb traurig.

Nachdem das Hochzeitsfest vierzehn Tage lang gedauert hatte, zogen die Gäste reich beschenkt wieder in ihre Heimat.

Auch Siegfried dachte daran, mit seiner Gemahlin Worms zu verlassen. Sie nahmen herzlichen Abschied von den burgundischen Freunden und eilten mit ihrem Gefolge den Niederlanden zu.

Hocherfreut wurden sie von Siegmund und Siegelind empfangen. Siegmund übergab dem Sohn Krone und Reich. Siegfried war nun der reichste und mächtigste König, Kriemhild aber die schönste und glücklichste der Königinnen. Sie bekam einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde. Auch Brunhild und Gunther erfreuten sich eines Sohns, der den Namen Siegfried erhalten hatte.

IV. Wie die Königinnen uneinig werden.

13. Siegfried und Kriemhild kommen zum Besuch nach Worms.

Zehn Jahre hatten Siegfried und Kriemhild ihr Glück genossen. In das Herz Brunhildens war aber Ruhe noch nicht eingekehrt. Schon lange hatte es sie verdrossen, daß Kriemhild so stolz war und sich nicht am Hof zu Worms zeigte, und daß Siegfried ihrem Gemahl keine Dienste erwies; denn sie meinte noch immer, Siegfried sei Gunthers Dienstmann. Sie klagte deshalb beim König Gunther über diese Vernachlässigung. Dieser erwiderte, Siegfrieds Land sei zu weit entfernt, als daß er ihn zu Dienstleistungen nach Worms bescheiden könne; aber Brunhild sprach: „Wie mächtig eines Königs Dienstmann auch sein mag, so muß er doch gehorchen, wenn sein Herr ihm gebietet. Auch würde ich mich freuen, deine schöne, tugendhafte Schwester wieder zu sehen und sprechen zu können.“

Da versprach Gunther, Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Fest der Sonnenwende einzuladen. Er sandte dreißig Recken ab, die sollten Siegfried aufsuchen und die Einladung überbringen. Nach drei Wochen kamen diese Boten auf der Burg der Nibelungen an, wo sie Siegfried fanden und ihre Botschaft vorbrachten.

Nachdem Siegfried sich mit seinem Vater und seinen Freunden beraten hatte, nahm er die Einladung an, und auch Siegmund sagte seine Teilnahme an der Fahrt nach Worms zu. Reich beschenkt mit Gold und schönen Kleidern, kehrten die Boten nach Worms zurück. Sie brachten den drei Königen die Antwort Siegfrieds und zeigten auch die wertvollen Geschenke.

Da sprach Hagen: „Siegfried kann wohl reichlich geben; wenn er auch ewig lebte, würde sein Gut doch nicht alle werden. Er besitzt ja den großen Schatz der Nibelungen. Hei, wenn der je ins Land der Burgunden käme!"

Siegfried, sein Weib und der alte König Siegmund machten sich nun auf den Weg nach dem Burgunderlande. Sie nahmen fünfzehnhundert Helden mit, das Kind Gunther ließen sie aber daheim. Freundlich wurden sie in Worms empfangen, und in Fröhlichkeit verflossen die nächsten Tage.

14. Wie die Königinnen sich schalten.

Zur Vesperzeit des zwölften Tags vergnügten die Recken sich wieder mit allerlei ritterlichen Spielen, und viele Frauen und Männer hatten sich eingefunden, um zuzuschauen. Auch die beiden Königinnen saßen nebeneinander und sprachen von ihren Männern.

„Ich habe einen Mann," sagte Kriemhild, „der wohl verdiente, daß alle Reiche ihm unterthan wären. Sieh' nur, wie herrlich er vor allen Recken hergeht, wie der lichte Vollmond vor den Sternen!" Da entgegnete Brunhild: „Wenn niemand weiter lebte, als du und dein Mann, so könnte das wohl sein; so lange aber Gunther lebt, ist es nicht möglich. Wie herrlich Siegfried auch ist, vor meinem Mann muß er sich doch beugen. Ich habe selbst gehört, wie er sagte, er sei Gunthers Dienstmann."

Da sprach Kriemhild: „Mir wäre übel geschehen, wenn meine Brüder mich an einen Dienstmann verheiratet hätten. Ich bitte dich, Brunhild, unterlaß solche Reden!" „Warum soll ich das unterlassen?" erwiderte Brunhild; wir wollen nicht verzichten auf die starke Hand so vieler Helden, die uns durch deinen Mann ebenfalls unterthan sind."

Da begann Kriemhild zu zürnen und sprach: „Du wirst wohl darauf verzichten müssen, daß mein Mann dir Dienste eines Leibeigenen erweise. Mein Mann ist vornehmer als mein Bruder Gunther. Auch sollst du heute noch sehen, daß ich, die du für deine Eigenholdin hältst, es wage, vor dir zur Kirche zu gehen. Ich will mich vornehmer am Hof beweisen, als je eine Königin gewesen ist.“ So entstand großer Haß und Neid zwischen den Königinnen, die vorher so freundlich miteinander gewesen waren.

Kriemhild entfernte sich, um sich so schön zu schmücken, wie sie es nur vermochte; auch ihre Frauen mußten die schönsten Kleider anziehen. Dann ging sie zum Münster, wohin sie von vielen Mannen Siegfrieds begleitet wurde. Als sie vor das Thor des Münsters kam, stand Brunhild mit ihren Frauen und Rittern schon da und sprach zu Kriemhild: „Stehe nun still; denn eine Leibeigene soll nicht vor der Königin zur Kirche gehen!“

Da ward Kriemhild zornig und sprach: „Hättest du doch geschwiegen! Nun sollst du erfahren, daß du dich selbst dem ergeben hast, den du einen Leibeigenen nennst. Denn nicht König Gunther, sondern Siegfried hat dich bezwungen und gewonnen.“

Über diese Beschimpfung war Brunhild außer sich vor Zorn und sprach: „Wahrlich, das will ich dem König Gunther sagen.“ Kriemhild antwortete: „Hättest du nicht behauptet, ich sei deine Leibeigene, so hätte ich geschwiegen. Nun aber ist unsere Freundschaft zu Ende.“

Da weinte Brunhild. Kriemhild mit ihrem Gefolge ging aber vor ihr in das Münster.

Brunhildens Andacht während des Gottesdienstes war gering, und kaum konnte sie das Ende desselben erwarten. Nach dem Gottesdienste blieb sie mit ihren Frauen vor dem Münster stehen und sprach:

„Ich muß noch mehr von Kriemhild hören. Hat sich Siegfried wirklich solcher Dinge gerühmt, so geht es ihm ans Leben.“ Dann begann sie wieder zu weinen und sprach: „Ruft den König Gunther her, daß er erfahre, wie seine Schwester mich gehöhnt und beschimpft hat.“

Als der König kam, klagte ihm Brunhild unter Thränen, was geschehen war. Er ließ Siegfried holen und fragte ihn: „Hast du dich wirklich solcher Dinge gerühmt?“ „Ich habe mich dessen niemals gerühmt,“ antwortete Siegfried, „und hat mein Weib es gethan, so werde ich sie strafen.“

15. Wie Siegfrieds Tod beschlossen wurde.

Brunhild war aber durch die Worte Siegfrieds nicht zufrieden gestellt, sondern zeigte fortan große Traurigkeit.

Hagen von Tronje traf sie einmal weinend an und fragte, wer ihr Schmerz bereitet habe. Da erzählte sie ihm, daß sie von Siegfried und Kriemhild bis in den Tod beleidigt worden sei. Sofort gelobte ihr Hagen, er wolle nicht eher wieder fröhlich sein, als bis Siegfried für die schwere Kränkung gebüßt habe. Auch Ortwein und Gernot, die gerade dazu kamen, stimmten für Siegfrieds Tod, nur Giselher verteidigte ihn und sprach: „Die Frauen zürnen um viele Dinge: darum soll ein Held wie Siegfried, der uns nur Treue und Gutes bewiesen hat, nicht sterben.“ Aber Hagen entgegnete: „Meine Königin ist beleidigt worden, das muß gerächt werden. Er oder ich, einer von uns muß sterben.“

Es geschah aber Siegfried zunächst nichts, und die Ritter dachten nicht mehr an den Vorfall. Nur Hagen ruhte nicht und erinnerte den König Gunther täglich daran. Dieser wollte anfangs von der Tötung Siegfrieds durchaus nichts wissen; denn er war ihm ja so großen Dank schuldig. Auch meinte er, es würde schlimm werden, wenn Siegfried etwas davon erführe; bezwingen könne ihn doch niemand.

Aber Hagen redete Gunther vor, daß nach Siegfrieds Tode dessen große Reiche und der Nibelungenhort ihm zufallen würden; auch wolle er dafür sorgen, daß Siegfried nichts von dem Anschlag gegen sein Leben merken solle.

Da stimmte auch der König zu.

V. Siegfrieds Tod.

16. Wie Siegfried verraten ward.

Nachdem der König Gunther seine Zustimmung zur Ermordung Siegfrieds gegeben hatte, schaffte Hagen dazu Gelegenheit. Eines Tags ritten zweiunddreißig verkleidete Ritter in Worms ein und verkündigten dem König Gunther, sie wären Mannen vom König Liudeger und abgesandt, den Burgunden Krieg anzukündigen. Gunther that, als glaube er den Boten, und ging sehr betrübt umher. So traf ihn Siegfried und fragte, was ihn betrübe. Da erzählte ihm Gunther, daß sein Land wieder von den alten Feinden bedroht sei. Sogleich sagte Siegfried: „Das will ich wohl wehren. Bleibe du mit deinen Recken hier und

schütze die Heimat, ich will mit meinen Leuten ausreiten und den Feinden thun, wie ich früher gethan habe."

Da stellte sich der König froh. Siegfried und seine Helden rüsteten sich aber eiligst zur Heerfahrt, an der auch Hagen von Tronje und einige andere burgundische Ritter teilnehmen wollten.

Bevor sie auszogen, ging Hagen zu Kriemhild, um Abschied von ihr zu nehmen, wie er sagte. Dabei fragte er, ob er im Kriege Siegfried nicht nützen könne?

Da sprach Kriemhild: „Ich wäre ohne Sorgen um meinen Mann, wenn er nur im Kampf nicht gar zu tollkühn wäre. Du bist unser Verwandter, deshalb bitte ich dich, daß du meinen Gemahl behütest. Dir will ich auch verraten, daß mein Mann unverwundbar ist bis auf eine Stelle. Als er sich nämlich im Blute des Lindwurms badete, fiel ihm ein breites Lindenblatt zwischen die Schultern. Dort ist die Haut nicht hörnern, deshalb bin ich schon oft in großen Sorgen um ihn gewesen."

Da sagte der falsche Hagen: „Ich werde immer in seiner Nähe reiten und ihn beschützen. Näht aber auf sein Gewand ein kleines Zeichen, daß ich die Stelle genau weiß, die ich beschirmen muß."

Kriemhild antwortete: „Ich will mit feiner Seide ein kleines Kreuz an jene Stelle nähen. Auf diese achte ja genau, wenn Siegfried im Kampfgewühl ist."

„Das will ich thun!" sprach Hagen und verabschiedete sich, froh darüber, daß er das Geheimnis erfahren hatte.

Am folgenden Morgen ritten die Helden aus zum Krieg. Hagen drängte sich nahe an Siegfried heran, um das kleine Kreuz zu erspähen. Als er es gesehen, schickte er zwei seiner Mannen heimlich voraus, die mußten dann umkehren und thun, als kämen sie von Liudeger, um wieder Frieden zu entbieten.

Ungern kehrte Siegfried um. Gunther dankte ihm bei seiner Rückkunft für das, was er habe thun wollen, und machte den Vorschlag, statt der nun unnötigen Kriegsfahrt am andern Tage eine große Jagd auf Bären, Wisente, Schweine und anderes Wild im Odenwald abzuhalten. Mit Freuden sagte Siegfried seine Teilnahme an der Jagd zu.

Diese Jagd hatte Hagen dem König geraten und ihm auch gesagt, wie er auf derselben Siegfried verderben wolle.

17. Die Jagd im Odenwald.

Am Morgen des Jagdtags ging Siegfried zu seinem lieben Weibe, um sich zu verabschieden. Kriemhild war aber sehr bekümmert. Sie

gedachte an das, was sie verraten hatte, und schwere Träume ängstigten sie. Deshalb begann sie zu klagen und zu weinen und sprach:

„Laß das Jagen sein! Mir hat in dieser Nacht geträumt, zwei wilde Schweine verfolgten dich über die Heide, da wurden die Blumen blutigrot. Ich fürchte, daß etliche, die wir erzürnt haben, uns verfolgen.“ Siegfried aber antwortete: „Liebe Frau, ich kehre gewiß nach kurzer Zeit wieder zurück. Daß mir jemand hier feindlich gesinnt sei, kann ich nicht glauben. Alle unsere Freunde sind mir hold; anders hab' ich es wohl auch nicht verdient.“ Doch Kriemhild weinte noch mehr und sprach: „Ich fürchte deinen Tod. Heut' nacht träumte mir auch, es fielen zwei Berge über dich, als du im Thale wandeltest, und ich sah dich nimmermehr. Verläßt du mich jetzt, so muß ich vor Leid vergehen.“

Da machte Siegfried den Abschied kurz. Er umarmte sein liebes Weib, küßte noch einmal ihren roten Mund, dann wendete er sich und ging schnell davon.

Nach kurzer Zeit ritten die Jäger hinaus, dem Odenwald zu. Schwerbeladene Saumrosse folgten ihnen. Die trugen Brot und Fleisch, Fische und sonstige Speisen.

Als die Jagd beginnen sollte, schlug Hagen vor, nicht ein großes Treiben zu halten, sondern getrennt zu jagen; so werde man bald sehen, wer der beste Jäger sei. Das waren die Jäger zufrieden. Die Hunde und Treiber wurden verteilt, und die Jäger zerstreuten sich.

Bald hörte man durch den Wald den Lärm und das Getöse der Jagd. Manches edle Tier mußte da sein Leben verlieren. Jeder Jäger meinte, ihm werde der Preis zuerkannt werden, wenn man sich bei der Feuerstätte zum Mahl sammle.

Siegfried hatte bloß einen Spürhund und einen alten Jäger verlangt, der den Stand des Wildes wohl kannte. Wo der Hund nur ein Wild aufscheuchte, da erlegte es Siegfried; sein Roß lief so schnell, daß ihm nur wenig entrann. Er erjagte ein starkes Halbschwein, einen großen Eber, einen Wisent, vier starke Auerochsen, einen Elch, einen grimmigen Schelch und viele Hirsche.

Die Jäger hatten genug Wild erlegt. Da ließ der König das Jagdhorn blasen, damit sich alle an der Feuerstätte zum Essen sammelten, und bald erscholl der Wald von den Hörnern der Jäger, die Antwort gaben. Durch diesen Lärm wurde ein großer Bär aufgejagt in derselben Gegend, wo eben Siegfried war. Da sprach Siegfried: „Ich will den Jagdgenossen noch einen Spaß machen: den Bären wollen wir lebendig mit zur Feuerstätte nehmen.“

Der Hund wurde losgelassen, und eilig lief der Bär davon, Siegfried verfolgte ihn auf seinem schnellen Pferde. Doch der Bär flüchtete in ein Geklüfte, wohin ein Pferd nicht kommen konnte. Ohne Zögern sprang Siegfried von seinem Roß und lief dem Bären nach. Er konnte nicht entrinnen. Siegfried fing ihn und band ihn so fest, daß das Tier weder kratzen noch beißen konnte. Dann legte er es über den Sattel, saß auf und kam bald zur Feuerstätte. Die Jäger Gunthers liefen ihm entgegen und hielten das Roß. Da löste Siegfried dem Bären die Bande. Sogleich begannen die Hunde zu heulen. Der Bär, durch diesen Lärm scheu gemacht, geriet in die Küche, warf die Kessel um und zerrte an den Feuerbränden; die Küchenknechte liefen erschrocken davon.

Da sprangen die Herren und ihr Gefolge von den Sitzen auf, ließen die Hunde los und folgten dem Bären mit Bogen und Spießen. Doch konnte vor den Hunden niemand schießen, und einholen konnte den Bären niemand außer Siegfried. Der erschlug ihn mit dem Schwerte und ließ ihn zum Feuer tragen. Da rühmten alle die Stärke und Schnelligkeit Siegfrieds.

18. Wie Siegfried von Hagen getötet wird.

Die Jagd war zu Ende. Nun setzten die Jäger sich zum frohen Mahl nieder und stärkten sich mit kräftiger Speise, die reichlich von den Dienern herumgereicht wurde. Aber es fehlte an Wein. Deshalb sprach Siegfried:

„Aus der Küche werden wir gar wohl bedient; warum bringen die Schenken uns keinen Wein? Ich dächte, wir hätten das heute wohl verdient." Da antwortete der König: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns heute verdursten lassen. Zu einer andern Zeit wollen wir uns für das reichlich entschädigen, was uns heute entgeht." Darauf entgegnete Hagen: „Mein lieber Herr, ich dachte, die Jagd sollte im Spessart sein. Dorthin sandte ich den Wein, heute kann ich leider keinen andern schaffen." Da sprach Siegfried: „Hätte man die Lagerstätte nur näher an den Rhein verlegt, so könnte man wenigstens mit Wasser den Durst stillen." „Wasser giebt es," antwortete Hagen; „ich weiß hier in der Nähe eine frische Quelle, zu der wollen wir gehen."

Die Ritter machten sich eben auf den Weg, als der tückische Hagen sprach: „Ich habe oft gehört, daß Siegfried im Laufen von niemand überholt werde. Wenn wir das doch einmal sehen könnten!"

„Dazu bin ich gern bereit,“ erwiderte Siegfried. „Wollt ihr mit mir um die Wette nach dem Brunnen laufen? Ich gebe euch einen Vorsprung und will beim Laufen alle meine Kleider,, den Speer, Köcher, Schild und Schwert tragen, ihr könnt alles ablegen.“

Dieser Vorschlag wurde von Gunther und Hagen gern angenommen. Sie entledigten sich schnell ihrer Waffen und Kleider und liefen dann wie zwei wilde Tiere dahin. Dennoch war Siegfried früher am Brunnen, legte seine Waffen ab und lehnte den Wurfspieß an den Ast einer Linde, die in der Nähe stand. Sein Durst war groß. Trotzdem wollte er nicht eher trinken, als bis sein königlicher Wirt getrunken hatte.

Gunther und Hagen waren herbeigekommen. Der König neigte sich nieder zur klaren Quelle und trank. Ebenso that jetzt Siegfried. Da sprang Hagen herbei und trug Siegfrieds Bogen und Schwert beiseite. Schnell kehrte er zurück, ergriff Siegfrieds Wurfspieß, spähete nach dem Kreuze in Siegfrieds Gewand, zielte und warf den Spieß mit fürchterlicher Kraft nach dem edlen Helden.

Er hatte nur zu gut die rechte Stelle getroffen. Hoch spritzte Siegfrieds Herzblut herauf und traf Hagen. In wildem Toben sprang der Held vom Brunnen auf. Die Speerstange ragte zwischen den Schultern aus dem Leibe hervor. Er suchte nach Schwert und Bogen. Da er diese nicht fand, ergriff er den Schild und eilte Hagen nach. Noch nie in seinem Leben war dieser vor einem Helden so schnell geflohen, als vor dem todeswunden Siegfried. Der holte ihn aber bald ein und schlug so grimmig auf den Mörder los, daß dieser zu Boden stürzte, und die Edelsteine aus dem Schilde flogen!

Aber Siegfried erbleichte. Mit seinem Blut entwich auch seine Stärke. Seine Füße wankten, er fiel nieder in die Blumen, die von seinem Blut gefärbt wurden. Mit der letzten Kraft rief er seinen Mördern zu: „Weh euch, ihr Feiglinge! Habe ich durch die Dienste, die ich euch erwies, verdient, daß ihr mich ermordet? Ich war euch stets gewogen und nun sterbe ich durch euch. Ihr schändet dadurch euch und eure Kinder. Den Namen ehrlicher Recken habt ihr verloren.“

Alle Ritter kamen herbei zu der Mordstätte, und wer ihm Freund gewesen war, beklagte den sterbenden Helden. Auch Gunther klagte scheinbar. Da sprach der Todwunde: „Das thut nicht not, daß der um Schaden weint, der ihn gethan hat; besser, er unterläßt seine Klagen.“

Hagen aber verstellte sich nicht mehr. Er sprach: „Ich weiß nicht, was euch reut; nun haben unsere Sorgen und Leiden ein Ende. Es werden jetzt nicht mehr viele leben, die gegen uns aufzutreten

wagen. Wohl mir, daß ich der Herrschaft Siegfrieds ein Ende gemacht habe."

„Ihr mögt euch leicht rühmen," entgegnete Siegfried; „hätte ich euern Mordsinn gekannt, so hätte ich mich schon vor euch schützen wollen. Mich dauert nichts auf Erden, als Kriemhild, mein liebes Weib. Und auch für meinen Sohn ist es traurig, daß man von ihm sagen wird: Seine Verwandten haben jemand meuchlerisch ermordet. — Willst du aber, König Gunther, noch an jemand auf dieser Welt Treue beweisen, so laß dir meine Gattin befohlen sein. Bedenke, daß sie deine Schwester ist, und stehe ihr immer bei, wie es Fürstensitte gebietet. Vergeblich harren lange auf meine Rückkehr mein Vater und meine Mannen. An einem lieben Freund ist niemals übler gehandelt worden."

Noch kurze Zeit wand der Held sich in Schmerzen; dann lag er ruhig und still. — Siegfried war tot.

VI. Kriemhildens Trauer.

19. Wie Siegfried beklagt und begraben wurde.

Als die Ritter sahen, daß Siegfried tot war, legten sie ihn auf seinen Schild und beratschlagten, wie sie die Mordthat verheimlichen wollten. Etliche rieten, man solle sagen, Siegfried sei auf der Jagd allein geritten und von Räubern im Walde erschlagen worden.

Aber Hagen sprach: „Ich will ihn selbst nach Worms bringen; mich soll es wenig kümmern, wenn Kriemhild es erfährt, daß ich ihn erschlagen habe. Sie hat Brunhild so schwer gekränkt, mag sie nun weinen, so viel sie will."

In der Nacht kamen die Ritter in Worms an, und der grausame Hagen ließ den Toten vor Kriemhildens Kemenate legen, damit sie ihn am Morgen, wenn sie zur Messe ging, finden möge.

Es dämmerte erst, als die Glocken läuteten. Da weckte Kriemhild ihre Frauen, kleidete sich an und machte sich auf den Weg zum Münster. Voran ging ein Kämmerer mit der Fackel. Als er vor die Thür trat, fiel der Schein auf die Leiche. Erschrocken fuhr er zurück und sprach: „Herrin, steht still! Vor der Thür liegt ein erschlagener Ritter."

„Weh' mir!" schrie Kriemhild und sank ohnmächtig zu Boden. Als sie wieder zur Besinnung kam, wollten ihre Frauen sie trösten und sagten, der Erschlagene sei ein Fremder. Aber jammernd sprach Kriemhild: „Ihr täuscht mich nicht. Es ist Siegfried, mein geliebter Mann!

Das hat Brunhild geraten, und Hagen hat es gethan." Sie beugte sich nieder zu dem teuren Toten, hob sein schönes Haupt empor und rief: „Du bist nicht im Kampfe gefallen, dein Schild ist nicht verhauen, durch Meuchelmord bist du gefällt. Der soll es büßen, der das gethan!"

Von dem Jammern und Weinen wurden Siegfrieds Vater und Mannen munter. Es kam bald ein Bote, der ihnen die traurige Nachricht brachte. Keiner wollte die Botschaft glauben, aber das Weinen und Wehklagen drang zu aller Ohren. Lauter Jammer erfüllte die Säle und Höfe, schnell waffneten sich die Helden, um ihres Herrn Tod zu rächen, an wem es auch sei. Aber Kriemhild sprach: „Laßt das jetzt sein! Ihr würdet euch alle vergeblich in den Tod stürzen. Mein Bruder hat zu viele kühne Recken, gegen einen von euch kann er immer dreißig stellen. Ertragt das Leid, und wenn es Tag ist, dann helft mir meinen lieben Mann begraben."

Siegfrieds Leichnam wurde vom Blut gereinigt, auf eine Bahre gelegt und unter dem Geläut aller Glocken und dem Gesang der Priester in das Münster getragen. Siegfrieds Mannen, viele Bürger und Bürgersfrauen aus Worms folgten klagend der Bahre. Auch König Gunther mit seinen Rittern, selbst Hagen von Tronje kamen zum Münster. Gunther beklagte seine Schwester und wollte sie trösten. Da sprach Kriemhild: „Das Klagen steht euch übel an. Wenn Siegfrieds Tod euch wirklich betrübte, so wäre die böse That nicht geschehen. Ich kenne die Mörder wohl: Gunther und Hagen, ihr habt es gethan. Ihr hattet vergessen, daß Siegfried mein geliebter Mann war. Wollte Gott, ich wäre an seiner Stelle tot!"

Die kunstreichen Schmiede von Worms hatten eiligst aus Gold und Silber einen Sarg geschmiedet, der außen mit Stahl beschlagen war. In denselben wurde nun Siegfried gelegt. Kriemhild ließ ihn aber noch nicht begraben, sondern sprach zu den Priestern und Rittern: „Ich will noch drei Tage und drei Nächte hier am Sarge sitzen bei meinem lieben Mann. Vielleicht nimmt mich Gott auch hinweg von der Erde. Dann wäre ja die Not der armen Kriemhild vorüber. Wer es gut mit dem Toten gemeint hat, mag mit mir wachen." Da wachte mancher Mann, ohne Speise und Trank zu genießen, drei Tage lang am Sarg mit der armen Kriemhild.

Am dritten Morgen sollte Siegfried begraben werden. Der Kirchhof neben dem Münster war gedrängt voll klagender und weinender Leute. Da sah man recht, wie lieb alle Siegfried gehabt hatten. Der Sarg wurde aus dem Münster getragen, die Priester und Mönche

gingen singend und betend vor demselben her, mit lautem Wehruf schloß das Volk sich dem Leichenzug an. Kriemhild verging fast vor Schmerzen; oft war sie der Ohnmacht nahe, daß man sie mit Wasser bespritzen mußte. Ehe der Sarg in die Gruft eingesenkt wurde, bat sie jammernd, man möge ihr doch den geliebten Toten noch einmal zeigen. Der Sarg wurde erbrochen. Mit ihrer weißen Hand hob sie das schöne Haupt des Helden empor, küßte noch einmal den bleichen Mund — dann schwanden ihr die Sinne. Bewußtlos wurde sie hinweggetragen.

B. Kriemhildens Rache.

VII. Kriemhild wird die Gemahlin des Königs Etzel.

20. Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Nachdem Siegfried begraben war, mochten seine Helden nicht länger in Worms bleiben, wo sie so großes Leid erfahren hatten. Der alte König Siegmund ging zu Kriemhild und sprach: „Wir wollen nun wieder heimziehen; denn ich glaube, in Worms sieht man uns nicht mehr gern. So folgt uns in unser Reich! Land und Leute sollen euch unterthan sein, wie sie es vorher Siegfried gewesen sind, und an mir selbst sollt ihr den besten Freund haben."

Kriemhild sagte zu, und ihre Frauen bereiteten alles zur Abreise. Da kamen aber ihre Mutter und ihre Brüder, Gernot und Giselher, und baten inständigst, sie möge doch bei ihnen bleiben, im Nibelungenlande sei sie doch nur eine Fremde, die besten Freunde habe sie an den zwei Brüdern in Worms. Kriemhild gab den Bitten nach, und Siegmund mußte mit Siegfrieds Mannen ohne die Königin abziehen.

Der Abschied war ein sehr schmerzlicher. „Wehe!" sprach der alte Siegmund, als er ging, „um Kurzweil sind wir hergeritten, und wie arm an Freunden kehren wir zurück! Ach, uns soll man wohl nicht wieder bei den Burgunden sehen!" Die Helden aber erwiderten: „Wir möchten wohl einen Kriegszug hierher unternehmen, wenn wir nur den fänden, der unsern Herrn erschlug." Sie verabschiedeten sich auch bei keinem Burgunden. Giselher und Gernot kamen aber selbst zu ihnen, und Giselher gab ihnen auch mit seinen Rittern das Geleite bis nach den Niederlanden.

Bei Kriemhild blieb zurück der Graf Eckewart mit seinen Mannen, daß er immer zu ihren Diensten bereit sei und Siegfried mit beklage. Neben dem Münster hatte Kriemhild ihre Wohnung. Dort saß die Freudenlose mit ihrem Gesinde. Täglich ging sie zur Kirche und an den Ort, wo ihr geliebter Mann begraben lag, und betete unter Thränen für seine Seele. Wohl kamen Ute und Giselher oft zu ihr, um sie zu trösten, aber kein Trost verscheuchte ihre tiefe Trauer.

Vier Jahre waren schon in solcher Weise verflossen. Mit ihrem Bruder Gunther hatte Kriemhild kein Wort wieder gesprochen, Hagen hatte sie nie wieder gesehen. Da sprach Hagen eines Tages zum König: „Wenn euch eure Schwester wieder gewogen würde, so könnte der große Schatz der Nibelungen in dieses Land kommen.“ Gunther hätte das auch gern gesehen; deshalb schickte er seine Brüder zu Kriemhild, daß sie dieselbe ihm wieder freundlich stimmen möchten. Nach vielen Bitten gelang dies auch. Der König eilte zu seiner Schwester, und unter vielen Thränen kam die Versöhnung zu stande. Allen verzieh Kriemhild, nur Hagen nicht.

Nicht lange darauf redeten die Brüder Kriemhild zu, daß sie doch den Nibelungenhort, der ihr von Siegfried am Hochzeitstag geschenkt worden war, nach Worms holen ließe. Sie war es zufrieden, und bald fuhren Giselher und Gernot mit zwölfhundert Mannen nach dem Nibelungenreich. Der Schatz wurde ihnen von Alberich nicht verweigert, da er ja Kriemhild gehörte. Zwölf Wagen fuhren vier Tage und vier Nächte, um den Hort aus dem Berge auf die Schiffe zu bringen. Er wurde glücklich nach Worms gebracht und in Kammern und Türmen aufgehäuft.

So groß er auch war, wie gern hätte ihn Kriemhild und alles, was sie hatte, dahin gegeben, wenn dadurch Siegfried wieder lebendig geworden wäre. Ihre einzige Freude war jetzt das Geben. An Arme und Reiche teilte sie von ihrem Schatze aus. Es war kein Wunder, daß so mancher Recke, den man in Worms noch nie gesehen hatte, ins Land kam und sich der Königin zum Dienst verpflichtete.

Das sah aber Hagen sehr ungern, und er sprach zum König: „Lassen wir Kriemhild noch eine Weile gewähren, so wird sie so viele Helden gewinnen, daß es uns übel ergehen mag. Einem Weib vertraut ein kluger Mann solche Schätze nicht an.“ Aber Gunther antwortete: „Das Gold gehört ihr. Ich bin froh, daß sie mir verziehen hat, und habe auch geschworen, daß ich ihr niemals wieder ein Leid zufügen will. Auch will ich daran denken, daß sie meine Schwester ist.“ Da sprach Hagen: „So laßt mich den Schuldigen sein!“

Er verschaffte sich auch bald die Schlüssel zu dem Schatz. Gernot und Giselher waren über diese neue Ungerechtigkeit sehr aufgebracht, aber helfen konnten sie nicht, so sehr auch Kriemhild weinte. Sie mußten jetzt mit dem König Gunther in den Krieg ziehen. Hagen blieb diesmal zurück. Ehe die Könige wieder heimkehrten, ließ er den Hort bei Lochheim in den Rhein versenken. Alle, die darum wußten, mußten heilige Eide schwören, daß sie den Ort niemals verraten wollten.

Da haßte Kriemhild Hagen mehr als je.

21. Wie König Etzel um Kriemhild wirbt.

Dreizehn Jahre hatte Kriemhild um Siegfried getrauert. Da starb im fernen Ungarland Frau Helke, die Gemahlin des mächtigen Hunnenkönigs Etzel. Dieser wollte sich wieder vermählen, und seine Freunde rieten ihm, um die schöne, stolze Königswitwe Kriemhild zu werben. Etzel zweifelte zwar; daß Kriemhild die Werbung annehmen würde, da er ein Heide war; aber auf den Rat seines getreuesten Vasallen, des Markgrafen Rüdiger von Bechlarn, beschloß er, eine Botschaft an Kriemhild zu senden. Rüdiger selbst übernahm es, Kriemhild für seinen Herrn zu gewinnen, und zog nach Worms.

Dort war man verwundert über die Pracht, mit welcher der fremde Ritter einzog. Er war allen unbekannt; nur Hagen rief bei seinem Anblick überrascht aus: „Ich habe gar lange Rüdigern, den kühnen Degen, nicht gesehen, aber ich glaube, er ist es!“ Und auch Rüdiger erkannte seinen alten Freund, der in seiner Jugend mit ihm an Etzels Hof zusammengewesen war. Vom König Gunther wurde der Markgraf mit großen Ehren empfangen.

Er richtete seinen Auftrag aus, und Gunther versprach, ihm nach drei Tagen Antwort zu geben. Während dieser Zeit besprach er sich mit seinen Räten, und alle stimmten der Werbung zu. Nur Hagen widersprach. „Seid auf eurer Hut!“ sagte er. Die Heirat könnte euch noch große Sorgen machen. Selbst wenn Kriemhild die Werbung annehmen wollte, dürftet ihr es nicht dulden.“ Aber Giselher entgegnete: „Du hast unserer Schwester großes Leid zugefügt; mache es jetzt durch deine Zustimmung wieder gut. Doch Hagen blieb unbeweglich: „Trägt Kriemhild erst Helkens Krone,“ sprach er, „so wird sie uns so viel Leid schaffen, als sie nur kann.“ Trotzdem wurde beschlossen, Kriemhild nicht zu hindern, wenn sie die Werbung annehmen wolle.

Als ihr die Sendung Rüdigers mitgeteilt wurde, wies sie jeden Gedanken an eine neue Heirat zurück. Doch ließ sie sich von ihren

Brüdern überreden, den Gesandten Etzels zu empfangen. Rüdiger erschien vor ihr und brachte seine Werbung vor. Aber Kriemhild antwortete: „Markgraf Rüdiger, wer meinen Schmerz gekannt hat, der wird mich nicht bitten, abermals einen Mann zu lieben; ich verlor mehr an dem Einen, als eine Frau jemals gewinnen kann."

Rüdiger, der sehr weise und der Rede kundig war, ließ sich aber nicht so schnell abweisen; er bat, am nächsten Morgen wiederkommen und sich bestimmte Antwort holen zu dürfen. Das gestattete Kriemhild. Unterdes redeten ihr Gernot und Giselher zu, den König Etzel zu erhören. „Denn," sagten sie, „von der Rhone bis zum Rhein, von der Elbe bis zum Südmeer ist kein König so gewaltig wie er, dreißig Könige, die er bezwungen, werden dir dienstbar sein. Wenn Einer dein Leid wenden kann, so ist es Etzel." „Klagen und weinen," antwortete Kriemhild, „ziemt mir besser, als königliche Herrlichkeit." Sie konnte zu keinem festen Entschluß kommen, und die ganze Nacht kam ihr kein Schlaf in die nassen Augen.

Als am andern Morgen Rüdiger wieder erschien, vermochten alle seine Bitten nicht, Kriemhild zu einer zustimmenden Antwort zu bewegen. Endlich sprach er heimlich zu ihr: „Laßt euer Weinen sein! Wenn ihr bei den Hunnen auch weiter keinen Freund fändet, als mich, so sollte es doch jeder schwer büßen, der euch etwas zuleide thät." Da dachte Kriemhild an Hagen, und schnell sprach sie: „So schwört mir, Markgraf Rüdiger, daß ihr bereit sein wollt, mir zugefügtes Leid zu rächen!" Rüdiger und seine Recken schwuren ihr das zu. Jetzt reichte ihm Kriemhild die Hand zur Zusage.

22. Wie Kriemhild nach Ungarn zog und von Etzel empfangen ward.

Kriemhild und Rüdiger traten bald darauf die weite Reise nach dem Hunnenland an. Gernot und Giselher gaben ihr das Geleite bis an die Donaustadt Pferingen, dann wandten sie sich zur Umkehr.

Nun ging die Reise über Regensburg, Passau und Ens nach Bechlarn, wo Frau Gotelind, die Gemahlin Rüdigers, die Ankommenden liebreich empfing. Nach kurzer Rast zogen sie weiter über Mölk und Tulna bis zur Burg Zeizenmauer. Immer mehr Fürsten mit ihren Völkern schlossen sich dem Zug der neuen Herrin an. Bei Tulna erwartete sie Etzel, der ein Gefolge von vierundzwanzig Königen und mächtigen Fürsten um sich versammelt hatte.

Die Königin ward von ihrem Rosse gehoben, und auch König Etzel stieg von dem seinen. Zwei mächtige Fürsten trugen Kriemhild

die Schleppe, als sie dem König entgegen ging und ihn mit einem Kuß freundlich empfing. Auch die übrigen Fürsten wurden von ihr freundlich begrüßt und brachten der Herrscherin ihre Huldigungen dar.

Unter den Fürsten ragte besonders einer hervor. Er stand an der Spitze einer mit Wolfshelmen geschmückten Schar, war von hohem Wuchs, edlen und stolzen Angesichts, Siegfried ähnlich durch kühnen, hellen Blick und königliche Stirn; nur war sein Aussehen ernster. Um das volle Haar war eine Königsbinde gewunden, die linke Hand hielt den Schwertknauf umfaßt, die starke Rechte stützte sich auf den Löwenschild. Das war der Gotenkönig, Dietrich von Bern, der gewaltigste Held seiner Zeit. Er war Gastfreund am Hofe Etzels.

Das ganze Gefolge, zusammen ein unübersehbares Völkerheer, zog nun hinab nach Wien. Mit verschwenderischer Pracht und unermeßlichen Geschenken wurde dort siebzehn Tage lang die Hochzeit gefeiert. Inmitten dieser Herrlichkeit und des Völkerjubels wurde Kriemhild doch nicht recht froh. Ihr Herz war bei dem edlen Manne, der am Rheine begraben lag; an den dachte sie, und ihre Augen wurden manchmal naß. Doch suchte sie es zu verhehlen.

Am achtzehnten Morgen brachen die Neuvermählten mit ihrem Gefolge von Wien auf und ritten über Heimburg nach Wieselburg. Dort schiffte der ganze Zug sich ein. Die Donau war von Schiffen so bedeckt, daß man meinen konnte, der Zug bewege sich auf der Erde. Endlich kam man zur Etzelburg, wo des Königs Hofhaltung war. Alles diente der neuen Gebieterin aufs willigste; selbst die Königin Helke war nicht so geehrt gewesen als Kriemhild.

Nach sieben Jahren schenkte ihr Gott ein Söhnlein. Etzel freute sich sehr darüber, und Kriemhild ließ nicht ab mit Bitten, bis er einwilligte, daß das Kind nach christlicher Weise getauft wurde. Es erhielt den Namen Ortlieb.

VIII. Die Fahrt der Burgunden nach Ungarn.

23. Wie Kriemhild ihr Leid zu rächen gedachte.

Wieder waren sechs Jahre vergangen; sechsundzwanzig Jahre lag Siegfried bereits im Grabe, Kriemhild hatte ihn noch nicht vergessen. Auch an den dachte sie oft, der ihr das größte Herzeleid zugefügt hatte, und sagte oft zu sich: „Ich bin so mächtig, und viele Helden gehorchen mir. Könnte ich Hagen nur in dieses Land schaffen, es sollte ihm übel ergehen.“ Aber niemandem verriet sie ihre Rachegedanken. Eines Tages

sprach sie zu Etzel: „Lange Jahre schon bin ich hier, und von meinen Verwandten hat mich noch niemand besucht. Ich sehne mich sehr nach ihnen; auch sprechen die Leute hier, ich sei ohne Freunde und ohne Heimat. Sende doch Boten an den Rhein und lade meine Brüder mit ihren Recken zum Besuch ein!"

„Recht gern," antwortete Etzel, „will ich das thun, wenn es nur deinen Verwandten nicht zu weit ist."

Ohne Säumen befahl er zweien seiner Helden, nach Worms zu reiten und die Burgunden zur nächsten Sonnenwende nach Ungarn einzuladen. Kriemhild beauftragte die Boten noch besonders, ja darauf zu sehen, daß auch Hagen mitkäme.

24. Wie die Burgunden beschlossen, nach Ungarn zu ziehen.

Als die Boten in Worms angelangt waren und die Einladung ausgerichtet hatten, hielt Gunther einen Rat mit seinen Helden. Viele meinten, es gezieme sich, der Einladung zu folgen. Doch Hagen widersprach ernstlich: „Ihr schafft euch dadurch großes Leid. Habt ihr vergessen, was wir Kriemhild gethan haben? Ihr wißt doch, daß meine Hand ihren Mann erschlug! Wie dürfen wir es wagen, in ihr Land zu reiten? Dort verlieren wir Ehre und Leben."

Auch Rumold warnte. Aber Gunther antwortete: „Meiner Schwester Zorn hat sich gelegt, sie hat vor ihrem Scheiden uns allen verziehen; vielleicht nur Hagen zürnt sie noch." Und Gernot und Giselher sprachen: „Wenn ihr euch auch fürchten müßt vor unserer Schwester, warum sollen wir sie nicht besuchen? Ihr, Freund Hagen, könnt ja hier bleiben, laßt aber doch die mitziehen, die den Mut haben, uns zu begleiten."

Solche Reden machten Hagen zornig, und er rief aus: „Wollt ihr nun einmal nicht von dieser Reise lassen, so sollt ihr sehen, daß ich nicht weniger Mut habe als andere. Ich rate euch aber wenigstens, nehmt eure besten Recken mit und geht nicht anders als wohlgerüstet!"

So wurde die Fahrt nach Ungarland beschlossen. Die Boten zogen wieder von dannen und verkündigten Etzel das Gelingen ihrer Sendung. Kriemhild hatte eine schreckliche Freude darüber, daß auch Hagen mitkommen wollte, und sprach zu Etzel, der an nichts Arges dachte: „Wie gefallen euch, lieber Herr, die Nachrichten?"

Der König antwortete: „Dein Wille ist meine Freude. Ich habe mich über die Ankunft meiner eigenen Verwandten nie so gefreut, wie über die der deinigen."

Im Burgundenlande ließ König Gunther seine Helden zusammenrufen. Dreitausend kamen schnell nach Worms; von ihnen wählte Hagen tausend der besten aus, die sollten die Könige auf der Fahrt zu Etzel begleiten.

Vor der Abreise warnte die alte Königin Ute noch einmal vor dem Unternehmen. Sie hatte einen schweren Traum gehabt: Alle Vögel des Landes lagen tot auf dem Felde. Aber Hagen erwiderte: „Wer sich an Träume kehrt, wird selten viel Ehre haben. Laßt uns nur reisen!"

25. Die Fahrt der Burgunden bis zum Markgrafen Rüdiger.

Die Fahrt wurde angetreten. Hagen war der Führer. Von Worms ging es an den Main, diesen Fluß aufwärts, durch Ostfranken nach der Donau. Diese war hoch angeschwollen und weit über die Ufer getreten. Weit und breit war keine Fähre zu entdecken. Da machte sich Hagen auf, eine solche zu suchen. Er fand sie auch und rief mit mächtiger Stimme über den Strom: „Nun hol' mich, Fährmann, ich bin deines Herrn Mann. Dabei bot er ihm hoch an der Spitze seines Schwertes einen glänzenden Ring von Gold zum Lohn. So lockte er ihn listig herüber. Als aber der Fährmann die Täuschung erkannte, sprach er: „Mein Herr hat viele Feinde; darum fahre ich keinen Fremden hinüber in sein Land." Hagen war aber schon in das Schiff getreten und wollte nicht wieder zurück. Da schlug der Fährmann mit einem Ruder auf ihn los. Doch Hagen ergriff sein Schwert und schlug ihm mit einem Hiebe das Haupt ab. Den Leichnam warf er in den Strom. Nun fuhr er mit dem Schiffe zurück und setzte nach und nach das ganze Heer über.

Sie waren jetzt im Lande des Bayernfürsten Gelfrat. Der Herr am jenseitigen Ufer hieß Else.

Kaum hatten Gelfrat und Else den Tod ihres Fährmannes erfahren, als sie den Burgunden nachjagten. Hagen und Dankwart ritten am Ende des Zugs. Es kam zu einem grimmigen Kampf zwischen Gelfrat und Hagen und Else und Dankwart. Die erstern rannten so heftig gegeneinander, daß beide aus dem Sattel und rücklings zu Boden fielen. Sie kämpften nun zu Fuß. Gelfrat brachte Hagen in große Not und schlug ihm den Schild in Stücke. Da rief Hagen seinen Bruder um Hilfe an, dieser sprang schnell herbei und führte einen solchen Hieb nach Gelfrat, daß er für immer stumm ward. Auch Else wurde schwer verwundet und mußte abziehen.

26. Wie der Markgraf Rüdiger die Burgunden bewirtete.

Nicht lange dauerte es nun, und die Burgunden kamen in das Land Rüdigers.

Als diesem die Ankunft der fremden Ritter gemeldet wurde, sprach er: „Wohl mir, daß diese Gäste einmal zu mir kommen; ich habe ihnen noch wenig Freundschaft erweisen können.“ Und zu seinem Weibe Gotelind und seiner Tochter Dietlinde sagte er: „Ihr Lieben, nun grüßt freundlich die edlen Könige, die uns zu besuchen kommen, und empfangt sie mit einem Kuß.“

Die ankommenden Helden wurden aufs herzlichste bewillkommnet und aufs beste bewirtet. Das gefiel ihnen sehr wohl. Besonders gern sahen alle Rüdigers liebliche Tochter. Beim Essen mußte sie mit ihren Jungfrauen freilich in einem andern Gemache sitzen. Kaum aber war das Essen vorbei, so wurde sie wieder in den Saal geholt. Da gab es Scherz und Kurzweil genug. Volker, der ein trefflicher Spielmann war, wußte manch herrliches Lied zu singen und manch schönes Wort zu sagen.

So sprach er auch zu Rüdiger: „Euch hat Gott lieb; das kann man sehen. Er hat euch ein wonnigliches Leben gegeben, dazu ein herzliches Weib und eine wunderbar liebe Tochter. Wahrlich, wenn ich ein König wäre, so sollte keine andere mit mir die Krone teilen, als eure schöne Dietlinde.“ Darauf erwiderte Rüdiger: „Wie sollte das zugehen, daß ein König meine Tochter begehrte? Dazu bin ich nicht reich genug.“ Aber Gernot meinte: „Sollte ich mir noch ein Weib wählen, so wollte ich um keine andere werben, als um eure Tochter!“ Und Hagen sprach: „Braucht doch mein Herr, der junge Giselher, ein Weib. Sollte er nicht die schöne Markgräfin wählen? Sie verdient es wohl, daß sie Königin von Burgund wird. Ich und meine Mannen, wir werden ihr gern als Königin dienen.“ Giselher und Dietlinde hörten das gern; denn sie hatten gleich, als sie sich sahen, Zuneigung zu einander empfunden.

Alsbald wurde die Verlobung gefeiert, und der Markgraf sprach zu den Königen: „Wenn ihr wieder heim reitet nach Burgund, dann mögt ihr die Jungfrau mitnehmen; bis dahin soll sie noch in meinem Hause bleiben.“

Bis zum vierten Morgen blieben die Gäste. Beim Abschiede schenkte ihnen Rüdiger manch edles Roß; Gunther erhielt ein herrliches Streitgewand, Gernot ein gutes Schwert. Hagen erbat sich einen vorzüg-

lichen Schild, der dem im Kampf gefallenen Sohne des Markgrafen gehört hatte. Mit fünfhundert seiner Mannen begleitete dann Rüdiger die Burgunden an den Hof des Königs Etzel.

27. Wie die Burgunden von Dietrich begrüßt werden.

Als sie das Ungarland betreten hatten, erfuhr ihre Ankunft zuerst der alte Hildebrand, der Waffenmeister Dietrichs von Bern. Er ging zu seinem Herrn und bat ihn, die Helden gut zu empfangen. Dietrich ritt ihnen entgegen. Hagen erkannte ihn sofort und sprach: „Nun steigt aus den Sätteln und geht denen entgegen, die da kommen! Es sind gar tapfere Recken, und der sie führt, das ist der kühne Dietrich von Bern."

Auch die Goten stiegen ab, und Dietrich sprach: „Willkommen, ihr Herren, Gunther und Gernot, Giselher und Hagen, Volker und Dankwart und wie ihr alle heißt. Große Freude ist es mir, euch einmal zu sehen. Wißt ihr denn aber nicht, daß Kriemhild noch immer um Siegfried weint?" Trotzig erwiderte Hagen: „Laßt sie weinen, so lange sie will. Sie wird mit ihren Thränen den Helden nicht wieder auferwecken."

„Wie Siegfried ums Leben gekommen ist, wollen wir nicht weiter untersuchen," sprach ernst der Gotenkönig, „aber so lange Kriemhild lebt, droht schweres Unglück. Hagen, du Trost der Burgunden, hüte du dich allermeist." Der kühne Volker aber sagte: „Umkehren können wir nicht mehr. Laßt uns ruhig in des Königs Burg einreiten, wir werden ja bald sehen, was über uns beschlossen ist."

IX. Der Untergang der Burgunden.

28. Wie die Burgunden von Kriemhild empfangen werden.

Es war am Abend vor der Sonnenwende. Mutig ritten die Burgunden in Etzels Burg ein, angestaunt und bewundert von den Hunnen. In Haufen drängten sie sich herbei, um vor allen den grimmigen Hagen von Tronje zu sehen, der den stärksten Helden, Kriemhilds ersten Mann, erschlagen hatte. Da sahen sie den Recken auf hohem Roß, lang gewachsen, fest wie Eisen an Brust und Schultern, das Haar schon teilweise ergraut, schrecklich finster das Gesicht. Etzel sah ihn aus dem Fenster und fragte: „Wer ist der gewaltige Held, der dort bei Dietrich reitet?"

Ein alter Burgunde, der mit Kriemhild ins Land gekommen war, antwortete: „Das ist der Hagen von Tronje, ein grimmiger Held.“ Da erinnerte sich Etzel, daß Hagen als Jüngling an seinem Hofe gewesen war und mit ihm fröhliche Ritterspiele geübt hatte.

Den Rittern wurde nun Herberge bereitet, die Knechte wurden abseits untergebracht, und Dankwart ward die Sorge um sie aufgetragen. So hatte es Kriemhild angeordnet, um die Burgunden leichter überwinden zu können. Sie ging ihnen jetzt entgegen, küßte aber nur ihren Bruder Giselher und nahm ihn bei der Hand. Als das Hagen sah, zog er das Band seines Helmes fester an und sprach: „Der Gruß gefällt mir nicht. Sie grüßt die Könige mit verschiedenem Gruß, wir thun wohl, uns vorzusehen; denn ich fürchte, wir haben eine schlimme Reise gethan.“ Da wendete sich Kriemhild auch an ihn und sprach: „Seid dem willkommen, der euch gern sieht! Von mir erwartet ihr wohl nicht, daß ich euch in Freundschaft grüße. Oder habt ihr mir vom Rhein etwas mitgebracht?“ Da antwortete Hagen: „Wie konnte ich ahnen, daß ihr Geschenke von den Helden erwartet?“ „Nach dem Hort der Nibelungen frage ich, der mir gehört, und den ihr mir geraubt,“ entgegnete Kriemhild. Trotzig erwiderte der Recke: „Ich kümmere mich nicht um euren Hort. Der liegt seit manchem Tag im Rhein und wird wohl darin liegen bleiben bis an den jüngsten Tag. Ich hatte genug zu tragen an meinem Schild und Panzer, an meinem Helm und Schwert.“ Da Kriemhild die Burgunden alle in Waffen sah, warf sie ihren Feinden einen grimmigen Blick zu und ging ohne Antwort davon.

Dietrich und Hagen faßten sich bei den Händen und sprachen über das, was da kommen könnte. Dietrich warnte wieder, aber Hagen war frohen Mutes und sprach: „Es komme, was da will, wir sind bereit.“

29. Wie Kriemhild Hagen zu töten gedachte.

Als Dietrich weg ging, sah sich Hagen nach einem Genossen um, der in Not und Tod treu zu ihm stünde. Bald hatte er ihn gefunden, es war Volker. Beide setzten sich auf eine Steinbank vor einem Hofgebäude. Die Hunnen betrachteten ehrerbietig die gewaltigen Helden von ferne. Auch Kriemhild erblickte ihren Todfeind und brach in Thränen aus. Die Hunnen fragten nach der Ursache und sprachen: „Wer euch beleidigt hat, der soll sterben, wenn ihr es befehlt.“ Da rief sie: „Rächt mich an Hagen, dort sitzt er!“ Sechzig kühne Helden rüsteten sich sofort. Aber Kriemhild sprach: „Ihr könnt die beiden Recken nicht besiegen, sie sind zu stark.“ Noch mehr Hunnen scharten

sich um die sechzig, daß ihrer vierhundert wurden. Jetzt setzte Kriemhild die Königskrone auf und stieg an der Spitze ihrer Schar hinunter in den Hof. Volker sah sie kommen und sprach: „Dort kommt die Königin. Seid auf eurer Hut! Die sie begleiten, sind starke Helden, in strahlenden Panzern und mit scharfen Schwertern in den Händen.“ „Ich weiß wohl,“ entgegnete Hagen, „daß sie meinetwegen kommen. Wenn ich es aber bloß mit denen da zu thun habe, so reite ich wieder gesund nach dem Burgundenland. Sagt mir nur, Freund Volker, ob ihr mir beistehen wollt?“ „Das will ich,“ antwortete Volker, „und wenn der König mit seinem ganzen Heer gegen euch anstürmte.“ „Was bedarf ich da noch mehr?“ rief erfreut Hagen, „nun mögen die Hunnen herankommen.“

Kriemhild kam jetzt näher. Volker erinnerte Hagen daran, vor der Königin aufzustehen. Hagen blieb aber trotzig sitzen, damit niemand glaube, er fürchte sich. In seinem grausamen Übermut legte er über seine Kniee ein prächtiges Schwert. Am Knauf glänzte ein grüner Edelstein, die Scheide war von Gold, ebenso das Gehänge. Kriemhild kannte das Schwert nur zu wohl, es war Balmung, den Siegfried einst geführt hatte. Wieder flossen ihr die Thränen über das Gesicht. Sie trat dicht vor die Helden hin und sprach: „Hagen, wer hat nach euch gesandt, daß ihr es wagt, in dieses Land zu reiten? Ihr wißt doch, was ihr mir gethan?“ „Nach mir,“ entgegnete Hagen, „hat niemand gesandt; drei Könige hat man hierher geladen, sie sind meine Herren, wo sie sind, bin auch ich.“ Da sprach Kriemhild weiter: „Ihr wißt doch, warum ich euch hasse? Warum erschlugt ihr Siegfried, um den ich nun weinen muß bis an mein Ende?“ Trotzig fuhr Hagen auf: „Wozu noch länger das Gerede? Ich bin der Hagen, der Siegfried erschlug, weil sein Weib Kriemhild die edle Königin Brunhild schalt. Wer das an mir rächen will, komme heran!“

Die Hunnen sahen sich einander an, aber keiner wagte, die beiden Helden anzugreifen, und einer nach dem andern schlich sich davon. Ruhig standen Volker und Hagen auf, um zu ihren Herren zu gehen und, wenn nötig, diese zu beschützen.

30. Wie Hagen und Volker Schildwacht stehen.

Die Burgunden harrten noch immer im Hofe des Empfangs. Die Helden stellten sich eben auf, um in den Königssaal zu gehen. Dietrich von Bern führte Gunther, Rüdiger den jungen Giselher. Ebenso wurden die andern Helden von Etzels Recken begleitet. Nur Hagen und Volker

gingen nicht mit Hunnen, sondern blieben bei einander. Vom König Etzel wurden die Gäste sehr freundlich empfangen, und große Ehre wurde ihnen erwiesen. Das Festmahl dauerte, bis der Tag sich neigte.

Die reisemüden Helden sehnten sich nach Ruhe. Deshalb verabschiedeten sie sich von König Etzel und wurden in einen weiten Saal geführt. Da standen prächtige Betten; die Bettlaken waren von feiner Seide, die Zudecken aber von Hermelin und schwarzem Zobelpelz. So schön aber auch alles war, der junge Giselher brach in Klagen aus und sprach: „Wehe uns dieser Nachtruhe! Ich fürchte, große Gefahr droht uns. Von unserer Schwester scheint unser aller Tod beschlossen zu sein."

Hagen beruhigte ihn. „Laßt nur eure Sorgen," entgegnete er, „ich will heute Nacht selbst Schildwache sein und gedenke euch wohl zu behüten."

Das hörten die Helden gern und dankten ihm, dann gingen sie zu Bett. Zu Hagen gesellte sich Volker; beide bewaffneten sich und traten hinaus vor die Thür. Um Mitternacht bemerkte Volker, wie Hunnen den Saal umschlichen. Kriemhild hatte sie abgeschickt, um Hagen im Schlaf zu ermorden. Als sie aber die beiden Helden gewahrten, gingen sie davon; „denn," sagten sie, „wo solche Recken Wache halten, da sind die Schläfer wohl behütet."

31. Der erste Kampf mit den Hunnen.

Am andern Tage fanden große Ritterspiele statt. Kriemhild suchte erst den alten Hildebrand, dann Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen. Aber beide verweigerten es. Dietrich erinnerte sie auch daran, daß es treulos sei, ihre Verwandten, die in gutem Glauben hierhergekommen seien, feindlich angreifen zu wollen. Er werde die Hand dazu nicht bieten. Endlich überredete sie den Bruder Etzels, Blödel, zuerst wenigstens die niederen Dienstmannen mit Dankwart zu beseitigen. Sie ging unterdessen zur Mittagstafel im Herrenhause, wo die Könige und hohen Herren schon versammelt waren. Dahin ließ sie auch ihren jungen Sohn Ortlieb bringen, damit ihn seine Oheime sehen sollten. Etzel empfahl ihn ihrer Liebe und sagte, er wolle ihn mit nach dem Rheine schicken, wenn sie zurückzögen, damit ein tapferer Held aus ihm würde. Da brach Hagen in seiner unbändigen Wut gegen Kriemhild in die Worte aus: „Der Knabe sieht so schwächlich aus, daß er wohl nicht mehr lange leben wird. Mich wird man gewiß nie zu Ortliebs Hofe gehen sehen."

Bestürzt blickten alle auf Hagen und waren zornig über seine drohende Rede. Da erscheint Dankwart, mit Blut überströmt und das Schwert hoch haltend, in der Thür des Saales und ruft: „Ihr sitzt allzulange in Ruhe, Bruder Hagen. Euch und Gott im Himmel klag' ich unsere Not; Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen."

„Wer hat das gethan?" fragt Hagen. „Blödel mit seinen Mannen," antwortet Dankwart; „er hat es auch gebüßt; denn meine Hand hat ihm das Haupt abgeschlagen."

„Hüte du die Thür," ruft Hagen, „daß niemand hinausgelange, ich will mit den Hunnen ein Wörtchen reden, wie sie es verdienen. Des Königs Sohn soll der erste sein."

Das Schwert blinkt in seiner Hand, und das Haupt des unschuldigen Kindes fliegt der Mutter in den Schoß. Gleich darauf liegt des Kindes Wärter zu Hagens Füßen. Auch Volker springt vom Tisch auf und schlägt mächtig auf die Hunnen ein. Die Burgundenkönige wollen dem Kampf wehren, aber es gelingt ihnen nicht, sie müssen selbst mit dreinschlagen. Ein Hunne nach dem andern fällt. Volker stellt sich zu Dankwart an die Thür; keiner der Hunnen, die draußen wohl das Kampfgetümmel hören, kann in den Saal.

In Todesangst bittet Kriemhild Dietrich von Bern um Hilfe. Mit gewaltiger Stimme ruft er in den Kampf hinein. Die Waffen ruhen, damit die Helden vernehmen, was Dietrich begehrt. Er verlangt Friede für sich und sein Gefolge, um den Saal verlassen zu können. Gunther gewährt ihm denselben, da er es nur mit den Feinden, die ihm seine Mannen erschlagen haben, zu thun habe, die andern könnten gehen. Etzel mit Kriemhild, Rüdiger, Dietrich und seine Mannen verlassen den Saal. Alsbald beginnt der Kampf von neuem, bis Etzels Recken alle erschlagen sind.

32. Wie Markgraf Rüdiger stirbt.

Die Burgunden waren vom heißen Streit ermüdet und legten Schilde und Helme ab; nur Hagen und Volker blieben gewaffnet. Sie sahen aber ein, daß sie endlich untergehen mußten. Deshalb verlangten sie, man solle sie ins Freie lassen, draußen wollten sie, der Übermacht unterliegend, den Heldentod sterben. Kriemhild versagte ihnen dies. Auch Giselher bat flehentlich, man möge sie doch schnell sterben lassen, wenn es nicht anders sein solle.

Da ward Kriemhild gerührt, sie verlangte nur Hagen allein. Aber Gernot und Giselher riefen: „Wir sterben mit Hagen; von der Treue lassen wir nicht bis in den Tod!"

Nun kannte die Rachsucht Kriemhildens keine Schonung mehr. Sie ließ den Saal in Brand stecken; aber die Burgunden traten an die Wand und deckten sich mit den Schilden.

Jetzt wandten sich Etzel und Kriemhild an ihren letzten Trost, an den edlen Rüdiger von Bechlarn.

„Gedenke, Rüdiger, des Eides, den du mir geschworen hast," sprach Kriemhild, „jetzt zeige, daß du deinen Eid halten willst!" „Wohl habe ich versprochen," erwiderte Rüdiger, „Ehre und Leben für euch zu wagen; allein die Seele zu verlieren, das habe ich nicht geschworen. Ich habe die edlen Fürsten vom Rhein freundlich in mein Haus geladen und zu diesem Feste hergeleitet, ich muß ihnen nun die Treue halten."

Aber auch Etzel verlangte, daß Rüdiger für ihn kämpfe, weil er sein Vasall sei. Da kam der edle Markgraf in große Gewissensnot und klagte: „O weh mir Armen! Wär' ich doch lieber tot, als daß ich die Treue, die mir Gott gebietet, verletzen soll! Was ich auch jetzt thue, so ist es doch böse gehandelt, und mit Recht wird man den, der bis jetzt der treue Rüdiger hieß, den ungetreuen schelten. Herr König, nehmt zurück, was ich von euch empfangen habe, nehmt hin das Land und die Burgen und laßt mich auf meinen Füßen bloß und elend wie einen Bettler in die Verbannung gehen!" Doch Etzel antwortete: „Nimmermehr! Wer sollte mich an meinen Feinden rächen?"

Da sprach Rüdiger endlich: „Wohlan denn, ich halte meinen Eid. Mannentreue muß vor Freundestreue das Recht behalten. Ich will heute mit meinem Leben bezahlen, was ihr mir Liebes und Gutes gethan habt. Nehmt euch meines Weibes und Kindes an!" Und nach dem Saale gewendet, rief er: „Wehe mir und euch, meine lieben Freunde! Wie ungern gehe ich gegen euch in den Kampf!"

Mit kummervoller Miene ging er davon und hieß seine Recken sich rüsten. Dann kam er wieder, setzte vor die Thür des Saales seinen Schild auf die Erde und sprach: „Ihr kühnen Helden, nun wehret euch! Denn statt euch Hilfe zu bringen, muß ich euch bekämpfen. Wohl waren wir einst Freunde, jetzt aber muß ich euch bitten, mich ledig zu lassen der Treue, die ich euch versprochen."

Darüber erschraken die Burgunden sehr, doch konnten sie Rüdiger nicht mehr in seinem Entschlusse wankend machen. Mit den Worten: „Nun, so sei uns allen Gott im Himmel gnädig!" nahm er den Schild auf und stürmte gegen den Saal. Da rief Hagen: „Warte noch ein wenig, edler Rüdiger! Ich stehe hier ohne Schild; denn der, welchen mir deine Frau schenkte, ist von den Hunnen zerhauen worden."

„So nimm den meinigen," sprach der Markgraf. „Wollte Gott, du dürftest ihn auch nach Burgundenland tragen." Allen, die das hörten und sahen, wurden die Augen naß, und Hagen sagte: „Das lohne euch Gott, edler Rüdiger! Wahrlich, ein solcher Held wird auf der ganzen Erde nicht mehr gefunden. Und mit euch sollte ich kämpfen? Nimmermehr; geschehe, was da wolle." Auch Volker und Giselher traten zurück vom Streite.

Mit einem andern Schilde versehen, stürmte nun Rüdiger an der Spitze seiner Recken in den Saal hinein. Furchtbar war der Kampf. Rüdigers Streichen konnte keiner widerstehen. Da konnte sich Gernot nicht länger halten. „Ihr wollt von unsern Mannen keinen leben lassen," rief er dem Markgrafen zu, „das macht mir großes Leid; nun muß ich mich mit eurem eignen Schwert gegen euch wenden."

Bald waren die beiden Helden aneinander. Rüdiger schlug durch Gernots festen Helm, daß das Blut herniederfloß. Doch hatte Gernot, obgleich zum Tode verwundet, noch Kraft genug, auch gegen Rüdiger einen Hieb zu führen, der den edlen Mann zu Boden streckte. Da lagen nun die beiden herrlichen Helden im Tode friedlich nebeneinander.

33. Wie die Goten mit den Burgunden in Kampf geraten.

Bald erfuhr man auch außerhalb des Saales den Tod des edlen Markgrafen. Von der Klage um den herrlichen Helden hallten Paläste und Türme wieder. Da lief einer von Dietrichs Mannen zu seinem Herrn, der sich vom Kampfe fern gehalten hatte, und sprach: „Herr Dietrich, ich höre ein so herzzerreißendes Klagen und Weinen, daß ich glaube, König Etzel oder Kriemhild sind von den Burgunden erschlagen worden." Ein anderer kam bald und meldete den Tod Rüdigers.

Um Genaueres zu erfahren, sandte Dietrich seinen Waffenmeister Hildebrand ab. Gegen sein Gebot waffneten sich auch seine Mannen und begleiteten den alten Hildebrand, damit ihm Hagen keine spöttische Antwort gebe. Die Goten erfuhren bald, daß Rüdiger wirklich gefallen sei. Sie erhoben ein großes Wehklagen und begehrten seinen Leichnam, um ihn mit allen Ehren bestatten zu können.

„Holt ihn euch doch aus dem Saale," antwortete Volker, und auch Hagen führte höhnische Reden. Da ließen sich die Goten von Hildebrand nicht mehr zurückhalten und griffen zu den Schwertern.

Abermals entbrannte ein furchtbarer Kampf, an dem auch Hildebrand teil nahm. Von seiner Hand fielen viele Burgunden, auch der

sonst so fröhliche Volker. Um Hildebrands Haupt sauste aber Balmung und schlug ihm eine tiefe Wunde. Er entfloh.

Im Königssaale standen einsam über den Leichen ihrer Brüder und Kampfgenossen Gunther und Hagen.

34. Wie Dietrich Hagen und Gunther besiegt und die letzten Burgunden untergehen.

Als Dietrich den alten Hildebrand mit Blut überströmt kommen sah, zürnte er, daß seine Mannen gegen sein Gebot sich in Streit eingelassen hatten. Doch als ihm Hildebrand sagte, daß die Burgunden den Leichnam des edlen Rüdiger gutwillig nicht hätten herausgeben wollen, sprach Dietrich: „So befehlt meinen Helden, daß sie sich waffnen und zu mir kommen. Auch mir bringt mein Streitgewand; ich will selbst hingehen und mit den Burgunden reden.“ Da antwortete Hildebrand: „Wer soll mit euch hingehen? Die von euren Helden noch leben, die stehen vor euch; ich bin es ganz allein, die andern alle sind von den Burgunden erschlagen.“ „Ich armer Mann!“ rief da Dietrich erschrocken aus. „Ach, ich war einmal ein reicher und mächtiger König; nun bin ich arm, so arm wie kein anderer.“

Er suchte selbst sein Streitgewand und machte sich mit seinem alten Meister auf den Weg. Als Hagen die beiden Helden kommen sah, sprach er: „Wenn Dietrich mit uns streiten will, wohlan, ich fürchte mich nicht.“

Dietrich wollte jedoch zunächst nicht mit den beiden letzten Burgunden kämpfen, er verlangte aber, sie sollten sich ihm gefangen ergeben, dann wolle er sie auch vor den Hunnen beschützen. Davon wollte aber Hagen nichts wissen, so lange er noch das Schwert in den Händen habe, und so begann denn der Kampf. Dietrich wußte sich vor Hagens Hieben zu schützen und schlug ihm endlich eine tiefe und lange Wunde. Jetzt hätte er ihn töten können, doch das wollte er nicht. Er umschloß Hagen so fest mit den Armen, daß dieser sich nicht mehr rühren konnte; dann band er ihn und führte ihn zu Kriemhild.

Diese war sehr erfreut darüber, ihren Todfeind endlich in den Händen zu haben. Aber Dietrich sprach: „Edle Königin, ich bitte euch, daß ihr den wackern Helden am Leben laßt. Es kann wohl geschehen, daß er das Leid, das er euch zugefügt, wieder gut macht durch treue Dienste, die er mit seiner großen Kraft euch leistet. Tötet deshalb den Wehrlosen nicht!“

Kriemhild ließ Hagen in einen Kerker führen, Dietrich aber ging zurück zu Gunther, der über das Schicksal seines treuen Hagen untröstlich

war. Zwischen den beiden Königen begann ein harter Kampf; es ging Gunther aber gerade so wie Hagen. Dietrich brachte ihn ebenfalls zu Kriemhild und sprach: „Nie sind einem Menschen bessere Helden als Gefangene übergeben worden. Seid ihnen gnädig gesinnt und vergeßt euren Zorn!"

Das versprach Kriemhild.

Mit Thränen in den Augen ging Dietrich davon. Die Königin hielt aber übel Wort. Nachdem auch Gunther in ein Gefängnis geführt worden war, ging sie zu Hagen und sprach: „Wollt ihr mir den Nibelungenhort wiedergeben, den ihr mir geraubt habt, so will ich euch frei lassen, daß ihr zu den Burgunden zurückkehren könnt." Aber Hagen antwortete: „Eure Worte sind umsonst. Ich habe geschworen, den Hort niemand zu zeigen. So lange einer meiner Herren lebt, erhält ihn niemand."

Da wurde Kriemhild wütend und sagte: „So will ich der Sache ein Ende machen." Sie ließ den König töten und forderte nun wieder den Schatz von Hagen. Dieser ward sehr traurig über den Tod seines Herrn; doch trotzig sprach er: „Nun ist es ja zum Ende gebracht, wie du gewollt hast; nun ist er tot der edle König Gunther, Giselher und auch Gernot. Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein. Dir aber soll er ewig verhohlen sein!" Da mußte auch Hagen sterben, sein Tod wurde ihr aber von Hildebrand vergolten.

So endete mit großem Leide die Heerfahrt der edlen Burgunden.



